DR. TH. H. VAN DE VELDE

DIE ABNEIGUNG IN DER EHE

EINE STUDIE ÜBER IHRE ENTSTEHUNG UND BEKÄMPFUNG





DIE ABNEIGUNG IN DER EHE

Die wahre Ehe ist nicht die konfliktlose Ehe,
sondern die dauernd ihre Konflikte aussöhnende Ehe

J. G. Wattjes

(Philosophische Gedanken über die Ehe)



DIE ABNEIGUNG IN DER EHE

EINE STUDIE ÜBER IHRE ENTSTEHUNG UND BEKÄMPFUNG

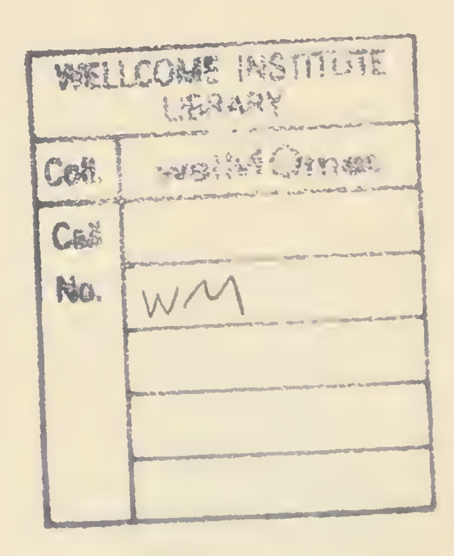
VON DR. TH. H. VAN DE VELDE
FRÜHER DIREKTOR DER FRAUENKLINIK IN HAARLEM

DRITTE AUFLAGE



1928

BENNO KONEGEN / MEDIZINISCHER VERLAG / LEIPZIG UND STUTTGART



Druck der Stuttgarter Vereinsbuchdruckerei A.-G.

DEM ANDENKEN
EINER
MÜTTERLICHEN FREUNDIN
GEWIDMET

„Der Mann, dem solch eine Freundschaft zuteil wurde, wird ihrer jeden Tag seines weiteren Lebens dankbar gedenken"
(Dieses Buch, S. 42)



Vorwort

Auch diesem zweiten Band meiner Trilogie über das eheliche Glück soll ein Wort der Erklärung vorangehen.

Seine persönliche Färbung bitte ich zu entschuldigen. Sie läßt sich nicht vermeiden, soll die Absicht dieses Buches verstanden werden.

Diese Absicht ist nicht, die Zahl der mehr oder weniger philosophisch gefärbten Studien über die „allgemeine Psychologie der Ehe" zu vergrößern; — denn ich bin ebensowenig Fach-Psychologe wie -Philosoph. Und außerdem fehlt mir die Überzeugung, daß jenen Menschen, für die ich hier schreibe, durch Abhandlungen solcher Art genützt werden kann.

Es ist ebenfalls nicht meine Absicht, durch einen Beitrag zur speziellen Psychologie Leute, die in der Ehe (manchmal auch durch die Ehe) nervenkrank geworden sind, bei der Behandlung ihres Leidens zu beraten, — denn ich war nie Facharzt für Nerven- und Seelenkrankheiten, und ebensowenig gehöre ich einer bestimmten Schule auf diesem Gebiete an. Dabei steht es für mich fest, daß ein Kranker nicht versuchen soll, durch das Lesen eines Buches Hilfe zu finden, weil nur die Behandlung helfen kann, die ihm als einzelnem gilt und seinem Einzelfall entspricht.

Was ich dann wohl mit dem Schreiben dieses Buches bezwecke?: Den vielen Menschen, deren Glück durch das Gespenst der ehelichen Abneigung bedroht wird, zu helfen bei der Bekämpfung dieser Gefahr. — Denn ich bin Arzt in meinem Fühlen und Arzt in meinem Denken, und wer als Arzt fühlt und als Arzt denkt, der muß eben immer zu helfen versuchen, wo er die Möglichkeit dazu erblickt. Kann er das nicht durch die Tat oder mit Hilfe des gesprochenen Wortes, so bedient er sich des geschriebenen.

Daß es hier tatsächlich möglich ist, durch geschriebene Worte zu helfen, — davon bin ich überzeugt. Nur wenige Eheleute sind sich bewußt, daß in ihrer nächsten Nähe ein böser, gefährlicher Feind haust; die meisten wissen vor seinem Siege gar nicht, daß es ihn überhaupt gibt. Dennoch bedroht er, praktisch gesprochen, jede Ehe während eines gewissen Zeitraums; in manchen Fällen auch wiederholt er in Abständen seine Angriffe; und nur allzuoft gelingt es ihm, das eheliche Glück zu zerstören. — Nie aber kann ein Feind, wer er auch sein mag, mit Aussicht auf Erfolg bekämpft werden, wenn man keinen Begriff von seiner Art und von seiner Kraft hat, ja wenn man seine Anwesenheit nicht vermutet und sogar seine Existenz nicht kennt!

So ist es denn notwendig, die Erhaltung des Eheglückes nicht allein durch Kräftigung jener Macht zu erstreben, die die Gatten zueinander hinzieht, — jener Macht, der ich den ersten Band dieser Trilogie („Die vollkommene Ehe") gewidmet habe —, sondern auch durch Bekämpfung (das will also heißen: durch Darstellung und Klarlegung) der abstoßenden Kräfte, die das Glück der Ehe bedrohen. Dazu will dieses Buch beitragen.

Es wird eine Abspiegelung psychischer Vorgänge bringen, die sich, soweit sie das innere Erleben betreffen, teils in den zentralen Partien des Bewußtseins, für einen noch bedeutsameren Teil aber in den äußeren Sphären des Nebenbewußten abspielen; und die, was die Beziehungen der Menschen zur Außenwelt angeht, nicht allein den uns bekannten, sondern auch manchen uns größtenteils noch unbekannten Einflüssen unterworfen sind.

Aus diesem Grunde muß es also nicht nur von Gefühlen und Wirkungen sprechen, die mehr oder weniger klar zutage treten, sondern sich auch in Regionen bewegen, wo ungeklärte Kräfte und verborgene Regungen herrschen.

Es kann und will nicht versuchen, in die Wissenschaften, die so verschiedene Bereiche umfassen, einzudringen.

Das haben die Männer und Frauen, die den drohenden Niedergang ihrer Ehe aufzuhalten versuchen, auch nicht nötig.

Was ihnen not tut, ist Einsicht, — ein Begreifen der Dinge, auf die es ankommt.

Diese Einsicht zu vermitteln, soll der Zweck der hier folgenden Seiten sein.

Sie werden möglichst viel von dem enthalten, was ich durch langjähriges Studium auf dem einschlägigen Gebiet erworben und in reicher eigener objektiver und subjektiver Lebenserfahrung erarbeitet, dann schließlich zu Wissen und Weltanschauung geklärt und verdichtet habe.

Die Fachgelehrten mögen bedenken, daß hier keine spezialistische Abhandlung vorliegt. Und ferner, daß ich in diesem Buche nicht die psychologische Seite der Frage des Eheglücks und seiner Erhaltung beleuchten will, sondern eine psychologische Seite — eine der vielen jedoch, die bisher nicht, oder auf jeden Fall nicht in dem Maße ins Licht gestellt wurde, wie es ihrer Bedeutung entspricht.

Den Laien dagegen, für die meine Ausführungen bestimmt sind — und zu ihnen rechne ich nicht nur die Eheleute beiderlei Geschlechts, sondern in gewisser Hinsicht auch ihre Hausärzte und ihre Ratgeber in geistigen und geistlichen Angelegenheiten — wird, wie ich hoffe und vertraue, dieses Buch zu helfen vermögen bei ihren Versuchen, manche Gefahren, die das eheliche Glück bedrohen, mit Erfolg zu bekämpfen.

Montreux, im Frühjahr 1926.

Inhaltsübersicht[1]

[1] Dieses Buch will gelesen werden. Es ist nicht, wie der erste Band, ein Werk, das auch zum Nachschlagen bestimmt ist. Deshalb erlaube ich mir, besonders mit Rücksicht auf den Raum, die Inhaltsübersicht hier einfacher als dort zu gestalten.

Erster Abschnitt

Die Entstehung der ehelichen Abneigung

Kapitel I

Eine dramatische Skizze zur Einleitung

Solang ich mich erinnern kann, hat mein Freund Henry von B. alljährlich den Mai bei mir verlebt. Früher allein, auch während seiner ersten Ehe — die sich bald als ein Fehlgriff herausstellte —; dann immer mit seiner zweiten Frau.

Wir, meine Frau und ich, freuten uns, daß sie mitkam. Sie besaß nicht nur deshalb unsere Sympathie, weil sie unseren Freund in reichem Maße für das ehemals Entbehrte schadlos hielt, sondern sie war uns auch von Herzen willkommen, weil ihr ehrlicher, offener Charakter und ihr heiterer Sinn das Beisammensein mit ihr wahrhaft erfreulich machten, und das Glück, das von ihr ausstrahlte, unserem Verkehr eine gewisse sonnige Wärme verlieh.

So hatten wir es also aufrichtig beklagt, daß eine notwendige Badekur sie das vorige Mal verhindert hatte, mitzukommen, und wir waren wirklich enttäuscht, als Henry auch dieses Mal allein kam, weil es sich herausgestellt hatte, daß jene Kur gerade zu dieser Zeit wiederholt werden mußte. Unsere Enttäuschung wurde noch größer, als wir bemerken mußten, daß auch er allem Anschein nach nicht gerade in bester Verfassung war. Er war nervös, reizbar, zerstreut, still und zurückgezogen. So hatte meine Frau ihn noch nie gesehen. Und auch ich hatte seit Jahren keine solche Zeit mit ihm durchgemacht.

Was mich am meisten bekümmerte, war, daß er nichts vorzulesen hatte. War es doch zur ständigen Gewohnheit geworden, daß er alles, was er geschrieben hatte, mitbrachte. Erst nachdem er es mir — und später uns — vorgelesen hatte, formte und feilte er es endgültig zurecht. Ich habe mir niemals eingebildet, daß das durch eine außergewöhnliche Einschätzung meiner literarischen Eigenschaften bedingt war, sondern ich habe zur Erklärung die bekannte Tatsache herangezogen, daß mancher Gedanke erst dann zur völligen Entwicklung kommt, wenn er im Wechselgespräch Einwürfen standhalten muß und bis in seine letzten Tiefen verfolgt wird.

Wie immer dem sei, diese Gewohnheit hatte sich bei uns eingebürgert; sie b e s t a n d. Und wenn Henry mir nichts vorzulesen hatte, dann hatte er

auch nichts geschrieben. Was für ein bedenkliches Zeichen für das seelische Gleichgewicht meines Freundes das aber war, das wußte ich nur allzugut. Daher meine Sorgen. Ich versuchte, ihn zu einer Aussprache zu bewegen, wollte wissen, was ihn bedrückte. Vergeblich: „Es ist nichts!" Ich drängte nicht weiter in ihn und hoffte, es würde nach etwas längerem Aufenthalt bei uns von selbst zu einer Aussprache kommen.

Wir ließen ihm jede Freiheit; er machte lange Spaziergänge, immer allein, nur von seinem Hund begleitet, seinem treuen Gefährten, von dem er sich niemals trennte.

Plötzlich aber war's damit vorbei; er blieb zu Hause, doch wir sahen ihn ebensowenig wie zuvor. Manchmal hörten wir ihn in seinem Zimmer auf und ab gehen und mit seinem Hund sprechen; und wir wußten, daß dort oben bis spät in die Nacht hinein das Licht brannte.

Das dauerte nur ein paar Tage. Dann kam er eines Morgens herunter; er sah sehr angegriffen aus, sprach noch immer nicht viel, aber er blieb und setzte sich zu mir, in mein Arbeitszimmer. — Ich fühlte: er hatte etwas geschrieben. Aber ich stellte keine Frage.

Abends, als wir nach dem Essen beisammen saßen — zum erstenmal seit der Ankunft meines Freundes war das Klavier wieder offen gewesen —, brach er plötzlich aus: „Ich muß es euch doch vorlesen. — Aber ich warne euch, es ist etwas ganz anderes, als ihr von mir gewöhnt seid." — Und zu meiner Frau, sich noch mehr entschuldigend: „Bitte, halt mich nur nicht für verrückt! Ein Literat hat manchmal so seltsame Einfälle. Kümmere dich einfach nicht darum. Wenn ich's vorgelesen habe, werd' ich's zerreißen."

Wir setzten uns, wie in früheren Zeiten. — Hier ist, gekürzt[1]), was er las:

---

[1]) Ich muß hier bemerken, daß das literarische und dramatische Können Henry v. B.'s (ein Name, den ich übrigens frei erfunden habe, weil es sich ja um eine „Krankengeschichte" handelt) nicht nach dem Folgenden beurteilt werden darf. Hat mein Rotstift seine Dichtung doch zu sehr verstümmelt. Denn ich war, sehr zu meinem Leidwesen, aus verschiedenen Gründen genötigt, nur das stehen zu lassen, was für die Beurteilung des „Falles" dringend nötig ist.

Liebesdämmerung

Er.

Sein Hund (unsichtbar unterm Schreibtisch).

Arbeitszimmer in einem kleinen Landhaus. Links, schräg, ein großer Schreibtisch. Hinter diesem, auf einer Staffelei, ein Ölbild der Frau.

Er

(kommt herein, dreht das Licht an. Zu dem Hund:)

So, Burscherl! — Ja, das hast du nicht erwartet, mich so bald wiederzusehen. (Er streichelt den Hund.) Du hast kaum eine halbe Stunde geschlafen. Länger ist's noch nicht her, seit wir hinaufgegangen sind.

(Er setzt sich zögernd nieder, grübelt.)

Nein, das Elend ertrag ich nicht länger, das muß jetzt ein Ende haben. Es ist zu traurig !— Und widerwärtig auch! — Jetzt sind wir so weit, daß wir einander wegen jeder Kleinigkeit quälen. Hätten wir nicht von klein auf gelernt, unter allen Umständen Haltung zu bewahren, so würden wir uns glattweg gezankt haben. — Und warum? Das weiß man nachher selbst nicht mehr. — Aber die Stimmung, die langsam, aber sicher zunehmende Gereiztheit, die fühlt man um so stärker.

Gestern waren's die „Himmlischen Freuden" von Mahlers Vierter, die ich selig miterlebte, während sie den Satz banal findet, — heute sind's Shaws Spöttereien, die ihr gefallen und mich ärgern. (Mit leichtem Achselzucken:) Wer weiß, was morgen für ein Unsinn passiert — eine Geschmacksverschiedenheit wegen der Spitze an ihrem Nachthemd oder wegen des Schnittes meines Pyjamas. — Tagaus, tagein Zwist und Streit, ewig Zwist und Streit. Ob sich's nun um Dinge des täglichen Lebens handelt, ob um wirkliche Probleme — nirgends mehr eine Spur der einstigen Harmonie. Es scheint, als müsse jede Kleinigkeit uns immer weiter voneinander entfernen. Unfehlbar faßt unser Denken, auch gegen unseren Willen, gerade das auf, was uns trennt, was uns reizt. Genau so unfehlbar, wie es das früher mit schönem Schein umhüllte und dafür alles in den Vordergrund stellte, was imstande war, uns noch fester aneinander zu binden.

Früher — (er vertieft sich in den Anblick des Bildes; dann zu dem Hund:) Ja, früher. — Weißt du noch, du lieber, treuer Kerl, wie herrlich es war, als sie zu uns kam? Zehn Jahre liegt das beinahe zurück; — wie warst du da noch wild und jung! Und spielen konnte sie mit dir, — spielen! — Es war ein Genuß, dem fröhlichen Treiben zuzusehen!

(Wieder zu sich selbst:) Und mir, — mir brachte sie das Glück, das volle, selige Glück, das ich im Traum gefühlt und doch nie gefunden, — die grenzenlose Herrlichkeit der Liebe.

(Sich dem Bild zuwendend:) Bice! — Glückspendende! — Wie stolz warst du, als ich dich so nannte, — und wie glücklich warst auch du! (Er versinkt in Erinnerungen, fährt dann plötzlich auf und lauscht:) Hör' ich sie? Kommt sie? — Nein, es war nichts. — Ah, wenn sie wollte — wenn sie an meine Seite treten, mir die Hand auf die Schulter legen, mit einem guten Wort all das Häßliche vergessen machen würde! — Mein ganzes Herz würde ihr wieder gehören, trotz allem; — wie einst würde ich sie in meine Arme nehmen, und auch jetzt noch sie zurückfinden, die Liebste aus vergangenen Zeiten. — — Eitle Hoffnung. — Sie wird nicht kommen. Sie ist zu verbittert. — — Und ich? — Wie oft hab ich's versucht? Zuerst ging's wohl noch; — aber später?

(Mit einem Seufzer:) Auch Reisen, kurze Trennungen helfen nichts mehr. — (Trübe:) Hat sich das heut nicht wiederum herausgestellt?!

— — — —

Mein Gott, mein Gott, daß es so weit kommen mußte! Daß solch ein Glück zu Asche geworden! Daß diese Liebe erlöschen konnte! —

Ist es meine Schuld? — Ist's ihre? — Keiner von uns ist schuldig; — und wir sind's doch beide. —

Sicher, wir waren Narren, — wir wollten keine Kinder, im Wahn, dann eher Geliebte bleiben zu können, auch in der Ehe. — Der Wahn ist kurz, die Reu . . . — Und als das Ende unserer Liebe doch andämmerte, da gab es nichts, das sie ersetzen konnte. —

Übrigens . . . — Schuld? — —

Ist eine Blume daran schuld, daß sie verblüht? Ein Baum, daß seine Blätter fallen? Und können's Menschen ändern, daß auf die Befriedigung ihrer Wünsche die Übersättigung folgt, die (stockend, dann bitter-ironisch) Langeweile? — daß, wie alles, was da lebt, auch die Liebe die Keime des Siechtums, des Todes, der — Verwesung in sich trägt? — — Einfach ist das und alltäglich, das alte Lied vom Werden und Vergehen. Aber wer's erlebt . . .

(Nach kurzem Sinnen erhebt er sich plötzlich und geht auf und ab. Leidenschaftlich:) Mir wenigstens ist es unerträglich, noch weiter zuzuschauen, wie das, was uns das Höchste war, so kläglich zugrunde geht.

(Er bleibt stehen. Entschlossen:) Ich kann nicht — und ich will nicht mehr. Mein ganzes Sein beruht auf unserer Liebe, ihr hab' ich alles geopfert. — Ohne sie hat mein Leben keinen Zweck mehr, ohne sie ist es freudlos und sinnlos. — Aber so, so wie jetzt, ist es noch weit schlimmer.

— — Es gibt nur eine Lösung. Das Ende unserer Liebe muß auch mein Ende sein. — — Lang schon ist mir der Gedanke vertraut. Schon einmal . . . Aber damals hatt' ich noch nicht alle Hoffnung verloren; noch einmal hab' ich's aufs neue versucht . . . — Jetzt weiß ich, wie eitel mein Hoffen war. — —

(Er hat sich wieder niedergesetzt, öffnet den Schreibtisch, nimmt eine Schachtel und eine Flasche heraus:) Nur gut, daß ich noch alles habe (mit einem Seufzer, aber wie lässig hingeworfen:) Und die Technik macht uns auch das bequem.

(Sein Blick fällt auf das Bild und bleibt daran haften:) Aber sie — was soll aus ihr werden? Hat sie nicht geradesogut alles, was ihr teuer war, preisgegeben um ihrer Liebe willen? — Und hab' ich ihr nicht gelobt, ihr bei der Liebe, die uns heilig war, geschworen, ich würde sie mitnehmen, wenn ich einst dahinginge? Immer und unter allen Umständen?! Dabei sehnt auch sie sich nach der Flucht aus dem Leben. Auch für sie ist's zu traurig — mit mir — und ohne mich! Welch Glück, befreit zu werden — ohne es zu wissen, — ohne Kampf, ohne Angst, erlöst. — — Ich muß mein Versprechen halten. — — Auch das ist einfach genug. — Die Schlafzimmertür ist offen. Und das Gas verbreitet sich rasch.

Zuerst das Schlafmittel. — (Er nimmt ein Glasröhrchen aus der Lade und läßt ein paar Tabletten herausfallen. — Zum Hund:) Und du, mein lieber, lieber Kerl, willst du auch jetzt mit dem Herrn kommen? Du bist ja doch beinahe am Ende deiner Tage. Und was hättest du ohne uns für ein Leben? — Du bei fremden Leuten! — — Was schaust du mich so traurig an mit deinen guten, goldigen Augen? Du verstehst mich natürlich, so wie du mich immer verstanden hast. — Ja, Burscherl, alles hat einmal ein Ende — und jetzt ist's da, auch für dich. (Er streichelt das Tier und gibt ihm in einem Stück Fleisch ein paar Tabletten.) So, schluck's nur hinunter und schlaf jetzt brav. — Gut, gut. (Er stützt die Arme auf die Knie und bleibt so einige Zeit, den Hund betrachtend, sitzen.) — Glückliches Tier! (Er gibt sich einen Ruck:) Aber jetzt wir! (Er nimmt einige Tabletten und geht mit Flasche und Schachtel zur Kredenz hinter dem Schreibtisch, aus der er, nur teilweise sichtbar, eine große Porzellanschale hervorholt und sich weiter zu schaffen macht. Dann geht er zur Tür und will sie öffnen. Plötzlich hält er ein und greift sich nach der Stirn:) Aber wenn sich's nicht genug verbreitet? (Mit steigender Unruhe:) Wenn sie wach wird, halb vergiftet, elend? — Weiß der Himmel, was sie dann durchmachen müßte! — Ich Feigling! — So leicht soll ich mir alles machen?! — Sicherheit schulde ich ihr. Die Sicherheit, daß mit einem Schlag alles zu Ende ist. — Und ich kann selbst nicht Ruhe suchen, ehe ich sie ihr nicht gegeben habe. (Er schaudert, — geht

langsam zum Schreibtisch, öffnet die Lade, nimmt einen Browning heraus und bringt ihn in Ordnung. Dann geht er, entrückt wie ein Schlafwandler, zur Tür.) Wenn sie nur schläft. — (Er verläßt das Zimmer und schließt leise die Tür.)

— — — — — — — — — — — — —

(Ein Schuß.)

— — — — — — — — — — — — —

(Gejagt, wie verfolgt, kommt er wieder herein; totenbleich, in höchster Aufregung, mit wahnsinnigen Augen starrend.)

— — Abscheulich!

(Er fällt in einen Sessel, bedeckt zitternd das Gesicht mit den Händen. — Allmählich ruhiger werdend:) Und doch war's gut — gut für sie. — Nichts hat sie erleiden müssen. — Schlafend — tot ohne Laut, ohne Blick. — — Aber ich (ihn schaudert) — — (wie im Traum:) For each man kills the thing he loves. — (Er fährt mit der Hand langsam über die Stirn, steht auf, geht in die Ecke des Zimmers, wo er alles bereit gemacht hat, gießt die Flüssigkeit aus der Flasche in die Schale und läßt dann vorsichtig den Inhalt der Schachtel hineinfallen. Dann setzt er sich in seinen Schreibstuhl. Den Kopf in die Hand gestützt, läßt er seinen Blick auf dem Bilde ruhen.)

Bice — ohne dich! — — Und doch mit dir. — Aber wie! (Er bedeckt mit der Hand die Augen:) — — — Ach, warum sind wir nicht zusammen . . . — einst, als alles noch schön war — —.

(Er sinkt zurück, seine Hand fällt herab, einschlafend:)

Man sollte das Glück nicht überleben — —.

Nur mit aller Anstrengung war es meinem Freund gelungen, zu Ende zu lesen; seine Stimme stockte, seine Hände bebten.

Nun schaute er wie gebannt vor sich hin.

Ich schwieg, wollte ihn zu sich kommen lassen.

Auch meine Frau sprach nicht. Ich sah am Zittern ihrer Mundwinkel, daß sie hart mit sich kämpfte. Dann sagte sie, die Spannung zerreißend, ohne aufzublicken: „Das hättest du nicht schreiben dürfen, Henry." — Und leise, wie zu sich selbst, begann sie:

„Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen,
In der Finsternis Beschattung,
Und dich reizet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und solang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde."

Sie hatte mit allmählich sich erhebender Stimme und mit steigender Rührung die Verse gesprochen, den hohen Gedanken hingegeben folgend. Einen Augenblick schwieg sie; und leiser kam dann:

„Tut ein Schilf sich doch hervor,
Welten zu versüßen.
Möge meinem Schreiberohr
Liebliches entfließen!"[1]).

---

[1]) Goethes „Selige Sehnsucht" im Westöstlichen Divan. Buch des Sängers.

„Das ist meine Antwort auf dein Stück. Wie konntest du so etwas schreiben!“

Es war, als ob er erwachte. Aber er antwortete doch zunächst nichts anderes als: „Ich mußte.“ Und erst etwas später fügte er hinzu: „Kann denn dies Sterben nicht zu neuem Leben werden, auch für mich? — Ich fühle mich wenigstens erleichtert, — beinahe gereinigt.“ Er seufzte tief und streckte ihr treuherzig die Hand entgegen: „Sei bloß nicht böse. Ich hab' ja gesagt, daß ich's zerreißen werde.“ Und er wollte die Tat dem Worte folgen lassen.

Jetzt aber war ich an der Reihe: „Nein, Henry, tu das nicht. Gib es mir. Und reden wir zusammen. Jetzt wirst du dich auch weiter aussprechen können.“

Meine Frau begriff, daß nicht nur der Freund aus mir sprach. — Sie ließ uns bald allein.

Der Widerstand war gebrochen; er schüttete mir sein Herz aus. Neue Gesichtspunkte konnten sich allerdings nicht mehr ergeben. Aber das war auch nicht nötig. Der Schrei aus tiefstem Herzen, mit dem diese Künstlerseele sich Luft gemacht hatte, war bezeichnend genug gewesen. Schon während seines Lesens waren mir Ibsens Worte in den Sinn gekommen:

„Leben heißt: Dunkler Gewalten Spuk bekämpfen in sich,
Dichten: Gerichtstag halten über sein eigenes Ich!“

Und die weiteren Mitteilungen des „Patienten“ konnten nur noch bestätigen, daß diese Verse auf sein Leben wie auf seine Dichtung — auf diese Dichtung wenigstens — zutrafen. Der erste Teil seines kurzen Monodramas[1]) war ein Selbstbekenntnis. Die zweite Hälfte brachte in Form einer phantastischen Reaktion die Katharsis.

Die Katharsis, die Befreiung und Reinigung, sowohl im Sinne der dramatischen Dichtung als auch in dem der Psychotherapie und namentlich der Psychoanalyse.

Der Begriff Katharsis verdankt in der philologischen Bedeutung sein Entstehen Aristoteles, der darin die eigentliche Wirkung des Trauerspiels sah: Mitleid und Furcht, vom Drama erweckt, üben beim Zuschauer einen reinigenden Einfluß mit Beziehung zu Gemütsbewegungen ähnlicher Art aus und befreien ihn (und den Dichter!) davon.

In der Psychologie versteht man unter Katharsis das Bewußtwerden oder Bewußtmachen verdrängter (in die Tiefen des Unterbewußten verbannter) Gedanken, Wünsche oder Erregungen, das es ermöglicht,

---

[1]) Monodrama, die griechische Bezeichnung für ein Drama, in dem nur eine Person handelnd auftritt.

diese, nunmehr in dem Bewußtsein verarbeitet, in rationeller Weise zu bekämpfen (das ist durch vernünftiges, planmäßiges Vorgehen, was weitaus besser ist als die Verdrängung ins Nichtbewußte, die oft zu krankhaften Störungen Anlaß gibt).

So war also auch er, war auch d i e s e Ehe nicht verschont geblieben von dem Streit zwischen Anziehung und Abstoßung, der bei den meisten Paaren, gewöhnlich im zweiten Jahrfünft, zu einer Krisis führt. Daß sie ernst war, diese Krisis, das erhellte aus der Depression des „Patienten" und aus der Heftigkeit seiner dichterischen Reaktion. Aber die Tatsache, daß, dank seiner künstlerischen Intuition, ein Selbstbekenntnis und eine Katharsis zustande gekommen waren, hatte eine günstige Bedeutung, und die vielen Merkmale, die für das Bestehen einer noch sehr starken Bindung sprachen, trugen das Ihre dazu bei, um mich, geeignete Maßregeln vorausgesetzt, einen glücklichen Ablauf erwarten zu lassen.

Freilich nur, wenn bei seiner Frau die Erscheinungen sich nicht als bedenklicher herausstellen sollten.

Ich ging zu ihr. Sie schien mir — wie so manche Frau —, was das Verhalten in der Ehe anbelangt, w e i s e r als ihr Mann.

Doch fehlte es auch ihr an E i n s i c h t und an S e l b s t e r z i e h u n g.

Ich hatte das Vorrecht, ihnen beiden diese Einsicht vermitteln zu können und ihre Selbsterziehung zu leiten. So wurde die Krisis überwunden.

„Und sie lebten von nun an vergnügt bis an ihr Ende."

Zur Erinnerung an meine Hilfe bekam ich von meinem Freunde die Erlaubnis, nach meinem Belieben über sein Manuskript zu verfügen.

Kapitel II

Primäre und sekundäre geschlechtliche Abneigung

Der klinische Lehrer, der eine bestimmte Krankheit und ihre Behandlung zum Gegenstand einer Vorlesung macht, leitet diese vorzugsweise mit der Vorführung eines Falles ein. Er erreicht dadurch, daß die Zuhörer direkt an den Kern der Sache herangebracht werden.

Keinen anderen Zweck hatte das Kapitel, das ich diesem Buch vorangeschickt habe.

Wir haben — im klinischen Ton geredet — hier also einen Fall von „ehelicher Abneigung" vor uns, ein Krankheitsbild, das in seiner schweren Form gar nicht selten, in leichter und leichterer sogar außerordentlich häufig vorkommt.

Ja, man begegnet den weniger ausgesprochenen Erscheinungen dieser Art so oft, daß man sich schließlich fragt, ob sie denn wirklich krankhaft sind oder aber als fast normal betrachtet werden müssen.

Wenn wir uns ein Urteil darüber bilden wollen, haben wir uns klarzumachen, wer als Patient zu gelten hat, der Gatte (bzw. die Gattin) oder die Ehe.

Beschränken wir uns zuerst auf die Gatten.

Wir müssen dabei selbstverständlich, was den vorliegenden Fall anbetrifft, von der Katharsis des Monodramas, von der dichterischen Reaktion der Künstlerseele also, absehen; denn es liegt klar zutage, daß nur bei dem Bestehen einer wesentlichen psychischen Störung Vorgänge, wie sie hier in Form eines Wachtraums die Entladung herbeiführten, tatsächlich stattgefunden hätten.

Die eigentlichen Erscheinungen des Falles v. B. selbst bezeugen eine nervöse Reizbarkeit, die wohl manchmal das Pathologische streift, aber im allgemeinen doch nicht als wirklich krankhaft bezeichnet werden darf. Krankhaft würde der Zustand aber zweifellos werden, wenn die ungünstigen Umstände, die bei der ständigen gegenseitigen Reizung und Quälung der Gatten entstehen, allzulange andauern sollten. Ist das jedoch der Fall und bessern sich die Beziehungen nicht oder unterbleibt eine Entfernung aus dem schädlichen Milieu — anders ausgedrückt, eine genügend lange Trennung der Eheleute — so muß es zu funktionellen psychischen Störungen kommen, es sei denn, daß unterdessen eine Eingewöhnung, eine Anpassung oder eine Abstumpfung (jenen Reizen gegenüber) eingetreten ist.

Daß die krankhaft reizbar gewordene Gemütsverfassung des einen oder der beiden Gatten mit den gegenseitigen Reizungen in besonders schädlicher Weise zusammenwirkt, ist klar. Dadurch wird der Unheilskreis (wir Ärzte nennen ihn den circulus vitiosus) geschlossen und es kommt zu Vorfällen, wie sie in den kleinen Nachrichten der Zeitungen und in der großen Literatur im Überfluß zu finden sind. Dasselbe ergibt sich natürlicherweise noch eher, wenn bei einem oder beiden Gatten die eheliche Abneigung auf dem Boden einer pathologischen Psyche wuchert. Dann können Beziehungen entstehen, die jenen ähneln, die Strindberg in einigen seiner Dramen beschreibt — Beziehungen, in denen die Ehe buchstäblich zur Hölle wird.

* * *

Im gewöhnlichen Lauf der Dinge sind es aber nicht so sehr die Gatten, welche Krankheitserscheinungen aufweisen, als die Ehe.

Die Ehe ist eine Einheit, ein selbständiger Organismus, ebensogut — nein noch mehr — wie eine Firma, ein Unternehmen mit zwei Teilhabern, ein aus vielen Mitgliedern bestehender Verein, oder der Staat.

Nun, gerade diese Einheit (der Eheorganismus also) wird durch die Krankheit gefährdet, von der uns Henry v. B's. Skizze ein ernstes Beispiel gezeigt hat.

Diese Gefahren sind groß. Führt auch die Krankheit nur ausnahmsweise zu einer Katastrophe, die den Zuschauer so tief ergreift wie der erwähnte dramatische Fall, so sind doch weniger eindrucksvolle, aber darum nicht minder verheerende Folgen keineswegs selten. Und es gibt sogar viele Fälle, in denen der Organismus an der Ermattung und Erschöpfung, die gerade diese Krankheit verursacht, zugrunde geht.

Wir haben es also mit einem ernsten und gefährlichen Leiden zu tun; noch dazu mit einem Leiden, dessen leichte Anfangserscheinungen — die aber zu den späteren schwereren Erscheinungen in nicht geringem Maße beitragen können — so häufig sind, daß wir uns ja eben schon fragten, ob wir sie nicht als normal, nicht als zur Entwicklung des Organismus gehörig zu betrachten haben.

Wir werden sehen, daß das tatsächlich — meiner Meinung nach allerdings nur bis zu einem gewissen Grade — der Fall ist.

* * *

Wie ich im ersten Teil dieser Trilogie („Die vollkommene Ehe") auseinandergesetzt habe, ist die Ehe durch Evolution aus dem Geschlechtstrieb entstanden; sie beruht auf eben diesem Trieb. Nach dem „Gesetz der Um-

kehrbarkeit der Gefühle" aber, das W. Stekel als „Gesetz der Bipolarität", in Anklang an Bleulers „Lehre der Ambivalenz", in seiner „Sprache des Traumes" aufgestellt hat, sind nicht nur alle Triebe, sondern überhaupt alle seelischen Vorgänge unlösbar mit ihrem Gegensatz verbunden. Abscheu und Begierde sind die zwei Pole, zwischen denen unsere Lust- und Unlustgefühle hin- und herschwanken[1]).

Der Abscheu, der mit der Begierde abwechselt, ist ein Teil dieser Begierde. Zum Beispiel: in dem Machtverlangen — von dem Alfred Adlers Lehre der „Individualpsychologie" ausgeht — läßt sich immer der Wunsch sich unterzuordnen erkennen. So ist auch die geschlechtliche Abneigung so eng mit der sexuellen Anziehung verbunden, daß es — wiederum nach Stekel — Sexualgefühle ohne Abneigung nicht gibt. Die Abneigung muß eintreten, und zwar unvermeidlich, weil sie ein wesentlicher Bestandteil des Geschlechtsgefühles ist, eine Umkehrung des Annäherungstriebes, der als unzertrennlich mit diesem verbunden betrachtet werden muß.

Aus dieser Lehre[2]) erhellt also, daß die leichten, in jeder Ehe nachzuweisenden Erscheinungen von ehelicher Abneigung tatsächlich als normal betrachtet werden müssen. Jeder Pol hat seinen Gegenpol, zu jeder Anziehung gehört eine Abstoßung — zur ehelichen Anziehung gehört eheliche Abneigung, zur ehelichen Liebe der eheliche — — Haß.

Doch auch, wenn wir diese Lehre als Gesetz auffassen wollen, dürfen wir doch sicherlich nicht bei dieser Erklärung für das Entstehen der besprochenen „Krankheit" stehen bleiben. Denn trotz der Einsicht, die wir ihr verdanken, hindert uns ihr Fatalismus, wenigstens teilweise, daran, Mittel und Wege zu suchen, die es uns ermöglichen, dieses Leiden (denn das ist es wirklich nicht selten) mit Aussicht auf Erfolg zu bekämpfen.

Mag es an sich auch noch so interessant sein, die Ursachen und das Entstehen menschlichen Leidens zu ergründen; mag es den Mann der reinen Wissenschaft befriedigen; — dem Arzt ist es nicht genug. Er will helfen, verhüten, wo es geht, oder sonst zu heilen versuchen. Daß die Methoden, die er dazu anwendet, soviel wie möglich auf der Erkenntnis der Ursachen und der Entwicklung der zu bekämpfenden Krankheit beruhen sollen, ist im Wesen der Sache begründet.

---

[1]) W. Stekel, Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung, Urban & Schwarzenberg, Wien.

[2]) Auch Bleuler und Stekel haben Vorläufer: Nietzsche wußte sehr wohl, daß jeder menschliche Trieb nach zwei einander entgegengesetzten Richtungen hin wirkt, also „ambivalent" ist (siehe z. B. seine „Genealogie der Moral") und in der Illustrazione medica Italiana, VII, 1925, zeigt Morselli, daß diese Erscheinung Mantegazza sehr wohl bekannt war. Schon Lionardos Universalgenie hat sie bemerkt und u. a. in seinem Bildnis Johannes des Täufers zum Ausdruck gebracht.

Wir werden uns also bestreben, dort, wo es sich um die eheliche Abneigung handelt, noch auf anderen Wegen weiterzukommen als auf dem, den uns die Lehre der Umkehrbarkeit seelischer Erscheinungen weist.

* *

* * *

Denken wir dieses Thema genügend durch, so stoßen wir auf eine Frage, an die sich unmittelbar der Gedanke anschließt, daß wir, sie bejahend, wiederum vor ein, dem eben erwähnten Dilemma verzweifelt ähnliches Problem zu stehen kommen. Und zwar ist das die folgende Frage: Besteht neben dem Haß als Umkehrung der Liebe, neben der sexuellen Abstoßung als Gegenteil der Anziehung der Geschlechter, also neben Vorgängen, die ich als sekundäre Abstoßung bezeichnen möchte, eine primäre, ursprüngliche (genuine) geschlechtliche Abneigung?

So unerwünscht der Fatalismus, der anscheinend auch hieraus — wenigstens in gewissem Grade — gefolgert werden muß, mir sein mag, so muß ich doch diese Frage mit einem Ja beantworten.

Sicherlich ist die Antwort nicht leicht. Wer in der Fachliteratur nachsieht, wird zwar eine bedeutende Zahl von analytisch beschriebenen Einzelfällen finden, in denen der Haß der Geschlechter im Mittelpunkt der Erscheinung steht, — er wird sich aber vergeblich nach einer grundsätzlich Stellung nehmenden, zusammenfassenden Betrachtung umsehen. Die hervorragenden Seelenärzte, mit denen ich über dieses Problem korrespondierte, haben mir das bestätigt. Wie oft man auch dem „Haß der Geschlechter" in den Schriften der Wissenschaftler (z. B. in Hans von Hattingbergs ausgezeichnetem Essay „Die Ehe als analytische Situation", in Keyserlings „Ehe-Buch") oder in der schönen Literatur begegnet, so wenig erhält man von den Autoren eine Analyse jenes Wortes oder eine Synthese des Begriffes. Auch an Ethnologen habe ich mich gewendet, um zu erfahren, ob man bei primitiven Völkern das Vorkommen einer primären sexuellen Abneigung als festgestellt annehmen dürfe; leider gleichfalls erfolglos. Ebensowenig äußern sich die Tierpsychologen über das Bestehen oder Fehlen einer geschlechtlichen Abneigung.

Trotzdem können gerade die Beobachtungen an Wesen, deren Seelenleben einfacher ist als das unsere, viel zur Beantwortung dieser Frage beitragen. Es ist deshalb für uns von Bedeutung, daß in der „Tiersoziologie" von Friedrich Alverdes[1]) zahlreiche Tatsachen mitgeteilt sind, die, wenn sie dort auch nicht mit unserem Thema in Zusammenhang gebracht sind, uns doch ein gut Stück weiterhelfen können.

---

[1]) Band I der „Forschung zur Völkerpsychologie und Soziologie", Hirschfeld, Leipzig, 1925.

Es kommt in dieser Beziehung darauf an, wie die männlichen und die weiblichen Tiere sich außerhalb der Paarungszeit einander und ihren Geschlechtsgenossen gegenüber verhalten. Denn in der Periode seiner Geltung ist der Geschlechtstrieb stärker als alle anderen Gefühle. Zwischen Männlich und Weiblich herrscht dann ausschließlich die Anziehung, während die Tiere gleichen Geschlechts sich abstoßen; kommen sie in dieser Zeit doch füreinander lediglich als Mitbewerber im Wettstreit um die Gunst des anderen Geschlechtes in Betracht. Daß diese gegenseitige Abstoßung der gleichgeschlechtlichen Individuen besonders bei den Männchen den Charakter der Feindschaft annimmt, ja selbst zum Kampf auf Leben und Tod wird, folgt aus der Art und Weise, in der die Natur die Rollen beim Geschlechtsverkehr verteilt hat.

Wie verhalten sich die Tiere aber während der übrigen Zeit, wenn die genitale Anziehung sich nicht geltend macht? Auch dann finden wir bei einigen, in relativ kleinen Herden oder Gruppen lebenden Tierarten eine Feindschaft zwischen den Männchen, die aber ganz andere Gründe hat. Der „Wille zur Macht" ist's — in allem, was da atmet, als starker Wille lebendig — der mit voller Kraft darnach strebt, den Mitbewerber um die Vorherrschaft auszuschalten, um sie ungehindert über die anderen Artgenossen ausüben zu können. Zu diesen können einige schwächere, gewöhnlich jüngere Männchen gehören, hauptsächlich und selbstverständlich sind es aber die Weibchen. Von einer gegenseitigen Abstoßung der Weibchen sieht man demgegenüber nichts, und es ist klar, daß sie hauptsächlich deshalb mit den Männchen zusammen in einer Herde leben, weil sie durch einen Stärkeren beschützt und geleitet werden wollen, wobei noch ein gewisser Wunsch nach Unterwerfung — die Umkehrung also des Willens zur Macht — mitsprechen mag. Übrigens sind es genau dieselben Gründe, die dazu führen, daß, wie es bei mancher anderen Tierart die Regel ist, eine Anzahl weiblicher Tiere sich unter die Leitung eines älteren Weibchens stellt, oder eine Gruppe von Männchen sich der Herrschaft ihres stärksten oder erfahrensten Geschlechtsgenossen unterwirft.

Diese Verhältnisse haben für uns Bedeutung, weil die Analogien für die Menschen sich daraus ohne weiteres ergeben.

Viel wichtiger aber für die Beantwortung unserer Frage ist die Tatsache, daß bei zahlreichen Tierarten Männchen und Weibchen außerhalb der Paarungszeit in eigenen getrennten Herden leben oder sich innerhalb der Herde in solche Gruppen scheiden. Dies ist bei den in Herden lebenden Säugetieren nach beendeter Paarungszeit oft der Fall. C. H. Schillings hat darüber in seinen Büchern „Mit Blitzlicht und Büchse" und „Der Zauber des Elelescho" interessante Mitteilungen gebracht. Besonders bei den Huftieren findet sich diese Lebensweise. Eines der bezeichnendsten Beispiele

jedoch geben die Elefanten, die afrikanischen wie die indischen: Männchen und Weibchen scharen sich zu eigenen Herden; die der Weibchen werden von einem weiblichen Tier angeführt, und zu ihnen gehören auch die Jungen; falls ausnahmsweise sich mit einer solchen Herde eine männliche vereinigt, so bleibt die Trennung doch erhalten, besonders in den Ruhepausen während des Wanderns. Nur in der Brunstzeit ändert sich das, und zwar in dem Sinne, daß ein Männchen eine Gruppe von Weibchen zeitweise sozusagen in seinem Harem vereinigt.

Auch bei ganz anderen Tierarten findet man ziemlich ähnliche Verhältnisse; bunt durcheinander erwähne ich bloß Walfische, Robben, Fledermäuse, (wilde) Truthühner, Fasane, und von den Fischen die Plötzen (Leuciscus rutilus).

Einen noch besseren Einblick in diese Beziehungen vermitteln uns jene Tiere, deren Männchen und Weibchen während der Fortpflanzungszeit monogam leben, sich dann trennen und den Rest des Jahres in gleichgeschlechtlichen Gruppen verbringen. In der nächsten Paarungszeit kommen die Männchen und Weibchen wieder zusammen, sei es zur gleichen „Ehe" wie im Vorjahr, sei es, daß von Jahr zu Jahr neue Verbindungen geschlossen werden.

Das radikalste Verhalten finden wir bei denjenigen Arten, denen z. B. der Hamster angehört, wo ein so starker geschlechtlicher Widerwillen besteht, daß ein Männchen, wenn es einem Weibchen außerhalb der Brunstzeit begegnet, es totbeißt und liegen läßt, ohne sich um den Kadaver zu kümmern.

Wer diese Tatsachen bedenkt, wer sie mit verschiedenen, uns von primitiven Völkern bekannten Gewohnheiten und Gebräuchen in Verbindung bringt, wer außerdem in das intime Leben einer genügenden Anzahl einfach fühlender Menschen eingedrungen ist, wer schließlich auch am Kultivierten die primitiven Regungen zu unterscheiden vermag, — der muß, wenn er das alles in seinen Erwägungen zusammenfaßt, meiner Ansicht nach doch wohl zu dem Ergebnis kommen, daß es eine wirklich primäre geschlechtliche Abneigung gibt.

Wir haben in dem Obenstehenden gesehen, daß die Abneigung der Geschlechter gewöhnlich zu einem Zusammenschluß gleichgeschlechtlicher Individuen führt, und zwar bei den Weibchen so gut wie immer, bei den Männchen recht häufig. Es kommt aber auch nicht selten vor, daß letztere außerhalb der Paarungszeit ein Einzelleben führen. Das ist bei manchen Tierarten sogar die Regel, besonders für die älteren Männchen[1]). Bei den — primitiven wie zivilisierten — Menschen zeigen ältere Männer ebenfalls mehr Neigung zur Abgeschiedenheit als Frauen. Jedoch sind das gewöhnlich jene, die vom aktiven Geschlechtsleben schon Abschied genommen haben, während bei den erwähnten Tierarten

[1]) Siehe Brehms Tierleben, große Ausgabe, Leipzig, Bibliographisches Institut.

auch Männchen, die noch volle Sexualkraft besitzen, zeitweilig ein Einsiedlerleben führen.

Der Zusammenschluß von Individuen gleichen Geschlechts beruht nicht auf (homo-)sexuellen Motiven. Er ist die Folge des Geselligkeitsbedürfnisses, des Dranges nach Gemeinschaft, die, im allgemeinen gesprochen, zu den angeborenen Eigenschaften gehören. In Liebesbeziehungen einigen sich Drang nach Gemeinschaft und geschlechtlicher Annäherungstrieb, und vor allem in der Ehe sind sie aufs engste verbunden. An sich ist der Gemeinschaftstrieb aber asexuell; und das ist also auch der hier besprochene Zusammenschluß der Gleichgeschlechtlichen, — mit der Einschränkung allerdings, daß dieser im negativen Sinn (was nämlich den Ausschluß andersgeschlechtlicher Individuen betrifft) nicht asexuell ist.

* *

* * *

Betrachten wir nun aber zuerst die sekundäre sexuelle Abneigung etwas näher.

Zu den kennzeichnendsten Beispielen dieser Art von Abstoßung gehören — wenn es dem oberflächlichen Beobachter auch scheinen mag, als ob nie Anziehung im Spiel gewesen wäre — der typische Männerhaß, den nicht wenige alte Jungfern zur Schau tragen, und die eigenartige, beinahe ängstliche Abneigung, die gewisse Männer den Frauen gegenüber zeigen.

Diese Erscheinungen beruhen doch ganz bestimmt auf einer Umkehrung des geschlechtlichen Annäherungstriebes. Sind sie doch Folgezustände der Verdrängung des Geschlechtstriebs, der Verweisung der Sexualgefühle aus dem Bezirk des bewußten Seelenlebens — eine Verweisung, die teilweise durch unbewußte psychische Vorgänge zustandekommt, oder aber (und meistens sogar in überwiegendem Maße) bewußt, unter Einsetzung des ganzen Willens und aller vorrätigen Geisteskraft erreicht werden muß. Der Einsatz der für die Zurückdrängung des Geschlechtstriebs nötigen psychischen Energie muß dort, wo dieser Trieb sehr stark auftritt — und er macht sich bekanntlich in der Regel sehr stark geltend — außerordentlich groß sein. Ja, so bedeutend ist die erforderte Anspannung, daß sie nicht selten „über unsere Kraft“ geht und der Wille, wenigstens zeitweise, unterliegt, so daß der Mensch, gegen seinen Willen also, in der einen oder anderen Art seinem Trieb nachgibt. Gewissensbisse, Selbstvorwürfe, Ärger und Reue sind dann die Folgen; denn wir sprechen ja hier von Menschen, die Gründe haben, oder zu haben meinen, ihren Geschlechtstrieb kräftig zu bekämpfen, — die ihn bekämpfen wollen. Reue also und Sorge, — und immer neuer Kampf. Ist es da ein Wunder, daß der Mensch den Trieb, der an so viel Mühsal und

Ungemach, an so viel Stürmen der Seele schuld ist, zu hassen beginnt? Und kann es uns seltsam vorkommen, daß er seinen Haß auf das andere Geschlecht konzentriert und gegen die Wesen, die zu diesem gehören, richtet, weil es eben gerade dieses andere Geschlecht ist, das ihn anzieht, während er es meiden will? So entspringt sein Widerwillen gegen den anderen Sexus sowohl seinem Groll über das Leid, das er ihm seiner Meinung nach angetan hat, als auch seinem Wunsch nach Sicherung gegen weitere Störungen seines seelischen Gleichgewichts.

Die geschlechtliche Abneigung ist folglich in diesem Fall tatsächlich nichts anderes als die Furcht vor der Anziehung, d. h. also ein Teil der Anziehung selbst, — was nach dem hier Gesagten auch denen deutlich sein dürfte, welche die Psychoanalyse nur dem Namen nach kennen und von dem durch diese Lehre in den Vordergrund gestellten Gesetz von der Umkehrbarkeit der Gefühle keinen Begriff haben.

* * *

Gleichfalls auf unbewußter Selbstverteidigung beruht, wenigstens teilweise, die Abneigung gegen das andere Geschlecht, die bei Jünglingen und Mädchen oft beobachtet werden kann. Sie fühlen instinktmäßig, welche Macht der Geschlechtstrieb auf sie ausüben wird; unwillkürlich leisten sie Widerstand und wenden sich deshalb und mit der unbewußten Absicht, sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen, vom anderen Geschlecht ab. Auch hier haben wir es also mit einer Umkehrung des Geschlechtstriebs zu tun, mit einer sekundären erotischen Abneigung, und diese zeigt sich in einer Art von Prüderie, die manchmal nicht ganz frei von einer gewissen gezierten Verstellung ist.

Wir bezeichnen diese Abneigung als *sekundär*, weil sie aus dem ursprünglichen, also primären, Geschlechtsgefühl, und zwar namentlich aus dem Annäherungstrieb entsteht.

Der Annäherungstrieb ist eine Folge der inneren Sekretion der Geschlechtsdrüsen, die in ihrer Anfangswirkung bei den jüngeren Menschen, mit denen wir es hier zu tun haben, einen besonders starken Einfluß auf die seelischen Vorgänge ausübt. Ich kann in diesem Buch nicht immer wieder das sagen, was ich schon in der „Vollkommenen Ehe" dargelegt habe, und ich kann auch nicht jedesmal auf jenes Werk verweisen. Ich nehme eben an, daß, wer diesen zweiten Band liest, auch den ersten kennt. Soweit man sich an manches, von dem gerade hier die Sprache ist, nicht mehr genügend erinnert, rate ich, Kapitel II und besonders Seite 14 der „Vollkommenen Ehe" nochmals zu lesen.

* *

Eine solche mehr oder weniger spröde Zurückhaltung findet man öfters auch bei nicht mehr so jungen Menschen im ersten Stadium ihrer Liebe. „Man geht sich aus dem Weg oder benimmt sich sogar feindselig, aber so, daß ein unbewußtes Interesse für den Zuschauer unverkennbar ist — eine Verbindung von Anziehung und Abstoßung, die offenbar einen tiefen teleologischen Sinn hat, nämlich ein Erstarken und allmähliches Reifen (der Liebe) begünstigt[1])." Ich erwähne dieses Beispiel von zweifelloser Ambivalenz der erotischen Gefühle, um zu zeigen, daß diese auch eine für Individuum und Art günstige Funktion erfüllen kann, und nicht etwa, um damit eine andere Form von wirklicher sexueller Abneigung vorzuführen; denn von einer solchen kann hier wohl nicht die Rede sein.

* *

Um so ausgeprägter hinwiederum ist die Abneigung in einer gewissen Gruppe von Fällen, die auch auf Reversion, auf Verkehrung verschiedener Gefühle sogar beruht, jedoch ganz anderer Art ist als der Widerwille, den wir bisher kennengelernt haben. Ich meine damit die eigenartigen, mit einer gewissen Verachtung durchsetzten Haßgefühle, wie sie manche in der Ehe geschlechtlich unbefriedigte Frau ihrem Gatten oder überhaupt den Männern gegenüber an den Tag legt. Eine solche Frau fühlt instinktmäßig — und bisweilen weiß sie es auf Grund ihrer theoretischen Kenntnis der Sexualphysiologie — daß ihr Mann durch Unwissen oder Egoismus daran schuld ist, daß ihr jene Befriedigung versagt blieb. Tröstet sie sich mit einem anderen, der ihr das bietet, was ihr Trieb verlangt, dann wird sie ihren Mann hassen, weil jetzt der Beweis erbracht ist, daß ihr mit einem richtigen Partner tatsächlich das volle Glück der Liebe zuteil werden kann und somit die Unzulänglichkeit des Gatten mit Sicherheit festgestellt ist; sie wird ihn aber auch deshalb hassen, weil er sie in ihren Empfindungen für ihren Liebhaber stört, weil er selbst noch sexuelle Ansprüche an sie stellt und weil sie in ihm die Ursache ihres Ehebruches sieht; — denn keiner Frau, sie sei denn wirklich leichtsinnig, ist jenes Odium (und mag auch niemand darum wissen) gleichgültig, noch vermag sie, wenn sie tieferer Gefühle fähig ist, „zwischen zwei Männern zu leben".

Kann auch der Mann, bei dem sie Trost gesucht hat, sie nicht in dem hier gemeinten Sinn beglücken, so beginnt bisweilen, und zwar besonders dann, wenn schon eine mehr oder weniger pathologische Veranlagung vorliegt, die scheinbar leichtfertige, in Wahrheit jedoch traurige Jagd nach Liebe, die immer wieder und jedesmal mehr Enttäuschung bringt und mit einer fortwährend zunehmenden Verkehrung der Gefühle, mit Haß gegen das ganze

---

[1]) Alfred Vierkandt in Max Marcuses „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft", 2. Auflage, Marcus & Weber, Bonn.

männliche Geschlecht verbunden ist, und nicht selten zu heftigen Äußerungen dieses Hasses gegen jene Männer führt, welche die ersehnte Befriedigung nicht herbeizuführen vermochten. Oder aber — und das ist weit öfters der Fall — die auch bei dem Liebhaber oder in einer zweiten Ehe unbefriedigt gebliebene Frau unterdrückt ihre Geschlechtsgefühle, was, wenn sie sie nicht zu sublimieren vermag, zu einer Umkehrung des Annäherungstriebs und zu Verdrängungserscheinungen (neurotischen Symptomen) Veranlassung geben kann.

Der Ausdruck sublimieren muß ein wenig erläutert werden.

Das Wort wurde zuerst nur für ein Verfahren in der Chemie gebraucht, bei dem ein fester, aber flüchtiger Körper von anderen Stoffen, die nicht verflüchtigt werden können, durch Erhitzung getrennt wird; ersterer schlägt sich dann an einer entfernteren, kälteren Stelle wieder in fester Form nieder. Es findet also Verflüchtigung, Überleitung und Niederschlag statt, — und außerdem Wertsteigerung, weil der Körper durch den Prozeß gereinigt ist.

Freud hat den Begriff „sublimieren" in die Psychologie eingeführt, um zum Ausdruck zu bringen, daß auf ähnliche Weise Objekt und Ziel des Geschlechtstriebs in gewisse Äquivalente verwandelt werden können, die nun nicht mehr sexuell, dafür aber für die Menschheit und — in gewissem Sinne und unter gewissen Umständen — auch für das Individuum wertvoller geworden sind (also auch hier erst Verflüchtigung, dann Niederschlag — vergleiche auch die Bedeutung des Wortes: sublim). Zu ihnen gehört die schöpferische Tätigkeit des Geistes, die sich in Dichtung, Kunst und Religion „niederschlägt". Kurz, das ganze menschliche Phantasieleben im weitesten Sinne kann dort, wo die natürlichen Äußerungen des Geschlechtstriebes gehemmt sind, solche Äquivalente ergeben (Bloch). Wir dürfen aber nicht vergessen, daß auch manche Affekte wie Roheit, Zorn usw. hierher gehören.

Oft treten bei den hier gemeinten Frauen jene seelische Vorgänge: Sublimierung, Verkehrung (Umkehrung) und Verdrängung gleichzeitig und verbunden auf. Daraus ergibt sich der wohlbekannte Typus des männerhassenden Weibes, dessen nähere Beschreibung ich mir ersparen kann. Die Verachtung des Mannes, die solche Frauen zur Schau tragen, ist eine Verkehrung der Achtung, die sie „dem Mann" zu zollen bereit gewesen wären, und der rastlose Drang nach Macht, dem man hier nicht selten begegnet, ist das Widerspiel des Wunsches nach Unterwerfung, der eine kennzeichnende Eigenschaft der weiblichen Seele ist. Das Ganze ist also ein eigenartiges und bedeutungsvolles Beispiel für die Ambivalenz der menschlichen Ge-

fühle. Man könnte sogar weiter gehen und ein für den Zuschauer gewissermaßen amüsantes Beispiel völliger sexueller Verkehrung darin sehen, in dem Sinne, daß die Frau, aus Unzufriedenheit mit den Männern, sie hassend und verachtend, doch soviel wie möglich männliche Allüren anzunehmen versucht.

* *

Es wäre aber ein großer Irrtum, wollte man meinen, daß jener Versuch, die von dem Gatten versagte geschlechtliche Befriedigung bei einem andern zu finden, ein mehr oder weniger notwendiges Glied in der Kette der zur Umkehrung führenden Ereignisse sei. Im Gegenteil, er fehlt sogar oft. Auch wenn der Gatte die nur teilweise entwickelte sexuelle Empfindungsfähigkeit seiner Frau nicht weiter auszugestalten vermocht hat, so kann doch kein anderer für sie in Betracht kommen, weil sie den ehelichen Treueschwur als Dogma betrachtet. Eine solche Frau sucht, ohne sich dessen bewußt zu sein und ohne Umweg, ihr Heil in der Reversion (Umkehrung) ihrer Sexualität, einfach um den Gefahren der Verdrängung zu entkommen. — Aber auch auf diese Weise ist die Abneigung gegen den Mann das Ergebnis.

Am besten für die Ehe ist es noch, wenn die geschlechtlich unbefriedigte Frau Kinder hat, und wenn es ihr gelingt, ihre sexuellen Gefühle in eine Verstärkung ihrer Mutterliebe umzusetzen (sie in der Weise zu sublimieren also) — was glücklicherweise oft der Fall ist.

* *

Die Gefahr, daß ein Mann auf diesem Wege zu einer Abneigung gegen das g a n z e weibliche Geschlecht gelangt, ist verhältnismäßig klein. Aus zwei Gründen: Erstens kann der Mann (von physischen Ausnahmezuständen, die etwa den Coitus unmöglich machen würden, abgesehen) in der Ehe doch nie mehr als bedingt sexuell unbefriedigt bleiben. Mag seine Frau ihm nicht ein derartiges Liebesglück schenken, wie er es sich erhofft hat, — er kommt dennoch zum Orgasmus, zur Ejakulation; das ergibt sich aus der Art seiner physiologischen Reflexe. Er erreicht also auf jeden Fall eine körperliche Befriedigung, eine Lösung bestehender Spannung. Auch die vor dem Coitus bestehende psychische Spannung wird, wenigstens teilweise, aufgehoben.

Äußerst stark kann hingegen in diesem Augenblick der Reaktion das Gefühl des seelischen Unbefriedigtseins werden, das, verbunden mit Ärger, mit Abneigung, ja mit Ekel, zu einem momentanen wirklichen Haß gegen die Partnerin führen kann, die ihn um einen — vielleicht auch nur momentanen — holden Traum betrogen hat. Und wo sich Gefühle dieser Art jedesmal von neuem einstellen, da nehmen sie, wenn auch vielleicht schwächer als im eigentlichen Affekt, chronischen Charakter an. Wir haben hier ein besonders gutes Beispiel für plötzlich auftretendes Haßgefühl als Umkehrung der

geschlechtlichen Anziehung und zu gleicher Zeit für die weniger heftige, aber doch auch sehr bedeutsame und dabei andauernde sexuelle Abneigung als negatives Korrelat der Liebe. Und die Tatsache, daß der Mann meist selbst schuld ist, wenn ihn seine Frau enttäuscht, weil er es, gleichgültig warum, versäumt hat, ihr die nötige Ausbildung in der geschlechtlichen Liebe angedeihen zu lassen, kann jene Abneigung nicht ändern, — auch schon deshalb nicht, weil er diese seine Schuld in der Regel nicht kennt oder wenigstens nicht kennen will.

Die sekundäre geschlechtliche Abneigung, um die es sich hier handelt, richtet sich aber nur gegen eine Frau, nicht gegen die Frau. Der erste Grund dieser Tatsache wurde soeben besprochen; als zweiter kommt in vielen Fällen dazu, daß der Mann gute Aussichten hat, sich bei einer anderen schadlos halten zu können. Meistens hat er in diesem Punkte weniger Bedenken und mehr Gelegenheit, immer noch eine seinen Wünschen entsprechende Partnerin zu finden. Je mehr Wert er aber auf einen völligen Einklang in jeder Hinsicht legt, um so geringer ist die Möglichkeit für einen solchen Mann, ans Ziel zu kommen. Darauf beruht die ebenso bedeutsame wie begreifliche Erscheinung, daß der größte Liebesidealist, falls er sein Glück im Nehmen sucht und nicht im Geben, die größte Gefahr läuft, in seiner Einstellung zu den Frauen ein Pessimist zu werden und zu erleben, daß seine sexuelle Abneigung gegen eine oder einige Frauen sich in einen Widerwillen gegen das ganze weibliche Geschlecht verwandelt.

* * *

Einem psychischen Trauma entstammt die bei der Frau fast plötzlich auftretende und auf einer Verkehrung der Liebesgefühle beruhende Abneigung in jenen Fällen, in denen der Mann sich bei der Defloration, oder öfter noch bei mißglückten Deflorationsversuchen, taktlos oder roh benimmt. Da kann die psychische Abneigung sogar zu einem körperlichen, bewußten oder halbbewußten Widerstreben mit kräftigen Verteidigungsbewegungen führen, gelegentlich aber auch in stärkster Überempfindlichkeit der Vulva, mit Krämpfen des Beckenbodens, und in heftiger Angst vor jeder Berührung der Geschlechtsteile (Vaginismus), zum Ausdruck kommen.

Freilich muß dazu bemerkt werden, daß der Vaginismus nur bei Frauen auftritt, die sowohl lokal wie allgemein und namentlich auch psychisch gewisse infantile Züge aufweisen oder sonst irgendwie nicht als psychisch normal betrachtet werden können. Deshalb kann es bei solchen Frauen ausnahmsweise auch dann zum Vaginismus kommen, wenn der Mann sich bei seinen Deflorationsversuchen zwar wirklich vorsichtig und rücksichtsvoll benommen, es aber nach wiederholtem Mißlingen versäumt hat, rechtzeitig

bei einem erfahrenen Arzte Hilfe zu suchen. Andererseits: mag auch eine körperlich und geistig normale Frau sich in den ersten Tagen der Ehe einem rohen und unersättlichen Mann widersetzen, mag sie ihm auch zeitweilig oder dauernd abgeneigt sein, — Vaginismus bekommt sie nicht.

* * *

Erwähnen wir jetzt noch, daß es auch eine Umkehrung des Annäherungstriebes als Folge der Übersättigung gibt (wenn nämlich der Geschlechtstrieb stets rückhaltslos befriedigt wird), so können wir glücklicherweise hinzufügen, daß in den akuten, nicht allzuoft rezidivierenden Fällen diese Abneigung nur vorübergehend ist, da sie ja von selbst zur nötigen Zurückhaltung führt, an die sich dann wiederum die Verkehrung in positive Richtung anschließt.

In den leichten Formen ist dieses Schwanken der Sexualgefühle zwischen Begierde und Sättigung ein bezeichnendes Beispiel für die normale Ambivalenz.

„Alleweil küßt man sein Mädel nicht,
Weil es nicht immer gefällt.“

Die Liedchen und Reime des Volkes drücken im Scherz oft bedeutsame psychologische Wahrheiten aus.

Und so fällt mir jetzt, wo ich mit der Betrachtung der verschiedenen Formen, in denen die Umkehrung der geschlechtlichen Anziehung auftritt, fertig bin, auch das bekannte alt-holländische Verschen ein:

„Als liefde keert in haet,
Dan gaetse buijten maet[1].“

„Wenn Lieb' verkehrt in Haß,
So kümmert sie kein Maß.“

Tatsächlich tut sie das gar nicht so selten; denn solch ein Haß kann sehr stark werden. Gewöhnlich entsteht er als Folge einer unerwiderten oder einer zuerst erwiderten, dann aber zurückgewiesenen Liebe. In diesem Falle findet er sich hauptsächlich nur bei der einen Hälfte des Paares (bei der anderen besteht bloß Gleichgültigkeit oder schwächere geschlechtliche Abneigung) und ist mehr oder weniger akut, während er — und zwar in chronischer Form — bei beiden — Mann und Frau — auftreten kann, wenn diese eine Zeitlang zusammen gelebt und sich dann in erotischem Sinne wie auch sonst immer weiter voneinander entfernt haben. Auch hier kann dieser Haß zu einem „schricklijk quaet“ (einem „erschrecklichen Übel“) werden. Er ist dann aber nicht mehr ein rein sexueller, sondern ein ehelicher

---

[1]) Cats. „Liefdes Kort-sprake“. Er erwähnt auch das französische:
„Quand l'amour change de courage,
Souvent se convertit en rage.“

Haß, der in seinem Wesen weit komplizierter ist — und gerade dadurch, sowie auch ob der ständigen Gelegenheit, betätigt zu werden, zu Erscheinungen führt, die zu den traurigsten im Menschenleben gehören.

* *
* * *

Wir haben hiermit unsere Ausführungen über die sekundäre — durch Verkehrung der Anziehung entstandene — Abneigung beendet und wenden uns jetzt wieder der näheren Untersuchung der primären, genuinen sexuellen Abstoßung zu.

Wir sehen dann, daß diese um so deutlicher in Erscheinung tritt, je schwächer die erotische Anziehung wirkt. Soweit es die Tierwelt betrifft, haben wir solche Vorgänge bereits ausführlich besprochen. Wesensgleiche Erscheinungen kann man bei primitiven Völkern feststellen, die in Art und Stärke des Geschlechtstriebes den Tieren sehr ähnlich sind, insofern als kurze Fristen, in denen jener Trieb sehr stark ist, mit längeren Zeiträumen abwechseln, in denen er im großen ganzen wenig oder gar nicht in Erscheinung tritt. Je schwächer der Geschlechtstrieb ist, um so stärker macht sich eine unleugbare abstoßende Wirkung des anderen Geschlechts geltend, und zwar besonders in der Form eines natürlichen Abscheus gegenüber jenen Körperstellen, die das Geschlecht am deutlichsten erkennen lassen, d. h. also gegen die äußeren Geschlechtsteile. Dieser Abscheu erstreckt sich auf alle drei Sinnesorgane, die hier in Betracht kommen, auf Gefühl, Gesicht, Geruch und äußert sich im Widerwillen gegen Berührung der Genitalien und in Ekel bei ihrem Anblick oder beim Riechen ihrer Ausdünstung.

* * *

Es ist begreiflich, aber darum nicht weniger interessant, daß man ähnliche Verhältnisse bei Individuen beobachten kann, deren Geschlechtsleben noch irgendwie primitiv ist, obwohl sie selbst zur zivilisierten Menschheit gehören. Ich meine die Kinder, und zwar die Kinder in einem Alter, das ziemlich weit vor dem Eintreten der Geschlechtsreife liegt, wenn die Libido sexualis sich zwar geltend macht — und sogar in mancher Hinsicht schon stark zutage tritt —, die Genitalia des andern Geschlechts aber noch keinerlei Anziehung ausüben und eine Bekanntschaft mit diesen Organen, wenigstens im sexuellen Sinn, noch gar nicht besteht. Verschiedentlich berichten Knaben (z. B. zwischen sechs und zehn Jahren) oder Männer, die sich an die sexuelle Erfahrung ihrer Kindheit erinnern können (und wollen!), daß bei ihnen der

Anblick der weiblichen Genitalien auch in einem Augenblick geschlechtlicher Erregung Ekel — und damit das Schwinden dieser Erregung — hervorrief. Die Geschichte von dem Knaben, den ein geschlechtsreifes weibliches Wesen, nicht selten ein Kindermädchen, durch Manipulationen an den Genitalien erregt, zur Erektion gebracht und dann zur Berührung der Vulva veranlaßt hat, wobei ihn ein solcher Ekel überfiel, daß er rasch die Flucht ergriff, ist gar nicht selten und durchaus bezeichnend.

Welches der genannten Sinnesorgane die abstoßenden Eindrücke vermittelt, hat nicht viel Bedeutung. Trotzdem ist es beachtenswert, daß, während einmal die Berührung, dann wieder der Anblick erwähnt wird, die Hervorhebung des starken Eindruckes, den bei einem solchen Vorfall der Geruch gemacht hat, kaum jemals fehlt. Ist es auch wahrscheinlich, daß hierzu die Folgen von Unreinlichkeit nicht wenig beitragen, so liegt hier doch zweifellos auch ein *wesentliches* psychisches Element vor. (Für jene, die sich näher mit dem Problem befassen wollen, verweise ich auf das interessante Buch von *Hans Henning*, Der Geruch, ein Handbuch für die Gebiete der Psychologie, Physiologie, Botanik, Chemie usw. 2. Auflage, Joh. Ambr. Barth, Leipzig, 1924.)

* *

Wichtiger ist aber für uns, wie sich die *Erinnerung* zu einem solchen Vorfall verhält, denn das klärt wesentlich die Frage auf, die uns hier beschäftigt. Gewöhnlich geht es dabei folgendermaßen zu: Während der nächsten Jahre, also bis zum Eintritt der Pubertät bleibt die Erinnerung so abstoßend wie das Ereignis selbst. Wird der Knabe aber geschlechtsreif, so ändert sich allmählich der Charakter des Erinnerungsbildes: die abstoßenden Teile verblassen, mehr und mehr treten Lustgefühle hervor, bis schließlich die Erinnerung an den einst so abscheulichen Anblick der weiblichen Genitalien sexuell erregend wirkt.

Dieser Ablauf ist wirklich typisch und zeigt auffällig, wie die ursprüngliche Abneigung gegen das andere Geschlecht zurücktritt und verschleiert wird, sobald nur der Geschlechtstrieb sich kräftig genug regt. Es hängt also bloß von der zeitweiligen Disposition des Individuums ab, ob ein und derselbe Eindruck Abstoßung oder Anziehung hervorrufen, — richtiger, ob die primäre Abstoßung (denn um diese handelt es sich hier, nicht um die sekundäre, durch Umkehrung entstandene) oder die primäre Anziehung die Reaktion auf diesen Eindruck bestimmen wird. In dem vorliegenden Fall steht diese Disposition völlig unter dem Einfluß der Geschlechtsdrüsen. Solange sie nicht oder kaum funktionieren, überwiegt die instinktmäßige sexuelle Abneigung. Ist ihre Wirkung stark genug geworden, dann ist auch die geschlecht-

liche Anziehung der stärkere Teil; und zwar so sehr, daß die früher übermächtigen Abneigungsgefühle hintangestellt werden, ja, scheinbar ganz von der Bildfläche verschwinden.

* *

Wir kommen auf diese individuelle Disposition, die gewöhnlich noch von einer Reihe anderer Faktoren beeinflußt wird, zurück, wollen aber zuerst näher auf das eingehen, was geschieht, wenn jenes Kindheitserlebnis nicht in der oben beschriebenen gesunden Weise psychisch verarbeitet oder — was wahrscheinlich recht selten vorkommt — wirklich völlig vergessen, sondern, aus Angst vor dem Nichterlaubten, mit Gewalt in die Sphären des Nichtmehrbewußten verwiesen wird. Das kann Verdrängungserscheinungen veranlassen, die sich als Störungen des Seelenlebens (neurotische Symptome) äußern. Es kann aber auch dazu führen, daß der Geschlechtstrieb — sei es nun sofort von jenem Erlebnis oder erst von einem späteren Zeitpunkt an — der primären Abneigung, die als eingeklemmter Affekt außerordentlich stark in den Sphären des Nichtmehrbewußten wirkt, unterlegen bleibt. Ein derartiger Zustand kann einen schwer zu überwindenden Widerstand gegen das Heiraten zur Folge haben; er kann aber (wenn der Widerstand wohl besiegt, die erwähnte Einklemmung aber nicht beseitigt ist) auch eine sexuelle Abneigung in der Ehe zeitigen, die sich bald zu einer Allgemeinabneigung entwickeln mag. Die wird man dann gewöhnlich, aber unrichtig, als sekundär, als durch Verkehrung der Liebe entstanden, betrachten. Nach allem, was wir im Vorhergehenden gesagt haben, dürfte es aber klar sein, daß sie primär und genuin ist. In jedem einzelnen Fall dieser Art wird die Psychoanalyse es dem Arzt ermöglichen, die Ursache der Erscheinungen zu entdecken, die Einklemmung aufzuheben und dadurch die Abneigung zum Schwinden zu bringen — ein wertvoller Fingerzeig, daß man in manchem Fall von ehelicher Abneigung nicht vergeblich Hilfe bei seinem ärztlichen Berater suchen wird.

* * *

Beruht also hier das dauernde Überwiegen der primären sexuellen Abneigung auf der pathologischen Basis der Verdrängung und Einklemmung eines Affektes, so macht sich in anderen Fällen diese Abstoßung, obwohl meistens viel schwächer, auch bei seelisch ganz gesunden geschlechtsreifen Menschen geltend. Ein solcher Zustand kommt vor, wenn neben einem ziemlich primitiven Gefühlsleben nur ein schwacher Geschlechtstrieb besteht. Auch bei Menschen dieser Art zeigt sich die primäre sexuelle Abstoßung (die bloß verhältnismäßig selten und jedesmal nur während sehr kurzer Zeit von der geschlechtlichen Anziehung besiegt — und dabei dann noch nicht einmal völlig verhüllt — wird) namentlich wieder in einem richtigen Wider-

willen gegen den Anblick und noch mehr gegen den Geruch der Genitalien des andern Geschlechts. Man kann in der wissenschaftlichen Literatur Äußerungen solcher Menschen finden, die nicht den geringsten Zweifel an der Stärke dieser Abstoßung gestatten, und ich selbst bin in meiner Praxis verschiedenen so gearteten Personen beiderlei Geschlechts begegnet, die sie mit drastischen Worten bezeugten. Für Menschen solchen Schlages hat die geschlechtliche Gemeinschaft keine andere Bedeutung, als daß sie dabei einem rein körperlichen Drang genügen. Erwacht er in ihnen, so folgen sie ihm, ohne daß von Erotik, von irgendwelcher Vorbereitung die Rede ist, und sogleich darnach herrscht wiederum die frühere Abstoßung. Auch während der kurzen Zeit — es handelt sich gewöhnlich nur um ein paar Minuten —, in welcher der Geschlechtstrieb dominiert, wären solche Menschen nicht dazu zu bringen, die Geschlechtsteile des Partners anzusehen oder mit der Hand zu berühren; so groß ist der Abscheu. Und nicht vereinzelt steht der von einem der Autoren mitgeteilte Fall, daß ein solcher Mann, der sich anschickte den Coitus zu beginnen, beim Verspüren des Geruches der weiblichen Geschlechtsorgane, sofort die Erektion verlor und vor Ekel aus dem Zimmer flüchten mußte.

* * *

Inzwischen lassen sich Andeutungen dieser Art unzweifelhaft auch bei Menschen mit stark differenziertem Gefühlsleben und verfeinerter Sexualkultur finden. Ich bin sogar davon überzeugt, daß die meisten, wenn nicht alle Männer dieser Gruppe bei einiger Übung in der Beobachtung und Deutung ihrer Gemütsbewegungen solche Erscheinungen an sich selbst feststellen können. Ich weiß wenigstens von einer kleinen Anzahl solcher Männer mit starker Libido und regem Annäherungstrieb, für welche die von den weiblichen Genitalien ausgehenden sinnlichen Empfindungen in der Regel sehr willkommene Reize bedeuten, daß sie zu Zeiten (oder an Tagen) schwächeren Geschlechtstriebs einen deutlichen horror feminae, vor allem durch den Anblick und den Geruch der Geschlechtsteile, aber auch durch die manuelle Berührung ausgelöst, zu überwinden haben, wenn die Umstände (also der deutliche Wunsch der Frau) sie zu Sexualhandlungen veranlassen.

* *

Der Widerwille, den eine Frau, solange sie nicht geschlechtlich erregt ist, in dieser Hinsicht natürlicherweise empfindet, muß jedem Menschenkenner auffallen, der zu solchen Beobachtungen Gelegenheit hat. Gibt man auch zu, daß das sexuelle Schamgefühl mitverantwortlich dafür ist, daß die

Frau (nämlich eine Frau mit ebenso stark differenziertem Gefühlsleben) den Anblick der Genitalien des Mannes, auch des geliebten Mannes, zu vermeiden trachtet, so schließt das doch nicht aus, daß die primäre und primitive geschlechtliche Abneigung hierfür von ausschlaggebender Bedeutung ist. Ja, es kann sich sogar die Frage ergeben, ob man d i e s e Art des Schamgefühls nicht einfach als zu der besprochenen Abneigung zugehörig auffassen muß.

* * *

Zum Schluß haben wir noch die Abstoßung zu erwähnen, die ein Mensch, der durch eine bestimmte Person anderen Geschlechts in starkem Maße sexuell angezogen wird, — jedenfalls wenn sein Geschlechtstrieb dabei volle Befriedigung erfährt — den Genitalien anderer Personen dieses Geschlechts gegenüber empfindet.

Ebenso wie früher erhellt daraus wieder die große Bedeutung der D i s p o s i t i o n des Menschen, der den betreffenden Eindruck erfährt. Ein und derselbe Eindruck wirkt bei dem einen ganz anders als bei dem andern, und der gleiche Reiz führt beim gleichen Individuum in dem einen Zeitpunkt zu einer Reaktion, die vollkommen verschieden ist von der, die ein andermal ausgelöst wird. Das ist ein allgemein bekanntes und für alle Lebewesen gültiges Naturgesetz, das wir bei den Fragen, die uns hier beschäftigen, niemals außer acht lassen dürfen. Denn die allgemeine sowohl wie die momentane Disposition ist für die Art, in der ein Mensch auf Reizung seiner Sexualsphäre reagieren wird, äußerst wichtig. Ob z. B. — um auf unser Betrachtungsgebiet zurückzukehren — die primäre sexuelle Abneigung oder (wie es unendlich öfter der Fall ist) der Geschlechtstrieb sich in einem bestimmten Zeitpunkt bei einer bestimmten Person als stärker erweisen wird, das hängt völlig von den körperlichen und seelischen Faktoren ab, die zusammen die Disposition ergeben.

Diese Faktoren sind so verschieden wie zahlreich. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir sie ihrer Bedeutung entsprechend untersuchen. Erbanlage, Allgemein- und Sexualkonstitution, Gesundheitszustand, Milieueinfluß, — das sind mehr oder weniger schwankende und doch sehr wichtige Begriffe, die man lang und breit erörtern müßte. Aber auch ohne das ist es klar — es läßt sich jedenfalls nicht schwer verstehen — daß jeder dieser Faktoren für das Zustandekommen der sexuellen Disposition von starker Bedeutung ist. Wie groß weiter der Einfluß jenes psychischen Komplexes ist, den wir als akute Verliebtheit bezeichnen, ist bekannt genug. Und nicht weniger bekannt ist das Gegenteil, die Wirkung nämlich, die eine seelische Abneigung gegen eine bestimmte Person des anderen Geschlechts auf die

sexuelle Disposition des Menschen — wenigstens mit Beziehung zu dieser Person — hat.

Damit können wir uns begnügen. Denn wir werden nicht versuchen, in das außerordentlich verwickelte Problem der Entstehung der sexuellen Disposition einzudringen; — das brauchen wir für unsere Zwecke gar nicht. Wollen wir aber eine gewisse Einsicht in diese Dinge haben — und die brauchen wir tatsächlich, weil wir manche Erscheinungen sonst gar nicht verstehen würden — so müssen wir stets eines Faktors (richtiger eines Komplexes von Faktoren) eingedenk sein, der uns aus der Physiologie bekannt ist. Das ist die Funktion der Geschlechtsdrüsen, die mit ihrer inneren Sekretion (in enger Wechselwirkung mit derjenigen anderer Drüsen) die Art und die Stärke der Sexualität stark beeinflussen und durch ihre Absonderung nach außen, speziell infolge der dadurch hervorgerufenen lokalen Spannung, den momentanen Trieb zu Sexualhandlungen und damit das Überwiegen des Geschlechtstriebs über die primäre sexuelle Abneigung wesentlich mitbestimmen.

* *

* * *

Es fragt sich nun, ob in unseren letzten Beispielen die geschlechtliche Abneigung wirklich als primär und genuin oder doch durch Verkehrung des Geschlechtstriebs entstanden und deshalb als Sekundärerscheinung zu betrachten ist. Meiner Überzeugung nach trifft die erste Annahme zu, besonders wegen der Tatsache, daß der Widerwille in erster Linie und beinahe ausschließlich gegen die Genitalien des andern Geschlechts gerichtet ist. Aber ich sehe sehr gut ein, daß auf diesem Gebiet die Trennung primärer und sekundärer Erscheinungen um so schwieriger wird, je verwickelter und raffinierter das Gefühlsleben ist.

Ich begreife auch wohl, daß diejenigen Psychologen, welche die Bleuler-Stekelsche Lehre als unumstößlich und für alle Fälle geltend betrachten, fragen werden: „Worin bestehen die Ambivalenzerscheinungen dieser primären Abneigung, für deren Bestehen ihr eintretet?“ — Nun, das Gegenteil der Abstoßung ist die Anziehung, und so mag dann die durch die Genitalien des anderen Geschlechts hervorgerufene Anziehung als jenes Gegenteil betrachtet werden.

Will man alle Erscheinungen von diesem Standpunkt aus erklären, so kann man selbstverständlich auch annehmen, daß sowohl die von mir so genannte primäre genuine geschlechtliche Abneigung als auch der Geschlechtstrieb mit der aus ihm durch Verkehrung entstandenen sexuellen Abstoßung nichts anderes sind als der Ausdruck der Pendelbewegung ein und derselben ambi-

valenten Geschlechtskraft. Dem könnte ich letzten Endes beipflichten, wenn man zugeben will, daß nicht der Trieb, der die Geschlechter zusammenführt, also der positive Faktor, der erste ist, sondern daß die negative Kraft, die Abstoßung, als ursprünglich, d. h. jedenfalls als dominierend, betrachtet werden muß. Aber eine derartige Auffassung des Problems scheint mir doch in ihrer Einfachheit zu gesucht.

So bin ich denn noch eher für die folgende, ebenfalls auf der Grundlage der Umkehrbarkeit bleibende Auffassung zu haben: Der Geschlechtstrieb besteht aus Befriedigungstrieb (hier wohl identisch mit „Entleerungstrieb“) und Annäherungstrieb (siehe „Vollkommene Ehe“, S. 13 und 14). Die erste Komponente trägt einen weit primitiveren Charakter als die zweite und zielt speziell auf die Geschlechtsteile ab. Sie kann als Umkehrung der primären genuinen sexuellen Abstoßung betrachtet werden. Die Verkehrung der zweiten Komponente, des Annäherungstriebes, wäre dann die Abneigung, die wir im vorigen als sekundäre, mehr allgemeine sexuelle Abstoßung kennengelernt haben.

Ich muß sagen, daß die Eleganz dieser Antwort auf die Frage, wie die Ziege der Erfahrungstatsachen und der Kohl der Ambivalenzlehre (man entschuldige die kühne Metapher!) voneinander ferngehalten werden können, für mich etwas Verlockendes hat.

Aber nicht die Theorie ist es, die uns am meisten interessiert, sondern wir bemühen uns, dieses für die Geschlechtsbeziehungen so wichtige Problem zu verstehen, um aus diesem Verstehen für das praktische Leben Nutzen zu ziehen. Von diesem Standpunkt aus halte ich es doch für das beste, das Gesagte, in gewissem Sinne etwas mehr präzisiert, verdeutlicht und vervollständigt, aber zu gleicher Zeit auch vereinfacht und verkürzt, folgendermaßen zusammenzufassen:

Für die Praxis des Lebens müssen in den Beziehungen der Geschlechter folgende geschlechtliche Triebe in Betracht gezogen werden:

Die primäre sexuelle Abneigung. Genuines Urgefühl, auch als genitale Abneigung zu bezeichnen.

Im allgemeinen, in bezug auf ein bestimmtes Individuum des anderen Geschlechts betrachtet, unpersönlich; bisweilen aber auch deutlich persönlich.

Beim geschlechtsreifen Menschen durch den Geschlechtstrieb gewöhnlich bis zum Verschwinden zurückgedrängt, aber widerstandsfähiger als der Geschlechtstrieb und ungeschwächt sofort wieder in den Vordergrund tretend, sobald dieser nicht mehr stark genug ist.

Der *Geschlechtstrieb*, sich zusammensetzend aus *Annäherungstrieb* und *Befriedigungstrieb* (ausführlich in der „Vollkommenen Ehe" besprochen). Während eines großen Teils des Lebens vorherrschend, zuerst unpersönlich, dann stark persönlich.

Die sekundäre sexuelle Abneigung. Durch Verkehrung aus dem Geschlechtstrieb hervorgehend, besonders aus dessen als Annäherungstrieb bezeichneten Komponente. Auch als *erotische Abneigung* zu bezeichnen. Gewöhnlich stark persönlich gefärbt, manchmal auch, früher oder später, unpersönlich.

Kapitel III

Der Gegensatz von Männlich und Weiblich

ERSTER TEIL

Kennzeichnende Unterschiede — Männliche Eigenschaften

„East is East and West is West
And never the twain shall meet.“

Mit diesen Versen wollte Rudyard Kipling das Diametral-Entgegengesetzte zwischen Ost und West nicht so sehr im Sinne der Geographie (also der Zerlegung der Erdoberfläche), als in dem der Psychologie, schlagwortartig bezeichnen.

Würde man, Kiplings Zeilen variierend, etwa sagen:

„Mann bleibt Mann und Weib bleibt Weib,
Und niemals werden sie eins,“

so könnte man damit nicht nur den anatomischen Unterschied der Geschlechter, sondern in erster Linie den psychologischen polaren Gegensatz von Männlich und Weiblich treffend bezeichnen.

Die Wahrheit der Behauptung wäre aber, wie so viele andere Wahrheiten, bloß relativ.

Brauche ich nicht bloß mein Gesicht nach Süden zu wenden, und schon strömen links Ost und rechts West ineinander über?

Und wird nicht das Bestehen einer unüberbrückbaren Scheidung der Geister zwischen Ost und West von maßgebender Seite besonders auch für die Mystik geleugnet[1])?

Werden nicht Mann und Frau während des Paarungsaktes, sei es auch nur für einzelne Augenblicke, so sehr eins, daß ich gelegentlich dafür das Wort „Einswerdung“ anwende?

Zeigt nicht die Untersuchung des menschlichen Embryos (um jetzt einmal beim Menschen zu bleiben), seine bisexuelle Anlage, die auch anatomisch beim Erwachsenen noch deutlich nachweisbar ist?

Und finden wir schließlich nicht dieses Doppelgeschlechtliche — manchmal sogar als Zwitterhaftes — immer wieder in seinen seelischen Eigenschaften?

---

[1]) Hierzu vergleiche man Rudolf Ottos Auffassung in seiner Studie: Westöstliche Mystik: Vergleiche und Unterscheidung zur Wesensdeutung, Leopold Klotz, Gotha.

Aber trotzdem ist der Satz „Mann bleibt Mann und Weib bleibt Weib“ doch eine bedeutungsvolle Wahrheit — so sehr man sich auch, besonders in den letzten Jahren, bemüht hat, zu beweisen, daß der Mann, in psychologischem Sinn, nur in einer von Männern beherrschten Volksgemeinschaft „Mann“ bleibt, und daß die Frau nur in einer solchen Gesellschaftsform die „weiblichen“ Eigenschaften aufweist, die wir als Kennzeichen ihres Geschlechts betrachten.

Mag man's noch so drehen und wenden — die biologische Verschiedenheit von Männlich und Weiblich läßt sich nicht verwischen. Und ebensowenig die sich daraus ergebenden körperlichen und seelischen Unterschiede zwischen Mann und Frau.

* * *

Das fängt schon bei dem sehr kennzeichnenden Unterschied der Eigenschaften an, den die primordialen männlichen und weiblichen Elemente, die Samenzelle und die Eizelle, uns zeigen, — ein Unterschied, dessen eigentliche Merkmale wir beim vollentwickelten Mann und bei der vollentwickelten Frau wiederfinden, so wie ja auch das Verhalten der Geschlechter zueinander in mancher Hinsicht dieselben Eigenarten zeigt wie das von Spermatozoon und Ovulum in ihrem gegenseitigen Verhältnis.

„Die frei bewegliche Samenzelle, sich ganz so bewegend wie ein einzelliges Geißeltierchen, hat durch Jahrhunderte die Aufmerksamkeit der Forscher gefesselt, und schon lange weiß man, daß die Anziehung der Samenzelle durch das Ei auf Chemotaxis[1]) zurückgeführt werden muß. Jünger ist die Erkenntnis, daß die Eizelle sich nicht damit begnügt, sozusagen platonisch das Spermatozoon anzulocken, sondern daß sie tatsächlich mit aktiven Bewegungen der sich nähernden Samenzelle einen plumpen Fortsatz entgegenstreckt. Das Ei ist also kein passiver Gegenstand, sondern nimmt aktiv am Befruchtungsvorgang teil. Es ist ein Organismus; es lebt, es hat Triebe, Bedürfnisse, Leidenschaften. Ein Zittern, eine tonische Kontraktionswelle durchläuft es im Augenblick der Befruchtung, gewaltige Erschütterungen gehen in dem vorher so träg erscheinenden, mit Dotterkörnchen vollgepfropften Protoplasma vor. Ein Strahlenkranz umgibt den vordringenden Spermakern und später den aus der Vereinigung der beiden Gametenkerne entstandenen Vorkern, bis schließlich das ganze Protoplasma zu einer einzigen großen Strahlung geworden ist.“

Es wäre verlockend, den letzten Satz dieses Zitats zum Ausgangspunkt einer Betrachtung zu nehmen, die, an die Ableitung des Ausdrucks „Gamet“

---

[1]) Chemotaxis = eine mittels chemischer Stoffe (die in einem solchen Fall von der anziehenden Zelle abgesondert werden) auf eine bewegliche Zelle ausgeübte Anziehung.

von dem griechischen Wort für „heiraten" anknüpfend, die Vereinigung von Mann und Frau in jener Einheit höherer Ordnung, die sich durch die wahre Ehe bildet, mit der Urvereinigung von Männlich und Weiblich vergleichen könnte, wie sie hier durch Heringa und Lohr[1]) mit ebensoviel feinem Gefühl für die Poesie der Naturvorgänge wie mit strengwissenschaftlichem Sinn geschrieben ist.

Das gehört aber nicht hierher. Deshalb werden wir dieser Versuchung widerstehen und uns mit jenen funktionellen Merkmalen beschäftigen, die in der obigen Beschreibung die Hauptrolle spielen, um davon ausgehend zu ergründen, inwieweit und in welcher Weise sie auch bei vollentwickelten Individuen der beiden Geschlechter in Erscheinung treten.

* *

Vorher muß aber eines festgestellt werden: Wo wir erkennen, daß zwischen Männlich und Weiblich und also auch zwischen Mann und Frau in mancher Hinsicht wichtige Unterschiede bestehen, da wollen wir betonen, daß mit der Feststellung dieser Unterschiede keine vergleichende Wertbestimmung bezweckt wird.

Mann und Weib sind verschieden; der eine Teil ist anders als der andere; nicht: der eine ist „besser" als der andere oder wertvoller für die menschliche Gemeinschaft. Der vollwertige Mann und die vollwertige Frau sind gleichwertig in dem Sinn, daß sie gleich großen Wert für die Gesellschaft haben, mag auch der Wert des einen und der des anderen Geschlechts nicht von gleicher Art sein.

Ich füge hinzu, daß ich diese Sätze — man könnte sie, mit einer gewissen Wichtigtuerei, eine prinzipielle Erklärung nennen — meinen weiteren Darlegungen vorangestellt habe, weil ich nach Möglichkeit vermeiden will, daß sie, sei es ohne Absicht, sei es aus Gründen bestimmter seelischer Einstellung, anders verstanden oder ausgelegt werden, als mit den Auffassungen, die ich hier zum Ausdruck bringen will, übereinstimmt.

Im übrigen kommt es hier nicht darauf an, eine Vorstellung von dem Wert zu vermitteln, den Männlich und Weiblich für die menschliche Gesellschaft besitzen, sondern ausschließlich darauf, die Unterschiede zwischen Mann und Frau in ihrer Bedeutung für die gegenseitige Beziehung der Geschlechter zu zeigen.

* * *

Der biologische Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Element, der zuerst auffällt, besteht darin, daß das Spermatozoon frei beweglich, das Ei hingegen unbeweglich ist.

---

[1]) Dr. G. C. Heringa und H. A. Lohr, Untersuchungen über den Bau und die Bedeutung des Bindegewebes. Ned. Tijdschr. v. Geneesk. Nov. 1925, Nr. 22.

Es war naheliegend, hieraus auf die Aktivität des männlichen und auf die Passivität des weiblichen Naturprinzips zu schließen. Daß die Natur die Rollen auch im weiteren Leben des Mannes und der Frau in dieser Weise verteilt hat, das ergab sich, wie man glaubte, einerseits aus der Passivität, die man der „normalen" Frau bei der geschlechtlichen Vereinigung andichtete — und, moralisch gesprochen, mehr oder weniger vorschrieb — sowie aus der „passiven" Art der Pflichten, die Gesellschaftsordnung und Konvention der Frau zuwiesen, und aus der allumfassenden Aktivität, die das Leben vom Manne fordert.

Mag diese Auffassung auch den Höherkultivierten fremd geworden sein, so ist sie doch noch immer sehr verbreitet, und auch jetzt herrscht noch in breiten Schichten der Gesellschaft der Gedanke, es sei der Wille der Natur oder der Gottheit, der die Natur untertan ist, daß die Frau sich im Leben abwartend und duldend verhalte, während der Mann selbsttätig und selbstherrlich vorgehe. Daß das Männliche aktiv ist, brauchen wir nicht aufs neue zu untersuchen und zu erwägen; wir sehen die Spermatozoen nicht weniger kräftig beweglich als früher, und den Mann im Leben nicht minder tätig als eh und je. Aber dank der Fortschritte der Wissenschaft hat sich unsere Anschauung über das Ei geändert: wir wissen, daß es sich keineswegs passiv verhält — die obige Schilderung betont das genügend — mag es auch außerstande sein, aus eigener Kraft sich fortzubewegen. Und die Physiologie hat uns gelehrt, daß die Frau von Natur aus bei der geschlechtlichen Vereinigung keineswegs eine passive Rolle spielt, sondern daß sie beim Akt selbst mittätig sein muß, in einer Art und Weise, die zwar nicht den stark dynamischen Charakter der männlichen Betätigung aufzuweisen braucht, aber darum doch nicht weniger aktiv ist. Und schließlich haben wir nun doch auch wohl genugsam begriffen, daß die von der Natur der Frau zugewiesene Pflicht, ganz für die Erhaltung der Art zu leben, nicht weniger Tätigkeit erfordert als vom Mann in der Erfüllung der ihm vom Leben übertragenen Aufgaben verlangt wird.

Wollen wir die Dinge aber recht begreifen, so dürfen wir nicht übersehen, daß das Ei erst unter dem Einfluß der Annäherung des männlichen Elements seine Passivität verliert; daß die Frau gewöhnlich erst durch geschicktes Vorgehen des Mannes aus ihrem passiven Verhalten beim Coitus (scheinbare Frigidität) wach und mittätig gemacht werden muß; und daß auch ihre ureigenste Aktivität im Leben (nämlich unsublimiert, also speziell als Mutter) nicht ohne den Mann zur Geltung kommen kann.

Ist es also sicher unrichtig, noch länger mehr oder weniger absolut den passiven Charakter des Weiblichen dem aktiven des Männlichen gegenüberzustellen, so würde es doch ebenso unrichtig sein, diesen Artunterschied des männlichen und des weiblichen Elements als nicht bestehend zu betrachten.

Mir scheint, daß wir diesen Unterschied am besten ausdrücken können, wenn wir uns der physikalischen Unterscheidung von potentieller und kinetischer Energie bedienen.

Wenn wir die männliche Aktivität als kinetische Energie — als die bewegende Kraft — betrachten, die weibliche als potentielle Energie, Spannungsenergie — formende Kraft, innerliche Aktivität — haben wir dann nicht Männlich und Weiblich in richtigen Formeln gekennzeichnet?

* *
* * *

Die Vertreter des männlichen Elements, die Spermatozoen, eilen im Wettkampf dem weiblichen, der Eizelle zu. Die tüchtigsten, die stärksten, haben die größte Aussicht, sie zu erreichen. Durch eigene Kraft zieht sie die sich Nähernden an. Dann trifft sie die Wahl; dem Einen streckt sie die oben beschriebene Ausstülpung entgegen; die Vereinigung findet statt. Das männliche Element durchdringt das ganze Ei — das sich gleichzeitig unwiderruflich gegen die anderen Spermatozoen abschließt. Nur einem wird die Paarung gegönnt.

Bis in Einzelheiten genau läßt sich diese Analogie im gegenseitigen Verhalten von Mann und Weib aufzeigen. Das völlig durchzuführen halte ich für überflüssig, da das jeder, der darüber nachdenken will, für sich selbst tun kann.

* * *

Wir finden den Wettstreit der Männchen um das Weibchen, oft als wirklichen Kampf, überall in der Tierwelt wieder, von den tieferstehenden Arten angefangen bis zu den höchstkultivierten Menschenrassen und -schichten.

Es versteht sich von selbst, daß damit eine natürliche Aggressivität verbunden ist. Sie ist denn auch eine der kennzeichnendsten Eigenschaften des Männlichen.

Die Vorbereitung für diesen Wettkampf wie die Ertüchtigung für den Streit erfordern eine stets weitergehende Entwicklung jener Eigenschaften, welche die Aussicht auf Erfolg so groß wie möglich machen, wobei dieser Erfolg direkt im Sieg über den Konkurrenten bestehen kann oder darin, daß das Weibchen zur gewünschten Wahl veranlaßt wird. Dieser Wettstreit des Männlichen um das Weibliche, diese Anziehung des Weiblichen auf das

Männliche, dieser Trieb des Männlichen, das Weibliche zu durchdringen — mag es in der scheinbar und relativ einfachen Form der Affinität zweier Geschlechtszellen in Erscheinung treten oder in der allumfassenden Vergeistigung des Ewig-Weiblichen, die in den Schlußstrophen der Faustdichtung zum Ausdruck kommt — es hat ungeheuer viel dazu beigetragen, gerade diejenigen Eigenschaften immer mehr zu vervollkommnen, die für das Individuum wie für seine Nachkommen und also für die Art nützlich sind.

Nicht weniger als diese sexuellen Beweggründe sind die Motive, die auf dem Streben nach Macht beruhen, für diesen innerhalb gewisser Grenzen sehr nützlichen Drang nach Vervollkommnung von Bedeutung. Man kann darüber streiten, welcher Trieb dabei den größten Einfluß hat. Das geschieht in der Tat, und die Psychologenschule Alfred Adlers vertritt die Lehre, daß die gewöhnlich als Äußerungen des Geschlechtstriebs betrachteten Erscheinungen zu einem sehr großen Teil als aus dem Streben nach Macht entstanden angesehen werden müssen, — einem Streben nach Macht, das sich einerseits als Wunsch nach (sexuellem) Sieg und (geschlechtlicher) Eroberung äußert, anderseits umgekehrt als Neigung zu eigener Unterwerfung. Ich will zu dieser Meinungsverschiedenheit keine Stellung nehmen und bin viel eher davon überzeugt, daß beiden Beweggründen sehr große Bedeutung zuerkannt werden muß, so daß es in erster Linie von der physischen und psychischen Konstitution und Disposition des Individuums abhängt, ob die geschlechtliche oder die ungeschlechtliche Komponente seines Strebens nach guten (d. h. hier für Individuum und Art nützlichen) Eigenschaften größer ist. In jedem Fall muß außerdem noch beachtet werden, daß auch der Trieb, über Geschlechtsgenossen noch zu andern Zwecken als um die sexuelle Konkurrenz auszuschließen, zu herrschen, von großer Bedeutung ist.

Es kommt indessen für unsere Überlegungen nicht viel darauf an, ob die Motive, die zur Anspannung aller Kräfte führen, vom Geschlechtstrieb oder vom Machtwillen herkommen. So viel ist sicher, daß sie sich vornehmlich beim Männchen wie beim Mann finden, und daß also der Mann nach Vervollkommnung seiner Fähigkeiten und nach Erlangung neuer vorteilhafter Eigenschaften in diesem Sinn streben muß und in der Tat auch strebt.

Überdies wird das männliche Individuum noch mehr dazu getrieben durch den Kampf ums nackte Dasein, dessen Bedeutung für das Männchen bei vielen Tierarten noch dadurch erhöht ist, daß ihm von der Natur die Mitversorgung und die Beschützung der Nachkommenschaft wie der Weibchen aufgetragen ist. Auch bei den Menschen war Tausende von Jahren lang fast in der ganzen bewohnten Welt der Streit, den der Mann um seine eigene Existenz führen mußte, wesentlich durch die Sorge um seine Familie er-

schwert. Und das ist auch in unserer Gesellschaft, allgemein gesprochen, noch immer der Fall — mag auch infolge der sich immer mehr und immer schneller verändernden Lebensumstände die Zahl der Ausnahmen zunehmen.

Wer sich bemüht, das alles durchzudenken, der wird zur Überzeugung gelangen müssen, *daß für den Mann nicht nur eine individuelle, sondern vor allem auch eine naturgeschichtliche Notwendigkeit besteht, sich während eines sehr großen Teils seines Lebens wesentlich dem Streben nach Vervollkommnung seiner männlichen Eigenschaften zu widmen.*

* *

Unter mehr oder weniger primitiven Umständen müssen besonders die körperlichen Eigenschaften zu stets höherer Entwicklung gebracht werden, während die geistigen zum größten Teil nur insofern in Betracht kommen, als sie jene zu unterstützen vermögen. Je stärker aber die Zivilisation Individuum und Milieu beeinflußt, um so deutlicher verkehrt sich dieses Verhältnis. — Schon seit Jahrhunderten wird die Vollkommenheit, nach welcher der Mensch strebt, vor allem auf dem Gebiet des Geistes gesucht. — Unter Kulturmenschen entscheiden im Wettstreit um die Gunst der Frau schon lange hauptsächlich die psychischen Qualitäten. — Der Kampf ums Dasein wird hauptsächlich, ja fast gänzlich, mit den Waffen des Verstandes geführt. Und wirkliche Macht zu erlangen oder doch zu bewahren vermag man allein durch Denkkraft und Vernunft.

Das äußert sich in unserer Zeit immer stärker, immer schneller, immer deutlicher — selbst im Sport!

Die oben erwähnte Notwendigkeit, seine Eigenschaften zu vervollkommnen, muß also den Mann hauptsächlich dazu bringen, *sein Denken anzuspannen* und seine Gedanken auf die gewählte Aufgabe zu konzentrieren.

So sehe ich denn im Bedürfnis, sich einer Tätigkeit zu widmen, bei der er wesentlich seine Geisteskraft einsetzen kann, die auffallendste, naturgeschichtlich begründete Eigenschaft des modernen kultivierten Mannes.

* * *

Auf psychischem Gebiet bestehen die mit dieser Haupteigenschaft verbundenen Vorteile vornehmlich in:

der stets steigenden Fähigkeit *geistiger Konzentration;*

der Entwicklung des Vermögens, streng, scharf, *vernünftig, logisch zu denken* und *objektiv zu urteilen;*

der Verstärkung der *Selbstbeherrschung* und *Willenskraft.*

* *

Die Nachteile liegen in der Gefahr einer Übertreibung. Diese führt zur:
Möglichkeit, durch die Arbeit und in der Arbeit sich selbst zu verlieren;
Unterdrückung der Erotik, Vernachlässigung der Frau, der Familie, anderer Interessen;
Behinderung der zerebralen Sekundärfunktion.

* *

Wir müssen uns bei der Erklärung des letzten Ausdrucks etwas aufhalten. Denn es genügt nicht, zu sagen, daß das, was man unter zerebraler Sekundärfunktion versteht, ungefähr mit dem übereinstimmt, was Freud „das Unbewußte" genannt hat. Glaubt heutzutage auch jeder zu wissen, was „das Unbewußte" ist, so haben doch viele — sehr viele — von diesen Dingen nur wenig oder gar keinen Begriff.

Otto Grosz hat in seinem Buch „Die zerebrale Sekundärfunktion"[1]) der primären Gehirnfunktion des bewußten Denkens die Wirkung des Gesamtinhalts der Psyche gegenübergestellt, der sich aus der Ansammlung aller Eindrücke, die je auf sie eingewirkt haben, ergibt. Dieser Inhalt einer Psyche, dessen sich das Individuum nicht bewußt ist, an den es nicht denkt, und der nur teilweise, willkürlich oder — in erster Linie — unwillkürlich in die Erinnerung zurückgerufen werden kann, wirkt aber auch tatsächlich ohne Vermittlung der Erinnerung und also mit Umgehung des Bewußtseins, und diese seine Wirksamkeit besitzt sogar sehr große Bedeutung. Ohne daß man seinen Einfluß als solchen erkennt, drückt dieser Inhalt der Psyche jeder Tat seinen Stempel auf, und ebenso allem Denken, Fühlen und Wollen, mag dieses auch noch so sehr nur vom Augenblick bedingt erscheinen. Die Wirkung dieses Gesamtinhalts der Psyche, also die zerebrale Sekundärfunktion, spielt denn auch im ganzen geistigen Leben und Schaffen des Menschen eine Hauptrolle.

Ernst Kretschmer hat in seiner „Medizinischen Psychologie"[2]) im Anschluß an Schilder[3]) einen optischen Vergleich gewählt, der uns das alles besonders deutlich macht. Ich entnehme seiner Darstellung die folgenden Zeilen: „Der Begriff des Bewußtseins bedeutet etwas seelisch Quantitatives, nämlich die größere oder geringere Deutlichkeit des Erlebens. ‚Bei vollem Bewußtsein' nennen wir ein sehr klares, deutliches, ‚unbewußt' (besser schwach bewußt) ein undeutliches, schwaches, verschwommenes Erleben. Wir drücken diesen Tatbestand mit Vorliebe auch in einem optischen Bild aus, indem wir von ‚hell' und ‚dunkel' bewußten Dingen reden. Am besten kön-

[1]) F. C. W. Vogel, Leipzig, 1902.
[2]) 3. Aufl. Georg Thieme, Leipzig, 1926.
[3]) Über Gedankenentwicklung. Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie. Bd. 59.

nen wir uns die seelischen Bewußtseinsgrade klarmachen unter dem Bild vom Sehfeld des Auges. In der Mitte der ‚Blickpunkt des Bewußtseins', eine kleine Zone völliger Helligkeit, deutlicher Präsenz, und darum das viel größere ‚Blickfeld des Bewußtseins', das sich in Zonen immer mehr abnehmender Deutlichkeit um den Blickpunkt lagert und an seinen Rändern fließend ohne scharfe Grenze ins Nichts, ins schlechthin Unbewußte, Außerbewußte verliert. Die Peripherie des Bewußtseinsfeldes bezeichnen wir als ‚die Sphäre'. Unter sphärischen Seelenvorgängen verstehen wir nun eben die, welche am Rande des Bewußtseinsfeldes in einer sehr dunklen, verschwommenen Weise vor sich gehen.

Die Traumvorgänge lassen uns vieles von dem ahnen, was sich auch in unserem Tagdenken in der ‚Sphäre', am Rande unseres Bewußtseins abspielt, d. h. in jenen dunklen, wogenden Regionen, von wo alles Denken überhaupt, vor allem aber das intuitive, produktive und künstlerische Denken entquillt. Die Traumvorgänge zeigen uns die Stufe des unfertigen Denkens, das dem fertigen, abstrakten und syntaktisch in die festen logischen Kategorien gesammelten Denken vorausgeht, das ihm die Elemente liefert, ohne die es überhaupt nicht zustande kommen könnte.

Die schöpferischen, genialen Menschen, besonders die Künstler und Dichter, haben die Entstehungsweise ihrer produktiven Leistungen selbst so unermüdlich mit dem Traum in Analogie gebracht, daß wir diese Beziehung als eine feststehende Tatsache betrachten dürfen. Auch diese Leistungen entwickeln sich gerne im seelischen Halbdunkel, bei herabgesetztem Bewußtsein, bei abgeblendeter äußerer Aufmerksamkeit, im Zustand der ‚Zerstreutheit', mit hypnoseartiger Überkonzentration auf einen engen Punkt, in einem raum- und zeitvergessenden, der Logik und dem Willen entrückten, durchaus passiven Erleben von häufig sinnlich bildhaftem Charakter . . .

Keimkräftig ist nur das ungeformte und halbgeformt flüssige seelische Material; das logische Fertigfabrikat ist fest und klar, aber durch sich selbst nicht mehr so lebendig. Deshalb ist allzugroße psychische Helle, allzustarke logische Bewußtheit öfters tödlich für die produktiven geistigen Leistungen, die am besten im sphärischen Halbdunkel gedeihen."

Das gilt sehr sicher nicht nur für Kunstwerke, sondern auch für wissenschaftliche Leistungen und für alle Geschäftsunternehmungen von größerem Format.

Deutlich ist jetzt wohl auch die oben erwähnte Gefahr, daß die so überaus nützliche zerebrale Sekundärfunktion durch übergroße Konzentration auf das primäre Denken behindert werden kann. Aber es muß ebenso klar sein, daß die zerebrale Sekundärfunktion, so wichtig, ja unentbehrlich sie für das Zustandekommen eines der Vollkommenheit angenäherten Geistesprodukts

sein mag, doch dort, wo es sich um genaue und exakte Arbeitsleistung handelt (wie in den beiden letzterwähnten Gruppen) durch das primäre Denken entsprechend kontrolliert werden muß.

Kurz: zerebrale Primär- und Sekundärfunktion — Denken im engeren Sinn des Wortes und Intuition — müssen sich das Gleichgewicht halten. Ob die Linie des Gleichgewichts der einen Seite näher liegt oder der anderen, das hängt von der betreffenden Materie ab. Und es gehört zu den mit der früher genannten Haupteigenschaft verbundenen, auf naturgeschichtlichem Wege und durch individuelle Entwicklung entstandenen Fähigkeiten des Mannes, zu erreichen, daß diese Linie an rechter Stelle verlaufe, und zu verhüten, daß die eine der beiden Funktionen auf Kosten der anderen vorherrsche.

* *

* * *

Die männliche Aktivität und Aggressivität, der männliche Wille nach Macht und die männliche Konzentration des Geistes auf seine Arbeit — oder was er dafür an ernstgemeinten Liebhabereien an die Stelle setzt — führen in der Regel zu einem gewissen Maß von Ambition (im Sinne des Strebens nach Erfolg) und Ehrgeiz, die ihm von Vorteil sein können, die sich aber zum Nachteil wandeln, wenn es ihm nicht gelingt, die Grenzen einzuhalten.

Auf jeden Fall geben die genannten Eigenschaften zu einer gewissen Egozentrizität Veranlassung, die als kennzeichnend für die männliche Eigenart betrachtet werden muß.

Daß diese Egozentrizität sowie die Eigenschaften und Neigungen, aus denen sie hervorgeht, nicht nur während der Entwicklung des Individuums erworben werden, sondern auch — und zwar nicht minder — angeboren sind, läßt sich leicht an Kindern beobachten. Bereits im frühen Kindesalter zeigt sich das an Knaben, noch bevor die Erziehung in dieser Hinsicht einen Einfluß ausgeübt haben kann. Sie wollen ein Gewehr oder einen Säbel haben, wollen kämpfen, sich mit anderen messen, wollen General, Kutscher, Straßenbahnschaffner oder derlei sein, eine Stellung haben, die ihnen Macht über andere verleiht; aufmerksam beobachten sie, wie sich die Rädchen am Spielzeug drehen, denn sie wollen konstruieren, wollen schaffen. Aber vor allem und in allem: sie sind immer mit sich selbst beschäftigt, mit den eigenen Ideen und Interessen.

Geht auch die Egozentrizität des Mannes in vielen Fällen in Egoismus über, sie ist ihm doch unbedingt eine große, eine notwendige Hilfe im Kampf

ums Dasein. Denn zweifellos würde er ohne ihre Leitung auf dem Weg zu seinen Zielen — die der echte Mann sich stets ferner und höher wählt — immer wieder aus der Richtung kommen. Nicht nur ließe er sich durch andere auf Seitenwege führen, er käme sogar in Gefahr, auch diese zu verlieren und in die Wildnis zu geraten. Davor nun schützt ihn seine Egozentrizität. Es gelingt ihr meist schon bald, manchmal aber auch — z. B. wenn die Liebe ihn auf einen Nebenpfad verlockt hat — erst später, sich bemerkbar zu machen, mit der immer wieder und immer nachdrücklicher wiederholten Warnung, daß er auf falschem Wege sei. Sie führt ihn nach dem Hauptweg, nach seinem Weg zurück, und sie ist es auch, die ihm, wenn er zu weit abgeirrt, eine andere Bahn nach seinem Ziel weist. Und weit mehr Männer würden als Opfer ihres Geschlechtstriebs zugrunde gehen, würde nicht diese Bundesgenossin sie beschützen.

* * *

Die Egozentrizität schließt aber den Mann in sich selbst ab; — das liegt im Wesen dieser Eigenschaft. Sie macht, daß er allein ist. — Und alleinsein bedeutet schließlich: sich kürzere oder längere Zeit hindurch einsam fühlen. Das bleibt keinem, auch nicht dem seelenstärksten Mann erspart. — Eine Schwäche? — Gut, mag man's so nennen. Aber ich habe diese Schwächeerscheinung noch bei keinem einzigen Mann fehlen sehen. Ist er in guter Verfassung, so kann er gewöhnlich sehr rasch eines solchen Zustandes Herr werden. Aber während einer Depression — gleichgültig, ob diese physisch oder psychisch bedingt ist — kann er unter dem Einsamkeitsgefühl schwer leiden. Glücklich der, der einen Freund sein eigen nennt, — keinen „guten Bekannten", sondern einen wirklichen Freund, mit dem er sich rückhaltlos aussprechen kann. — Aber das ist selten. Denn wer ist so mutig, wer ist überhaupt fähig, sich ganz so zu geben, ohne Schönfärberei, ganz offen und ehrlich? — Und wo ist der Freund, der alles anhört, mit aller Anteilnahme, der zu begreifen, zu vergeben und zu stützen vermag; der seine eigene Egozentrizität für eine Weile zum Schweigen bringen kann, der nicht mit seinem „ich", „ich" die mühsam über die Lippen kommende Beichte stört? — Denn je bedeutender der Mann und je wertvoller seine Freundschaft — desto größer in der Regel seine Egozentrizität! —

So wendet sich denn der Einsame zu der Frau.

Hat er eine Mutter, dann wird der Augenblick kommen, in dem er sein Haupt in ihren Schoß legt; sie wird ihre alten Hände schützend auf ihm ruhen lassen; und beide werden — für einen Augenblick — glücklich sein.

Auch eine mütterliche Freundin wird ihm das Gefühl von Schutz und Frieden geben, — und überdies wird er ihr beichten können wie einem

Freund. Der Mann, der eine solche Freundschaft erleben durfte, wird ihrer jeden Tag seines weiteren Lebens dankbar gedenken. — Nur selten aber gewährt das Leben eine solche Gnade ganz.

Von höherem, von überirdischem Trost abgesehen, bleibt dem Mann die Hilfe der Frau, die ihm am nächsten steht — der Frau, an die er sich unendlich viel lieber wenden möchte als an die Mutter oder die Freundin; — der Frau, der seine Seele zu entblößen er trotz allem immer wieder versucht. — Doch „Wer begriffe es ganz, wie fremd sich Mann und Weib sind?"

Kapitel IV

Der Gegensatz von Männlich und Weiblich

ZWEITER TEIL

Weibliche Eigenschaften

Emotionalität

Was wir als die Haupteigenschaft des Weibes zu bezeichnen haben?

Darüber hat man viele Jahrhunderte lang keinen Zweifel in sich aufkommen lassen.

Jetzt aber, wo Millionen Frauen durch die Umstände gezwungen sind, ihre natürlichen Gefühle zu sublimieren oder zu verdrängen;

jetzt, wo überdies die Entartung des Gefühlslebens, die bei einer verhältnismäßig kleinen Zahl „tonangebender" Frauen festzustellen ist, sehr viele ihrer Geschlechtsgenossinnen so zu beeinflussen begonnen hat, daß diese aus Hang zur Nachahmung wie aus Vergnügungs- und Genußsucht ihre Weibesgefühle unterdrücken;

jetzt, wo sogar — zwar nicht viele und im allgemeinen Sinn genommen nur oberflächlich denkende, aber denn doch in gewissen Kreisen einflußreiche und gerne nachgeahmte — Männer von dieser Geistesverfassung insofern angesteckt zu sein scheinen, als sie sich mit Vorliebe durch degenerierte oder scheinbar degenerierte Frauen fesseln lassen;

jetzt ist es nicht mehr möglich, das Natürliche (also die Mütterlichkeit, die ich mit jener Haupteigenschaft gemeint habe) als selbstverständlich zu betrachten.

Wie wir es für den Mann getan haben, so werden wir also auch für die Frau in logischer Beweisführung aufzuzeigen suchen, welche seelische Eigenschaften sie auf Grund ihrer naturgeschichtlichen, biologischen und physiologischen Besonderheiten kennzeichnen.

* *

Auch hier wollen wir wieder mit dem geschlechtlichen Urelement beginnen und es diesmal sogar in doppelter Beziehung zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen machen. Wir werden nämlich zuerst die Eizelle als weibliches Elementarindividuum ins Auge fassen — womit wir im Anfang des vorigen Kapitels schon begonnen haben —; wir werden uns ihre auffallendsten Merkmale vorstellen und von diesen ausgehend die analogen Eigenschaften der vollentwickelten Frau darlegen. Und danach (teilweise

auch dabei) werden wir untersuchen, welche spezifisch weiblichen Charakterzüge das Ei, als Keimzelle einer neuen Generation, bei der Frau auslöst, aus der eben das Ei, ja aus der immer und immer wieder ein Ei hervorgeht.

* * *

Was wirkt nun auch auf den naturwissenschaftlich nicht vorgebildeten Leser in einer Beschreibung wie der von Heringa und Lohr am stärksten? — Das ist die gewaltige Erschütterung, die das Eindringen des Spermatozoons in der zuvor so ruhigen Substanz der Eizelle auslöst, — eine Erschütterung, die schon Bachofen mit folgenden Worten wiedergegeben hat: „Stille und Ruhe herrscht in dem Ei, aber wenn, durch Werdelust getrieben, der männliche Gott die Schale durchbricht und sein Werk beginnt, so wird alles Bewegung, alles ruhelose Eile, alles Triebkraft, alles ein nie endender Kreislauf."

Diese starke Reaktion der weiblichen Zellsubstanz finden wir überall und immer wieder zurück. Im Seelenleben der Frau äußert sie sich als große Empfänglichkeit für alle Gemütsbewegungen, und die Emotionalität stellt sich somit als eine Grundeigenschaft der weiblichen Psyche heraus.

G. Heymans (Groningen) hat das in seiner „Psychologie der Frauen"[1]) so überzeugend dargelegt, daß tatsächlich so gut wie alle späteren Autoren, die sich mit psychologischen Fragen auf diesem Gebiet beschäftigen, die Emotionalität der Frau zu einem der Hauptpunkte ihrer Ausführungen machen.

Die Wahrnehmung wie die Vorstellung, das Denken wie das Wollen und Handeln der Frau zeigen eigenartige Züge, die durchwegs mit denen der Emotionalen im allgemeinen übereinstimmen und nur durch die Emotionalität zu begreifen sind; man kann deshalb auch ruhig sagen, daß der größere Teil der weiblichen Psyche unerklärt bleibt, wenn man diesen Faktor ausschaltet (Heymans).

Diese überwiegende Emotionalität kommt nicht allein in der Stärke der Reaktionen auf mehr oder weniger belangreiche Eindrücke zum Ausdruck, sondern zeigt sich auch in der Mannigfaltigkeit der Rückwirkungen, die durch ganz unbedeutende Ursachen hervorgerufen werden, und folglich zieht sie sich beinahe ohne Unterbrechung durch das ganze Leben der Frau hin. Beim Durchschnittsmann sind Gemütsbewegungen nichts anderes als vorübergehende Abweichungen von einem normalen, nur wenig vom Indifferenzpunkt entfernten Gemütszustand; bei der Durchschnittsfrau bilden sie die natürliche Sphäre, in der sie sich heimisch fühlt und die sie nur selten und nicht ohne inneres Widerstreben verläßt.

---

[1]) Karl Winter, Heidelberg.

Sie faßt alles von der emotionalen Seite auf, ist gegen nichts gleichgültig, es sei denn gegen etwas, das durch etwas anderes, das ihr Gemüt noch stärker bewegt, zeitweilig zurückgedrängt wird.

Frauen können die verschiedenen entgegengesetzten Teile eines theoretischen oder praktischen Problems nur selten nebeneinander und fast niemals in gleichem Licht betrachten. Zeigen sie es auch nicht, so nehmen sie doch in ihrem Herzen beinahe immer Partei, und leicht werden sie dadurch parteiisch. Denn auch hier gelingt es der Frau nur selten, Für und Wider, (verhältnismäßiges) Recht und (relatives) Unrecht gegeneinander abzuwägen; auch hier drängt das, was mehr Eindruck macht, das andere aus dem Bewußtsein weg oder weist ihm höchstens eine untergeordnete Bedeutung zu.

Aber die Frauen haben nicht nur starke Gemütsbewegungen, sie wünschen sie sich auch. Darum vermeiden sie aufregende Reize nicht, sondern suchen sie sogar, selbst wenn diese dem Wechsel von Furcht und Hoffnung entspringen; Stärke und Dauer der Spannung dürfen bloß nicht gewisse Grenzen überschreiten. Hierauf beruht der vielbesprochene Hang der Frauen nach dem Verbotenen, der in Ibsens „Frau vom Meere" gewaltigsten Ausdruck gefunden hat, der sich aber auch in der kleinsten Kleinigkeit zeigt, zum Beispiel im Schmuggeln, dessen Gelegenheit nur wenige Damen vorübergehen lassen, nicht um des Geldes, sondern viel eher um der Sache selbst willen. Direkt äußert sich der Einfluß des Bedürfnisses nach Gemütsbewegungen in der Anziehung, die dramatische Szenen auf der Bühne und im Leben auf die Frauen ausüben; im lebendigen Interesse, das sie sensationellen Verbrechen entgegenbringen; und allgemein in der Tatsache, daß auch faktische Unlustzustände wie Mitleid, Furcht, Abscheu, ihnen nicht absolut unangenehm sind, sondern auch eine anziehende Wirkung haben.

Das sind (in freier Wiedergabe) einige Griffe aus dem Buch von Heymans, wodurch gewisse, auf der Emotionalität beruhende weibliche Charakterzüge ans Licht gerückt werden, welche die Beziehung zwischen Mann und Frau im täglichen Leben zu beeinflussen vermögen.

* * *

Aus der besprochenen Grundeigenschaft ergeben sich weiter einige für die Frau wie für ihre Umgebung äußerst wichtige Eigenschaften, die wir jetzt an uns vorüberziehen lassen wollen.

Um uns von diesen Eigenschaften, von ihrem Entstehen und ihrem Zusammenhang eine Vorstellung zu machen, müssen wir uns zuerst das vor Augen halten, was im vorigen Kapitel über die zerebrale Sekundärfunktion

ausgeführt wurde, und uns an das von Kretschmer über die quantitative Bedeutung des Bewußtseinsbegriffes Gesagte erinnern. Dann läßt es sich unschwer begreifen, daß je mehr das Interesse des Individuums auf den momentanen Bewußtseinsinhalt konzentriert ist, dieser Inhalt im Vergleich zu dem, was um ihn herumliegt (also zu dem, dessen man sich in eben diesem Zeitpunkt nicht klar bewußt ist), immer kleiner wird. Das läßt sich auch so ausdrücken, daß die Deutlichkeit und der Umfang des Bewußtseins umgekehrt proportional sind. Auf Kretschmers Bild der konzentrischen Bewußtseinskreise angewendet: je stärker die — nicht wenig von der sie auslösenden Erregung abhängende — Teilnahme, die Aufmerksamkeit, das Interesse für das ist, was in einem gegebenen Augenblick im Zentrum des Bewußtseins steht, desto enger ist der Kreis des Hellbewußten, und desto mehr vom Inhalt der Seele fällt in das umliegende Bewußtseinsfeld, in dem die primäre Zerebralfunktion hinter der sekundären zurücktritt.

Da nun die den Frauen eigentümliche starke Empfänglichkeit für Gemütsbewegungen zur Folge hat, daß (anders als beim Mann) der momentane Bewußtseinsinhalt eigentlich das ganze Interesse absorbiert, so wird (durchschnittlich) der Bewußtseinsumfang der Frau kleiner sein als der des Mannes. Die Psychologen, die diesen als Norm annehmen, betrachten demgemäß das Bestehen einer gewissen „Bewußtseinsverengerung" bei der Frau — bei den meisten Frauen jedenfalls — als höchst wahrscheinlich. Und in dieser Anschauung werden sie durch die Erfahrungen der Psychopathologie — besonders auch durch den Vergleich gewisser hysterischer Symptome mit an normalen Frauen wahrnehmbaren Erscheinungen — bestärkt.

Dieser Verengerung des weiblichen Bewußtseins, die wir als physiologisch, wenigstens nicht als abnorm bezeichnen wollen, steht das gegenüber, was man Erweiterung des Unterbewußtseins nennen könnte, sowie die Steigerung des Einflusses der an das Unbewußte grenzenden Sphäre. Mag auch der Wert dieser Erweiterung für das vernünftige Denken noch verschiedentlich zur Diskussion stehen, so kann doch für die Verhältnisse und Beziehungen, die wir in diesem Buche besprechen, die Bedeutung kaum überschätzt werden, die das mit jener Erweiterung verbundene Überwiegen der zerebralen Sekundärfunktion für manche Eigenschaften des weiblichen Gemütes hat.

* * *

Ich denke dabei vornehmlich an den Takt, die Intuition und die Suggestibilität.

Der Takt — die im Leben so ungeheuer wichtige und manchmal beinahe wunderbare Kunst, ohne Nachdenken im rechten Augenblick gerade das

Rechte zu tun, das einzige Wort zu finden, das zur Situation paßt; mit einer kleinen Änderung des Tonfalls, mit einem Blick zu beruhigen, zu trösten, zur Tat anzuspornen — der Takt ist gewiß nicht eine ausschließlich weibliche, aber doch eine vornehmlich weibliche Eigenschaft, die ihre Wurzeln im Unterbewußtsein und in der Sphäre, die ans Unbewußte grenzt, hat und aus dem dort aufgehäuften Schatz an Erfahrungen schöpft.

Über den guten Einfluß, den der Takt ausüben kann, über seine manchmal sogar rettende Wirkung, brauchen wir uns nicht zu verbreiten. Demgegenüber dürfen wir nicht unterlassen, ebenfalls daran zu erinnern, daß gerade die Frau, die Meisterin in der Kunst des Taktes ist, es in ganz analoger Weise und aus derselben Quelle schöpfend genau so meisterhaft versteht, mit unfehlbarer Sicherheit gerade das zu tun oder zu sagen, womit sie die schmerzendste Wunde schlagen, die stärkste Beleidigung antun, das schwerste Leid verursachen kann.

Bevor wir weitergehen, seien hier noch — im Anschluß an das auf Seite 38 Gesagte — ein paar Worte über die Begriffe und Bezeichnungen „Unterbewußtsein", „unbewußt", „Sphäre" usw. eingefügt.

Wir haben gesehen, daß Kretschmer einen „Blickpunkt des Bewußtseins" und ein „Blickfeld des Bewußtseins" unterscheidet, das um jenen in Kreisen von stets abnehmender Deutlichkeit liegt und gegen den Rand zu ohne scharfe Grenzen allmählich „ins Nichts, ins schlechthin Unbewußte, Außerbewußte" übergeht. Die Peripherie des Bewußtseinsfeldes bezeichnen wir als „die Sphäre", sagt er, und diesen seinen Ausdruck verdeutlicht er folgendermaßen: „Den von Schilder in etwas engerer Bedeutung in die Psychopathologie eingeführten Ausdruck ‚Sphäre' benutzen wir hier durchweg an Stelle des sogenannten ‚Unbewußten', eines Terminus, der durch seine sprachliche Schiefheit zu unendlichen Mißverständnissen und Kontroversen geführt hat, obgleich man sich über die zugrund liegenden empirischen Tatbestände meist ganz einig ist. Was schlechthin nicht zum Bewußtsein kommt, also überhaupt nicht mehr irgendwie erlebt wird, können wir auch nicht mehr seelisch nennen, weil ‚Seele' identisch ist mit unmittelbarem Erleben. Ein ‚unbewußtes Seelenleben' ist ein begrifflicher Widerspruch in sich selbst; ein Vorgang kann nur ‚minderbewußt', sphärisch sein, dann ist er noch etwas Seelisches — oder ‚außerbewußt', dann ist er, z. B. ein körperlicher Gehirnvorgang, jedenfalls nichts Seelisches mehr."

Ich halte Kretschmers Einwand gegen den Gebrauch, der in der Psychologie von dem Wort „unbewußt" gemacht wird, für begründet und stimme ganz mit ihm überein, daß der Ausdruck „unbewußtes

Seelenleben" einen wirklich störenden Widerspruch in sich selbst enthält. Es scheint mir aber auch nicht tunlich, von der „Sphäre", von „sphärischen Vorgängen, Ereignissen usw." zu sprechen, ohne daß das (wenigstens bei Außenstehenden) zu Nichtbegreifen und Mißverstehen führen würde. Und auch Kretschmers andere Ausdrücke (Blickpunkt und Blickfeld des Bewußtseins) sind den Uneingeweihten gegenüber nicht besonders brauchbar.

Der von Kretschmer gewählte Vergleich mit dem Gesichtsfeld des Auges, wobei die nicht scharf voneinander geschiedenen Kreise nach der Peripherie zu an Deutlichkeit abnehmen, wird weniger verwendet als das Bild der untereinanderliegenden, gleichfalls nicht scharf getrennten Schichten des (Unter-)Bewußtseins, deren unterste denselben undeutlichen, unbestimmten, dunklen Charakter aufweisen, wie die äußersten Kreise in Kretschmers Vergleich (seine „Sphäre"). Beide Bilder sind gleich kennzeichnend und veranschaulichen gleich gut das, was man zum Ausdruck bringen will. Es besteht also kein Grund, nicht beide abwechselnd zu benützen.

Ich schlage folglich meinen Lesern vor, die Worte bewußt und Bewußtsein zu gebrauchen, wenn die zentralen Partien, bzw. die obersten Schichten, gemeint sind, wo alles hell und deutlich ist; nebenbewußt und Nebenbewußtsein, bzw. unterbewußt und Unterbewußtsein, für die umliegenden Kreise oder die tieferen Schichten, die durch allmähliche Abnahme der Deutlichkeit — man könnte auch sagen Zunahme der Verdunkelung — gekennzeichnet sind. Und Grenzsphären, bzw. Grenzschichten — ans Unbewußte grenzende Sphären also — für das, was Kretschmer „die Sphäre" und was der allmählich eingebürgerte Sprachgebrauch einfach „das Unbewußte" nennt. Es ist meiner Meinung nach nichts dagegen einzuwenden, auch dort, wo man das Bild von den Schichten benützt, von Grenzsphären zu sprechen, weil ja dieses Wort sowohl Kreise wie Schichten bedeuten kann. (Mater Gloriosa zu der einen Büßerin, sonst Gretchen genannt: „Komm, hebe dich zu höheren Sphären!")

Das eigentliche, wesentliche „Unbewußte" selbst schließlich — also die noch weiter entfernten Kreise oder Schichten — liegen außerhalb des Bereiches des Persönlich-Seelischen, was nicht wegnimmt, daß auch das Kollektiv-Unbewußte von großem Einfluß auf das Seelenleben jedes Einzelwesens ist.

* * *

Wir haben zwar den Takt, seiner Bedeutung entsprechend, in einem eigenen Absatz behandelt, aber im wesentlichen ist er ein Teil einer allgemeinen Eigenschaft, der Intuition, die sich überall und allzeit als eine ganz besondere weibliche Qualität erwiesen hat. Wir haben auseinandergesetzt, daß das intuitive Begreifen auf psychischen Vorgängen in dem Nebenbewußtsein und in den Grenzsphären beruht, ebenso wie das intuitiv-richtige Denken, das vorzugsweise-intuitive Denken (im Gegensatz zum methodischen Durchdenken und Überdenken) und das durch Eingebung Fühlen, wie etwas ist oder sein soll. Auch haben wir uns einen Begriff davon machen können, wieso diese Vorgänge (durchschnittlich) bei der Frau mehr Platz einnehmen als beim Mann. Wir haben gesehen, daß bei der Entstehung genialer Gedanken wie bei der Schöpfung großer Kunstwerke etwas Derartiges stattfindet, und wir schließen uns demgemäß der oft geäußerten Ansicht an, daß die Frau auch in dieser Beziehung dem Künstler verwandt ist. Wir haben darauf hingewiesen, wie wichtig die Intuition auch in anderer Hinsicht erachtet werden muß, und wir zögern also nicht, die stärkere Entwicklung dieser Eigenschaft als eine für die Frau, für ihre Arbeit und für ihre Umgebung bis zu einem gewissen Grade vorteilhafte — manchmal sogar sehr vorteilhafte — Tatsache zu betrachten.

Aber auf das „bis zu einem gewissen Grade" müssen wir dabei nachdrücklich hinweisen. Wenn nämlich — was nur zu oft der Fall ist — die Intuition allein zu Worte kommen darf, während das kontrollierende Denken-im-engeren-Sinn zum Schweigen verurteilt wird, so können daraus Folgen entstehen, die für die Betroffenen alles eher als günstig sind.

Schien es uns bei der Besprechung des Verhältnisses zwischen primärer und sekundärer Zerebralfunktion beim Manne nötig, auf die Nachteile eines Überwiegens der Primärfunktion hinzuweisen, so müssen wir hier die wohl weit größeren Gefahrmomente eines Mißverhältnisses im umgekehrten Sinne erwähnen.

* * *

Ebensowenig wie die beiden bisher besprochenen Eigenschaften findet sich die Suggestibilität (die Empfänglichkeit für suggestive Einflüsse) ausschließlich bei der Frau. Im Gegenteil, alle Menschen, ja alle verstehenden Wesen besitzen sie — man könnte auch sagen: sind ihren Folgen ausgesetzt —, und wahrscheinlich sogar auch solche, denen wir eine „Intelligenz" nicht zuerkennen.

Der eine Mensch ist für den Einfluß der Suggestion viel empfänglicher als der andere; der eine Mann stärker als der andere; die eine Frau mehr als die andere; manche Männer stärker als manche Frauen; aber im allgemeinen ist die Frau solchen Einflüssen weit zugänglicher als der Mann. Das

ist eine uralte Erfahrung des täglichen Lebens. Das ist aber auch das Ergebnis zahlloser ärztlicher Wahrnehmungen, von immer wiederholten experimentell-psychologischen Untersuchungen und von Tausenden und Abertausenden von Beobachtungen, teils mit, teils ohne Hilfe der Hypnose angestellt. Und an Hand unserer obigen Darlegungen läßt sich das auch theoretisch genügend erklären.

Wir wissen alle, wie schwerwiegend die Beeinflussung der Gedanken des einen Menschen durch die eines anderen manchmal ist, und ebenso wissen wir, daß diese Wirkung im günstigen wie im ungünstigen Sinne stattfinden kann. So bedarf es also keiner langen Beweisführung, um darzutun, daß die große Empfänglichkeit, die wir für solche Einflüsse bei der Frau antreffen, nicht nur für ihr eigenes Fühlen und Denken besondere Bedeutung hat, sondern ebensosehr für ihre Reaktionen und für ihr Verhalten ihrer Umgebung — d. h. also vor allem ihrem Gatten — gegenüber.

So ist denn die Suggestibilität der beiden Eheleute, besonders aber das für die Frau charakteristische hohe Maß von Suggestibilität, ein wichtiger Faktor für die in der Ehe herrschenden Verhältnisse.

Daß man diese Empfänglichkeit für suggestive Einflüsse zur Bekämpfung der ehelichen Abneigung und zur Förderung des ehelichen Glücks mit Vorteil verwenden kann, sei hier gleich vorweggenommen.

* * *

Wir wollen jetzt noch einige Charakterzüge der Frau, die mit ihrer Emotionalität eng verbunden sind, kurz betrachten und beginnen dabei mit der I m p u l s i v i t ä t.

Ein Impuls ist ein kurzer, kräftiger, einem Stoß vergleichbarer, als Reiz wirkender Eindruck, und das Wort Impulsivität bezeichnet eine besondere Empfindlichkeit der Psyche gegenüber solchen Reizen. Aber es besagt auch, daß die Person, der man diese Eigenschaft zuschreibt, die Reize nicht bloß leicht apperzipiert, sondern daß sie auch besonders rasch und kräftig darauf reagiert. Und weiter, daß der durch solche Reize hervorgerufene Trieb zum Handeln — oft zur Ausführung bestimmter Handlungen — irgendwie unwiderstehlich ist.

Wenn trotzdem die primäre Zerebralfunktion die Oberherrschaft zu behaupten vermag, so kann die Impulsivität zu n ü t z l i c h e n Ergebnissen führen. Es packt zum Beispiel der impulsive Mann eine neue Arbeit mit größerer Begeisterung an als der nicht-impulsive; und wo er plötzlich und unerwartet eine rasch zu erledigende Aufgabe erfüllen soll, da wird er sie mit größerem Elan ausführen, — wenn sie ihn wenigstens interessiert.

Auch in gewissen Fällen, in denen eine Hemmung gänzlich fehlt, in denen die Reaktion auf einen Impuls völlig außerhalb des eigentlichen Bewußtseins vor sich geht, kann der hier besprochene Charakterzug zu wertvollen und vor allem ob ihrer Spontaneität höchst sympathischen Leistungen führen. Wir sehen solche bei Männern, z. B. wenn einer mit Einsatz des eigenen Lebens einen anderen aus einer plötzlichen Gefahr rettet, oder in jenen Fällen, bei denen man an Cyrano de Bergeracs „Mais quel geste!" erinnert wird. Aber solche Taten sehen wir doch weit öfter bei Frauen, — mögen sie dann auch gewöhnlich von nicht so exzessiver Art sein.

Selbstverständlich können solche „unkontrollierte" Impulsivitätsäußerungen statt Nutzen auch Schaden bringen; denn wenn zwischen der eigenen Lebensgefahr und der Gefahr, aus der man einen anderen retten will, ein deutliches Mißverhältnis besteht, so wird die ungezügelte Impulsivität zur — bisweilen sympathischen — Narrheit. Cyranos Gebärde — wie „herrlich" sie, im doppelten Sinne des Wortes, auch ist — hat viel davon. Zu den zahlreichen, an und für sich gar nicht besonders wichtigen Äußerungen der weiblichen Impulsivität gehört auch, daß manche Frau dem plötzlichen Wunsch sofort nachgibt, sich irgendeinen Gegenstand zu kaufen, den sie absolut nicht braucht, den sie aber gerade in einer Auslage sieht. Das sind ebenso viele kleine Narreteien, die bei zu oftmaliger Wiederholung Ärger und also Schaden (ich meine hier nur den psychischen Schaden) verursachen.

Weiter müssen wir noch der schädlichen Möglichkeiten gedenken, die sich insofern aus der Impulsivität ergeben können, als diese Eigenschaft wiederholt mit der Neigung zu mehr oder weniger heftigen Affektäußerungen (Zorn usw.) verbunden ist, die nicht durch einen entsprechenden Anlaß entschuldigt werden können und daher beim betroffenen Partner „böses Blut machen".

* *

Die Affektivität — ich bedaure, daß ich so viele solcherart gebildete, keineswegs gefällige Worte gebrauchen muß, aber es ist eben unmöglich, diese Begriffe mit einem einzigen guten deutschen Wort zu bezeichnen — die Affektivität also, die Empfänglichkeit für heftige Gemütsbewegungen und die Neigung, sich bei deren Äußerung gehen zu lassen, ist ebenso wie die ihr sehr nahestehende Impulsivität ein speziell weiblicher Charakterzug. Das zeigt die tägliche Erfahrung, und das ergibt sich auch aus der Überlegung, daß beide durch dieselbe Grundeigenschaft bedingt sind: durch die Emotionalität.

* * *

Müssen wir jetzt noch darlegen, daß dort, wo Emotionalität herrscht und Impulsivität sowie Affektivität sich vorzugsweise zeigen, auch vielfach

Variabilität festgestellt werden kann? — Sie äußert sich vor allem als Stimmungswechsel und weiter als Wunsch, immer wieder etwas anderes zu sehen, zu hören, zu erleben, — als Bedürfnis nach Abwechslung also.

Der so oft bei Frauen vorkommende Wechsel der Stimmung beruht aber nicht nur auf ihrer Emotionalität; er hängt auch wesentlich von dem labilen Gleichgewicht ab, das sich in allen Funktionen des weiblichen Organismus nachweisen läßt. Das haben wir im ersten Teil dieser Trilogie ausführlich besprochen, und wir kommen im nächsten Kapitel darauf zurück. Inzwischen sei aber auch hier auf die — gewöhnlich ungünstige — Bedeutung dieser Stimmungsschwankungen für die eheliche Harmonie hingewiesen.

Fast dasselbe gilt leider von dem Bedürfnis nach Abwechslung, das zu der gleichfalls bei den Frauen oft vorkommenden Neigung zu Konservatismus in nur scheinbarem Widerspruch steht. Jedenfalls wurzeln beide in der Emotionalität, die einerseits den Gefühlswert der Gedanken durch die besonders starke Nachwirkung der früher mit solchen Gedanken verbundenen, in den Grenzschichten aufgehäuften Gemütsbewegungen erhöht, andererseits jedoch — wie wir schon wissen — immer neue, am liebsten starke Erregungen wünschen läßt.

Bei der übergroßen Mehrzahl der Frauen halten Pflichtgefühl und Verstand diese Neigung innerhalb redlicher Grenzen. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß wir in einer Zeit leben, in der immer mehr Frauen jenen Begriff des Pflichtgefühles (wenn sie ihn überhaupt kennen, was bei so manchen modernen Mädchen tatsächlich nicht mehr der Fall ist) derart hassen, daß sie sich schon gereizt zeigen, sobald in ihrer Anwesenheit nur davon gesprochen wird. Und ebensowenig läßt sich leugnen, daß solche Frauen ihren — oft wirklich nicht geringen — Verstand ausschließlich dazu benützen, um die begehrte „Veränderung", die ersehnte Zerstreuung, die so heiß gewünschte immer neue Erregung zu suchen.

Wohin all das führt, darüber brauche ich nicht viel Worte zu verlieren. Von „Schuld" wollen wir erst gar nicht sprechen. Das kann nicht Sache eines Mannes sein, der über Fragen solcher Art schreibt — um so weniger, als „die" Männer, statt „die" Frauen davor zu behüten, diesen Degenerationsprozeß noch gefördert haben und ihm, teils infolge ihrer eigenen Dekadenz, weit öfter aber aus Wahnbegriff und Unverstand, noch weiter Vorschub leisten.

An dieser Stelle will ich nur auf eine Folgeerscheinung hinweisen, die zur allmählich entstehenden Entfremdung zweier Menschen, die einmal in ihrer Liebe alles für einander bedeutet haben, viel mehr beiträgt, als man gewöhnlich ahnt.

Nein, es ist nicht bloß die Langeweile, die manchmal zwei Menschen,

die immer zusammen sind, dadurch entfremdet, daß sie sich nichts mehr zu sagen oder aneinander zu erleben haben. Es ist vielmehr die Langeweile der Frau allein, die sie dazu bringt, immer wieder und weiter nach Abwechslung und Erregung zu streben und zu versuchen, ihren Mann diesem Streben dienstbar zu machen. Gibt er ihren Wünschen nach, dermaßen nach, wie sie es verlangt, so müssen seine wesentlichen Eigenschaften — soweit er dann überhaupt ein Mann, in diesem Sinne genommen, ist! — immer mehr darunter leiden. Außerdem wird der Zeitpunkt, an dem die Langeweile der Frau endgültig die Oberhand gewinnt — ein Zeitpunkt, der eintreten muß, weil im Leben die Möglichkeit der Abwechslung mit der Sucht nach Abwechslung nicht Schritt halten kann — dadurch nur hinausgeschoben, während der Mann seine Frau, die ihn bei der Durchführung seiner Aufgaben in der Weise behindert hat, im vollen Sinne des Wortes zu hassen beginnt.

Gibt er ihren Wünschen nicht nach, dann macht sie ihn für ihre Langeweile verantwortlich, und die Abneigung geht in dieser Hinsicht von ihr aus.

So ist dann — wenn inzwischen nicht die erlösende Einsicht als Retterin kam — das Finale bestenfalls auf die trübe Resignation abgestimmt, von der die Schlußverse des gleichnamigen Gedichtes aus Paul Géraldys „Toi et moi“[1]) sprechen:

. . . . — So bleibe nun!
Ja, bleib. Man wird versuchen, sich schon zu vertragen,
Man weiß ja nicht. Obwohl die Herzen nun ganz anders schlagen,
Erwidern sie den Reiz von längstvergangnem Tun.

Man gibt sein Möglichstes. Wird gut sein. Denn im Grund
Hat man gut reden, denn man ist ja ein Gewohnheitstier.
Komm, setz' dich. Bleib' mit deiner Langenweile wieder bei mir, und
In meiner Einsamkeit bleib' wieder ich bei dir[2]).

---

[1]) Die deutsche Übersetzung von Franz von Rexroth ist im Dioskuren-Verlag in Wiesbaden erschienen.

[2]) „. . . . . . . Allons, reste!
Oui, reste, va! On tâchera de s'arranger.
On ne sait pas. Nos cœurs, quoiqu'ils aient bien changé,
Se reprendront peut-être au charme des vieux gestes.
On fera son possible. On sera bon. Et puis,
On a beau dire, au fond, on a des habitudes . . .
Assieds-toi, va! Reprends près de moi ton ennui,
Moi près de toi je reprendrai ma solitude.“

Kapitel V
Der Gegensatz von Männlich und Weiblich
ZWEITER TEIL
Weibliche Eigenschaften (Fortsetzung)
Verletzlichkeit und Labilität

„Stille und Ruhe herrscht in dem Ei, aber wenn, durch Werdelust getrieben, der männliche Gott die Schale durchbricht . . ."

„Die Schale durchbricht" — die Wand der Eizelle durchbricht — also das weibliche Elementarwesen verletzt — —

Wiederum ist das, was mit dem Ei geschieht, das Sinnbild einer Eigenschaft. die das Weib während des ganzen Lebens, oder wenigstens während der Zeit der Geschlechtsreife, kennzeichnet.

Wenn wir als diese Eigenschaft die Verletzlichkeit nennen, dann müssen wir uns scharf vor Augen halten, daß wir dieses Wort nur deshalb gebrauchen, weil wir weder in der deutschen noch in einer anderen Sprache ein besseres finden können, um jenen Begriff zu bezeichnen, und weil wir ihn nicht immer wieder lang und breit umschreiben wollen.

Verletzlich (vulnérable) bedeutet etwas, das verletzt, geschädigt werden kann. Um aber dieses Wort für unsere Zwecke brauchen zu können, müssen wir unter Verletzlichkeit nicht nur verstehen, daß das Individuum, auf das der Ausdruck angewendet wird, die Eigenschaft hat, verletzt werden zu können, sondern daß es auch dem Empfangen von Verletzungen, von Schädigungen, ausgesetzt ist.

In diesem Sinn können wir also sagen, daß das Leben den Mann zufallsweise-verletzlich macht, d. h. es setzt den Mann, der als menschliches Wesen nur ein bestimmtes Maß von Widerstand gegen Verletzungen und Krankheitsursachen aufbringen kann, diesen schädlichen Einflüssen auch aus. Diese „zufallsweise Verletzlichkeit" des Mannes zeigt sich denn auch deutlich in der Verwundungs-, Erkrankungs- und Todesfallsstatistik, besonders im Vergleich mit der „zufallsweisen Verletzlichkeit" der Frau, die offensichtlich schon deshalb wesentlich geringer ist, weil die Frau solchen Schädigungen viel weniger ausgesetzt ist.

Dieser relativ unbeträchtlichen „zufallsweisen Verletzlichkeit" der Frau steht nun eine — beim Mann völlig fehlende — bedeutende physiologische, im Wesen des Weibes begründete Verletzlichkeit gegenüber (die wir um der Kürze willen in der Regel einfach „Verletzlichkeit" nennen

werden) in dem Sinn, daß die Frau, in Verbindung mit den wesentlichen, spezifisch weiblichen Lebensvorgängen, Verwundungen ausgesetzt ist, die, mögen sie auch zu den vollkommen natürlichen, normalen, physiologischen Ereignissen gehören, doch zum großen Teil als wirkliche Körperschädigungen betrachtet werden müssen.

* * *

Eine Verwundung, die, ebenso wie die des Eies beim Eindringen des männlichen Elements, von außen nach innen erfolgt und sich ebenso aus der Verbindung mit dem Männlichen ergibt, findet bei der Defloration statt.

In umgekehrter Richtung, also von innen nach außen, verlaufen einige andere Verletzungen, deren schwerste, das Geburtstrauma, wiederum die Folge der Verbindung mit dem Mann ist. Ohne diese Verbindung und bis zu einem gewissen Grad infolge ihres Fehlens — d. h. wegen des Unterbleibens einer Befruchtung — entstehen die regelmäßig wiederkehrenden, von innen nach außen gehenden Verwundungen, die wir bei der Ovulation und Menstruation finden.

Wilhelm Liepmann hat in zwei bedeutenden Arbeiten[1]) sich auch mit diesen Problemen beschäftigt und sehr richtig den Vorgang, der sich jedesmal vollzieht, wenn das Ei sich vom Eierstock trennt, als ein typisches Beispiel für die weibliche „Vulnerabilität" (so nennt er das, was wir als Verletzlichkeit kennen) bezeichnet. Tatsächlich bersten bei der Ovulation die durch das allmähliche Wachstum des Graafschen Follikels verdünnten äußersten Gewebsschichten, wobei Blut nach der Follikelhöhle austritt und manchmal auch eine kleine Blutung nach außen (hier also: in die Bauchhöhle), in Einzelfällen selbst eine stärkere Blutung dieser Art stattfindet, während der ganze Vorgang mit Narbenbildung an der Ausstoßungsstelle des Eies endigt. Die beiden Ovarien einer geschlechtsreifen Frau weisen demgemäß an ihrer ganzen Oberfläche solche Narben auf.

Über die durch die Menstruation hervorgerufene Verwundung brauche ich hier nicht viel zu sagen. Wir wissen aus Band I, daß die Schleimhaut der Gebärmutter sich alle vier Wochen für die Aufnahme eines befruchteten Eies vorbereitet, und daß, wenn das Ei nicht befruchtet und infolgedessen abgestorben ist, die Schleimhaut zum größten Teil abgestoßen wird, so daß nur die untersten Schichten übrig bleiben. Bei dieser Abstoßung kommt es zu einem Blutaustritt nach außen und in die Schleimhaut selbst; die ganze Innenwand der Gebärmutter wird faktisch zu einer Wundfläche. Geht auch diese Wunde nicht tief, so steht sie doch tatsächlich mit der Außenwelt in

[1]) Psychologie der Frau, Urban & Schwarzenberg, Wien 1922, und Gynäkologische Psychotherapie, ebendort, 1924.

direkter Verbindung und bildet deshalb eine Eingangspforte für infektiöse Keime, so daß sie auch schon dadurch von Bedeutung werden kann.

* * *

Mehr als durch das Auftreten lokaler Verwundungen schadet die der Frau wesenseigentümliche Verletzlichkeit durch die den ganzen Organismus betreffenden Veränderungen, die sie bei jeder Gelegenheit verursacht. Wenn diese auch eigentlich zu den normalen Lebenserscheinungen gehören, so gehen sie doch manchmal ins Pathologische über oder erreichen recht oft seine Grenze. Außerdem öffnen sie dem Auftreten wirklicher Krankheitssymptome Tür und Tor. Sie gehen teils aus Zuständen hervor, die sich nur einmal im Leben ereignen (Beginn und Ende der Geschlechtsreife), teils kehren sie regelmäßig wieder (Menstruation), teils endlich treten sie nur von Zeit zu Zeit — oder auch gar nicht — auf (Schwangerschaft und Schwangerschaftsfolgen).

Die physiologische Überbeanspruchung des Körpers, die durch die relativ große Geschwindigkeit verursacht wird, mit der beim weiblichen Individuum der Übergang zur Geschlechtsreife stattfindet — ein Übergang, der sehr hohe Anforderungen an den Organismus stellt —, ist nicht nur für die Pubertätsjahre von tiefgehender Bedeutung, sondern macht sich vielfach noch lange darnach geltend und bedingt bei vielen Frauen sogar die Schwäche ihrer Konstitution.

Nicht weniger bedeutungsvoll ist die große Veränderung, die als Folge des Aufhörens der Ovarialfunktion eintritt. Auch in dieser Übergangszeit äußert sich die Verletzlichkeit in verschiedenen ans Pathologische grenzenden Erscheinungen, und die Forderungen, die in diesem Alter an die Anpassungsfähigkeit der Frau gestellt werden, sind so groß, daß jene Grenzen manchmal überschritten, ja nicht selten selbst weit überschritten werden.

Wie sehr die Menstruation nebst allem, was mit ihr zusammenhängt, jeden Monat das Niveau der Lebensvorgänge und gewöhnlich auch das Wohlbefinden selbst sinken läßt, das haben wir im ersten Band sehr ausführlich besprochen und brauchen es also nicht wieder zu beschreiben.

Und die Ansprüche, die Schwangerschaft, Entbindung, Wochenbett und Stillperiode stellen, sind so groß, die Veränderungen, die sie im Vergleich zum „normalen" Lebensablauf verursachen, so tiefgehend, daß sie in ververschiedener Hinsicht eine völlige Umwandlung bedeuten, bei der die Verletzlichkeit der Frau sich wohl in deutlichster Weise zeigt.

* * *

Die der Frau wesenseigentümliche Verletzlichkeit, als deren Beispiel und Symbol wir die bei der Befruchtung erfolgende physiologische Verwundung

des Eis kennengelernt haben, ist eng mit den Gleichgewichtsschwankungen verbunden, die während der ganzen Zeit der Geschlechtsreife allen Lebensvorgängen beim Weibe eigentümlich sind. Diese Eigenschaft äußert sich in jener Wellenbewegung, die wir früher nicht bloß ausführlich besprochen, sondern auch durch Kurven ersichtlich gemacht haben. Auch diese Wellenbewegung, dieser physiologische Wechsel der Lebensintensität, diese Gleichgewichtsschwankung, entspringen dem Ei, — seiner Entwicklung, seiner Ausstoßung, seinem während des Wartens auf Befruchtung auf die innere Sekretion der Eierstöcke ausgeübten Einfluß, seinem aus dem Ausbleiben der Befruchtung resultierenden Tod. Präziser gesagt: Sie werden verursacht durch die Reihe der in ununterbrochener Folge produzierten Eizellen. — „Propter solum ovulum mulier est, quod est."

Verletzlichkeit und regelmäßige Gleichgewichtsschwankungen — diese durch Befruchtung eines Eis (gleichfalls ein physiologischer Vorgang!) völlig gestört — Verletzlichkeit und Labilität also, das sind die Kennzeichen des geschlechtsreifen weiblichen Organismus.

* *

* * *

Was bedeuten sie für das Seelenleben der Frau?

Erstens besitzen sie direkte psychische Äquivalente, d. h. auch die weibliche Seele ist verletzlich und befindet sich in labilem Gleichgewicht. Zeiten, in denen aufgeweckte Stimmung, Tatenlust und Kraftgefühl im Vordergrund stehen, wechseln mit solchen ab, in denen sich ein Minus geltend macht. Die erstgenannten Erscheinungen zeigen sich während des Steigens der Welle und während ihres Höhestadiums; das Minus im Beginn des Sinkens der Welle, besonders während des einen oder der zwei Tage vor der Menstruation, während der Blutung selbst, und weiter nicht selten im Wellental, wenn dieses besonders tief ist. Viele Frauen, die sonst aufgeweckt, kerngesund und munter sind, tragen in diesen Minustagen ein gedrücktes und mißmutiges Wesen zur Schau, andere sind eher nervös und aufgeregt. Reizbarkeit, übertriebene Empfindlichkeit, Launenhaftigkeit, Mißstimmung und schneller Stimmungswechsel, Unverträglichkeit und Hang zu Streitigkeiten, das sind Erscheinungen, die in diesen Phasen (durchaus nicht nur während der Menstruation) bei vielen Frauen vorkommen, die sonst nichts damit zu tun haben. (Siehe auch Kapitel VI der „Vollkommenen Ehe", in dem außerdem die Bedeutung von Klimakterium und Menopause für die Psyche dargestellt ist.)

* *

Liepmann betrachtet die Emotionalität als Folge der „Vulnerabilität". Inwiefern diese Auffassung sich verteidigen läßt und aus welchen Gründen

sie bekämpft werden müßte, das wollen wir hier unentschieden lassen, weil die hierzu nötigen Überlegungen für uns praktisch wertlos sind und uns keinen klareren Einblick in das Wesen dieser Dinge verschaffen würden. So viel ist aber als gesichert zu betrachten, daß Emotionalität, Verletzlichkeit und labiles psychisches Gleichgewicht zueinander in sehr engen Beziehungen stehen; sind doch alle hier besprochenen Eigenschaften untereinander verbunden. Ich glaube sogar, daß alle psychischen Qualitäten, die zum Wesen des Mannes bzw. der Frau gehören, letzten Endes zu den das Männliche und das Weibliche kennzeichnenden Energieprinzipien zurückverfolgt werden können, die wir gleich am Anfang unserer Betrachtungen über die Existenz eines psychischen Geschlechtsunterschieds kennengelernt haben: Kinetische Energie und Spannungsenergie, die bewegende Kraft und die formende Kraft.

Zweifelsohne ist eine Ableitung von so entferntem Ursprung nützlich, weil sie dazu beiträgt, uns einen Blick auf das W e s e n jenes Unterschieds zu gestatten. Dort aber, wo es sich darum handelt, jenen Gegensatz in bezug auf das praktische Leben zu begreifen — und das i s t schließlich unser Ziel —, dort scheint es mir besser, in der Erforschung der beiden Geschlechtern eigentümlichen psychischen Qualitäten nicht so weit zu gehen.

* * *

So wollen wir also untersuchen, welche Eigenschaften weibliche Verletzlichkeit und Labilität hervorrufen, die ausschließlich auf der Sexualfunktion, nämlich auf der Produktion der Eizellen und den damit verbundenen Vorgängen beruhen.

Denn schon vom Beginn der Pubertät an ist sich die Frau dieser Verletzlichkeit und Labilität, die so kennzeichnend für ihren Körper und ihre Seele sind, mehr oder weniger bewußt. Mag es zuerst nur ein unbestimmtes Ahnen sein, so macht sich das — auch wenn die Frau es sich nicht eingestehen will — doch nach und nach immer spürbarer und verursacht ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl. Soweit dieses Gefühl nicht schon ererbt wurde (daß das der Fall ist, kann kaum bezweifelt werden!) oder die Erfahrungen der Kinderzeit es dem Mädchen nicht aufgedrängt hatten, so macht es sich in Verbindung mit der ersten Menstruation und besonders in der darauf folgenden Zeit bemerkbar. Und die immer wieder eintretende Periode mit dem gleichfalls stets wiederkehrenden Gefühl von Unbehagen und verminderter Leistungsfähigkeit verstärkt dieses Minderwertigkeitsbewußtsein bedeutend. Kurz, die Frau empfindet, manchmal weniger, öfter aber in hohem Maße, ihre Verletzlichkeit und Labilität als einen Mangel, als Fehler, als Gebrechen.

Wenn sie sich auch gewöhnlich nicht dessen bewußt ist, so bestehen doch bei ihr in dieser Hinsicht ungefähr die Gefühle, die der Bucklige gegen seinen Höcker, der Krüppel gegen sein verkürztes Bein empfindet.

Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß Menschen, die irgendein Gebrechen aufweisen, die Neigung besitzen, dem minderwertigen Organ ganz besondere Sorgfalt zu widmen, sich ununterbrochen mit ihm zu beschäftigen (A d l e r). Anderseits aber sind sie mit einem gewissen argwöhnischen Mißtrauen bestrebt, festzustellen, daß ihre Minderwertigkeit von andern bemerkt wird und daß sie aus diesem Grunde von ihnen hintangesetzt werden — auch dann, wenn das in Wirklichkeit n i c h t der Fall ist.

Erscheinungen ähnlicher Art lassen sich in bezug auf die Verletzlichkeit und Labilität der Frauen beobachten; es ergibt sich ein Minderwertigkeitsgefühl für sie daraus, das sie hüten und pflegen, oft absichtlich übertreiben und planmäßig zur Schau stellen, — und zu gleicher Zeit die Empfindung, durch ihre Umgebung, besonders durch die Männer, hintangesetzt zu werden, — — wobei die sich daraus ergebenden Reaktionen nicht fehlen.

Ein solcher Komplex von Gefühlen läßt sich am besten mit einem französischen Wort bezeichnen, das schon N i e t z s c h e in seine „Genealogie der Moral" übernommen hat: „ressentiment". Wir verstehen darunter einen gewissen Groll, der einen großen Teil der Gefühlssphäre und der Lebensauffassung jener Menschen beherrscht, die da, mit Recht oder mit Unrecht, meinen, sie seien im Leben zu kurz gekommen; die aus Neid und Mangel entstandene Einstellung zum Leben; den Blick aus der Froschperspektive; das nagende, stets wiederkehrende Gefühl heimlicher innerer Auflehnung; die typische Art und Weise, in welcher der Schwache gegenüber dem Starken, der Arme gegenüber dem Reichen, der Häßliche gegenüber dem Schönen, der Kranke, Entartete, Verbrauchte gegenüber dem Gesunden und Jungen denkt und fühlt; — verbunden mit dem Hang, das alles so zu verkehren, daß der Schwäche und der Armut der höhere ethische Wert zugebilligt wird. Ressentiment ist die Quelle der idealsten wie der allerniedrigsten Beweggründe, je nachdem wir's auffassen. H i e r nehmen wir aber weder den einen noch den andern Standpunkt ein, sondern betrachten das Ressentiment einfach als eine Erscheinung der Psyche. Die Sittenlehre der Kulturvölker ist zum großen Teil dadurch entstanden, daß die große Menge der Schwachen sich entrüstet der kleinen Zahl ihrer Unterdrücker widersetzt hat, und daß jene, deren Los im Lebenskampf die Niederlage war, sich gegen die Mächte erhoben haben, die auf ihre Kosten herrschten. Hochbegabte Menschen, die selbst litten, die selbst arm oder krank oder seelisch allzu leicht verletzlich waren, haben für ihr Mitleid mit denen, die mit ihnen litten, Worte gefunden, die neue soziale Weltepochen eröffnet haben. In der Kulturgeschichte haben

in gewissen Entwicklungszeiten Ressentiment und Mitleid fast zu einer völligen Umkehrung der normalen Wertbestimmung geführt; zu einer tendenziösen, manchmal das Perverse streifenden ethischen Vorliebe für die geistig Armen, die Hungrigen und Verwahrlosten, die Bettler und Kranken, für Schmutz, Lumpen und Pestgeruch; und zugleich zu einer Geringschätzung der kräftigen, gesunden Arbeit, so daß ein soziales Parasitentum gezüchtet wurde von solchem Umfang, daß es z. B. gegen das Ende des Mittelalters zu einer wahren Landplage wurde.

Hinter Mitleid und altruistischer Ethik sehen wir den offenen oder versteckten Neid und Haß des Kleinen gegen das Große; den Wunsch, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen oder wenigstens durch Nadelstiche und kleinliche Rachetaten sich dort schadlos zu halten, wo man selbst zu kurz kommt. Der Wille zur Macht, das Streben von unten nach oben ist schon in diesen kleinen Mitteln erkennbar. Bei starken Naturen entsteht daraus der offene Kampf um die Macht, der nur auf eigene Kraft vertrauend jedes soziale Bedenken geringschätzt. In der kulturgeschichtlichen Entwicklung, die bekanntlich in scharfen Gegensätzen verläuft, ist der Kampf um die Macht, die individualistische „Herrenmoral“ zu verschiedenen Zeiten als Protest gegen die Auswüchse der altruistischen Ethik als neue Lehre verkündet worden (Nietzsche).

> Es ist für Nietzsches Charakter bezeichnend, daß er Antithese und Ressentiment so stark als Elemente der altruistischen Ethik herausgefühlt hat, und daß er im Gegensatz hierzu ganz und gar nicht das in ihr erkennen konnte, was ein Durchschnittsmensch ganz von selbst darin findet: das einfache Wohlwollen, die Güte, die Freundlichkeit von Mensch zu Mensch, die auch den Starken dazu veranlassen kann, aus gutem Herzen den Schwachen zu schützen und zu schonen, einfach deshalb, weil es ihm selbst Behagen und Freude bereitet.

Die Psychologie der Neurosen gibt in mancher Hinsicht ein interessantes Spiegelbild dieses Kampfes um die Macht zwischen Siegenden und Unterliegenden. So ist z. B. eine hysterische Handlungsweise oft nichts anderes als ein kleines und manchmal erfolgreiches Mittel eines schwach ausgerüsteten, nervösen Individuums, um trotz des ungleichen Spiels doch noch von unten nach oben zu kommen und schließlich über den Verstand und die Machtmittel des gesunden und starken Gegenspielers den Triumph davonzutragen.

Bisweilen liegt in solchen neurotischen Familienverhältnissen eine gewisse ausgleichende Gerechtigkeit, manchmal aber auch die bitterste Ironie. Ressentiment und Kampf um die Macht zeigen sich deutlich in der Art, wie das

hysterische Kind durch schreckenerregende Krämpfe und Wutausbrüche die Eltern tyrannisiert, oder in der Weise, in der die kalte, genußsüchtige Gattin durch „ihren Anfall“ oder durch die jedesmal zur rechten Zeit auftretende Ohnmacht den gesunden Mann zu ihrem Sklaven macht. Oft ist die hysterische Neurose nichts anderes als der mit veränderten Mitteln fortgesetzte Kampf um die Macht. Oft sind wir genötigt, darin kühle Berechnung zu erblicken, aber vielleicht noch häufiger wurzeln die Ressentimentgefühle in der Grenzsphäre bei dem Unbewußten, sind sie diffus, in den Tiefen der Seele verborgen, und die daraus entspringenden neurotischen Reaktionen sind instinktiv oder halbinstinktiv wie die Schutz- und Abwehrreaktionen verfolgter kleiner Tiere. Nur das bedeutsame Lächeln, das unwillkürlich über die Züge so vieler hysterischer Frauen gleitet, wenn sie ihre Erscheinungen vorführen, verrät dann den geheimen Triumph, den der Schwache über den Starken feiert.

* *

Ein Ressentiment, wie wir es hier frei nach Kretschmer[1]) beschrieben haben, ist bei vielen Frauen die Folge ihrer Verletzlichkeit und Labilität, die nun einmal nicht nur ein Minderwertigkeitsgefühl verursachen, sondern die meisten Frauen auch während eines großen Teils ihres Lebens tatsächlich immer wieder physiologisch-minderwertig machen.

Auf eine Besprechung des sehr hohen sozialen Einflusses, den das weibliche Ressentiment und der damit verbundene Kampf um die Macht in den letzten fünfzig Jahren zusammen mit anderen Erscheinungen dieser Ära ausgeübt haben, wollen wir vorläufig verzichten, um uns ausschließlich auf die Betrachtung ihrer Bedeutung für das Individuum und dessen Umgebung — in unserem Fall also für den Gatten — zu beschränken.

Dabei darf aber das Ressentiment nicht unser ganzes Interesse absorbieren, so sehr es auch als Grund für die Entstehung der ehelichen Abneigung in Betracht kommen mag. Denn das Gefühl, sich verletzlich und labil zu wissen — ein Gefühl, das nicht wenig durch den Gedanken an Schwangerschaft und alles, was damit zusammenhängt, verstärkt wird —, hat noch eine ganz andere Wirkung: es erweckt in der Frau den Wunsch, Schutz zu suchen, — sich auf einen Stärkeren stützen zu können.

Daß dieser Stärkere natürlicherweise der Mann sein soll, ist begreiflich.

Erstens weil seine Eignung zum Denken und Handeln nicht durch physiologische Verletzlichkeit und Labilität beeinträchtigt wird.

Sodann, weil der Mann nicht wie die Frau durch Bewußtseinsverengung in seiner primären Zerebralfunktion behindert wird; und weil die bei der Frau überwiegende Sekundärfunktion instinktiv auf Kompensation abzielt.

---

[1]) A. a. O. S. 179—181.

Weiter, weil seine geringere Emotionalität den Mann momentanen Eindrücken energischer widerstehen läßt.

Und schließlich weil die Beschützerrolle des Mannes aus der naturgeschichtlichen Entwicklung folgt, da ja er es gewesen ist, der durch Jahrtausende die Frau beschirmt und für sie und ihre Kinder gesorgt hat.

Daß der Mann, auf den sich die Frau stützen will, womöglich ihr Mann, ihr Gatte sein soll, ist selbstverständlich. Denn die Liebe, die beide verbindet, und sehr stark auch der Kreis gemeinschaftlicher Interessen, der sich um die Gatten bildet, schaffen die Atmosphäre, in der das gegenseitige Vertrauen, das für Nehmen und Geben von Schutz und Stütze die unentbehrliche Grundlage ist, entstehen und bestehen kann.

So ist also das Abhängigkeitsverhältnis, in dem die Gattin zum Gatten steht, sehr sicher nicht — wie eine tendenziöse Anschauung das wahr haben will — das der Unterdrückten zum Unterdrücker, sondern eines, in dem die, die Schutz und Stütze sucht, zu dem steht, von dem sie Schutz und Stütze erwartet — eine Beziehung, die ihr durch ihre wesenseigentümlichen Geschlechtsqualitäten aufgenötigt wird.

* * *

Will man in diesen Sexualeigenschaften die Elemente für eine „biologische Tragödie der Frau" (Nemilow) erblicken, so muß doch erwogen werden, daß dieser Ausdruck zwar treffend klingt und dadurch in der Erinnerung haftet, daß er aber faktisch als völlig falsch anzusehen ist, weil unter den biologischen Tatsachen die Grundlage des Tragischen, und somit der Tragödie, ganz einfach fehlt. Denn diese Grundlage besteht, in aller Kürze, in der Vernichtung bedeutender geistiger Lebenswerte, besonders im Bereich des Schönen und Erhabenen, zufolge der Wirkung entgegengesetzter Kräfte, wobei speziell das Bestehen einer Schuld zur Verstärkung der Tragik beiträgt.

Aber die biologischen Tatsachen im Leben der Frau reichen nicht nur an sich nicht zum Stoff für ein Trauerspiel, — sie „tragisch" aufzufassen, liegt zudem auch absolut kein Grund vor. Den Unannehmlichkeiten, Mühsalen und Gefahren, die das Weib-Sein mit sich bringt, stehen so große, durch eben dieses Weib-Sein bedingte Glücksmöglichkeiten gegenüber, daß es glattweg verkehrt ist, die Frau um ihrer biologischen Eigenschaften willen zu beklagen, und noch weit verkehrter, ihr selbst den Gedanken beizubringen, daß sie beklagenswert sei. Das eine wie das andere hat schon unsagbar viel Unheil gestiftet. — Der Minderwertigkeit der Frau (mit dem menschlichen Durchschnitt verglichen) in der einen Hinsicht steht ihre Mehrwertigkeit in der anderen gegenüber; der geringeren primären Zerebralfunktion die

größere sekundäre; dem kleineren Verstand-im-engeren-Sinn die größere Fähigkeit, von-selbst-zu-begreifen; den Nachteilen der Emotionalität die Vorteile des tieferen Gefühlslebens; der als Geschlechtsminderwertigkeit sehr bedeutsamen wesenseigentümlichen Verletzlichkeit und Labilität die als ausschließlich dem weiblichen Geschlecht eigene Mehrwertigkeit noch unendlich bedeutsamere Muttereigenschaft.

* * *

Trotz alledem, — mögen dann Verletzlichkeit und Labilität nicht imstande sein, eine biologische Tragödie zu schaffen, so sind sie mit ihren Folgen, den Abhängigkeits- und Minderwertigkeitsgefühlen, als Elemente für das Entstehen innerer und äußerer Konflikte, also tragischer Situationen, doch von großer Bedeutung. Zusammen mit einigen untereinander eng verbundenen Eigenheiten der Psyche können sie die Basis für eine „psychologische Tragödie der Frau" bilden („psychologische Tragödie" ist doch nicht ganz und sicher nicht in jedem Fall ein Pleonasmus, o allzu kritischer Leser!), die allen Anforderungen der Tragik, wie wir sie soeben aufgestellt haben, entspricht.

Wir rühren damit an den Kern — klänge es nicht etwas fremd, so würde ich sagen: an einen der Kerne — der Frage, die das Entstehen der ehelichen Abneigung umfaßt. Wenn nämlich dieser psychologischen Tragödie der Frau nicht durch den Mann rechtzeitig ein Ende gemacht wird, so kann sie sich zu einem psychologischen Ehetrauerspiel in optima forma entwickeln.

Doch genug der Bilder und Vergleiche! In Wirklichkeit liegen die Dinge so:

Die Frau ist zufolge wesenseigentümlicher Geschlechtseigenschaften (nämlich ihrer physiologischen Verletzlichkeit und Labilität) auf den Mann als Schutz und Stütze angewiesen. Sie verlangt — bewußt oder nicht bewußt — diese Stütze. Und die sich daraus ergebende Abhängigkeit akzeptiert sie nicht nur, sondern wünscht sie auch, weil sie mit der ihr eigenen starken Intuition fühlt, nein: weiß, daß das Wesen dieser Abhängigkeit auf natürlichen (biologischen) Ursachen beruht.

Mit Abhängigkeit ist stets Unterwerfung verbunden, und der Wunsch nach der einen bringt hier die andere mit sich. — Außerdem bestehen für das weibliche Individuum

bei der geschlechtlichen Vereinigung zahlreiche starke Elemente der Unterwerfung unter das männliche, so daß also das Streben nach dieser Vereinigung, der Geschlechtstrieb, für die Frau mit einem Hang nach Unterwerfung verbunden ist.

Aus diesen beiden Gründen ist es also erklärlich, daß der Wille zur Macht, den wir als einen der stärksten Triebe — und zudem als einen, der besonders zur Verkehrung neigt — kennengelernt haben, von der Frau in der Tiefe ihres Wesens vornehmlich im umgekehrten, negativen Sinne empfunden wird, also als Drang, sich zu unterwerfen, — speziell sich dem Mann zu unterwerfen.

Jedoch — und hier beginnt der Konflikt — es äußert sich in jeder menschlichen Beziehung (um uns jetzt nur auf die Menschen zu beschränken) der Wille zur Macht zuerst im positiven Sinn, so daß ein Kampf um die Herrschaft stattfindet, bis eine der beiden Parteien — bei einer Beziehung zwischen zwei Menschen also: bis einer von beiden — die Führung erlangt hat oder bis (meistens stillschweigend) eine endgültige Regelung erreicht ist. Diese Möglichkeit ist in einer Beziehung zwischen einem männlichen und einem weiblichen Individuum relativ selten und in jener, die wir als Ehe kennen, sogar äußerst selten. Denn die Frau ist — vielleicht als Folge ihrer Emotionalität — wenig zugänglich für ein Kompromiß; sie verlangt die Macht — oder die Selbstunterwerfung.

Daß sie diese mit ihrem ganzen Sein und Wesen wünscht und jene zu erlangen trachtet; daß gerade sie früher oder später — gewöhnlich schon sehr bald — den Kampf um die Macht beginnt, durch deren Besitz sie gerade das, was sie am meisten braucht, die Stütze und den Schutz ihres Mannes verliert — mag es durch das nicht bis in ihr Bewußtsein gelangende, durch ihre physiologische Minderwertigkeit ausgelöste Ressentiment zu erklären sein — es ist darum nicht minder tragisch.

Nur die sehr wenigen Frauen, die klug, nein: weise genug sind, um den Zusammenhang all dieser Dinge zu durchschauen, und die infolgedessen dem Verlangen, diesen Streit auszutragen, widerstehen können, — und die Glücklich-Gearteten (deren Charakter an den von Goe-

thes Mutter[1]) erinnert), die jeden nicht unbedingt nötigen Zwist instinktiv vermeiden, bleiben von diesem, sich zur psychologischen Tragödie der Frau entwickelnden Konflikt verschont.

Hat der Mann genug Seelenstärke, um sich erfolgreich zur Wehr zu setzen; hat er genug Verstand, um sich nicht durch hypermoderne Schlagworte imponieren zu lassen und um durch ihren — gewöhnlich nicht einmal schönen — Schein hindurch das Wesen der Frau ständig zu erkennen, und also in der Abwehr nicht zu erlahmen; hat er genug Liebe, Takt und Selbstbeherrschung, um seinen Verteidigungskampf so zu führen, daß dadurch keine unnötigen Reaktionen ausgelöst werden; und vermag er durch die Planmäßigkeit seines Vorgehens seine Frau früh genug von der Nutzlosigkeit weiterer Versuche zur Eroberung der Herrschaft zu überzeugen — dann wird er jene Tragödie noch rechtzeitig an ihrer Weiterentwicklung hindern. Wenn nicht — so nimmt sie ihren Lauf, zu beider Schaden.

Man kennt das Spiel, bei dem das „qui perd, gagne“ gilt. Dort gewinnt der, der verliert — und verliert der, der gewinnt. Hier verliert ebenfalls die Frau, die das Spiel — den Kampf um die Macht — gewinnt. Nur wenn der Mann den Preis davonträgt, nur dann gewinnen beide Gatten; siegt die Frau, dann verlieren beide. Der Mann verliert viel, aber ihm bleibt seine Arbeit, die ihm auch hierfür Ersatz bieten kann. Die Frau hingegen verliert durch ihren Sieg — — alles.

Und weil sie fühlt, daß der Mann sich als der Stärkere hätte zeigen müssen, so fügt sie zu dem durch ihre physiologische Minderwertigkeit hervorgerufenen Ressentiment und zu all dem, was durch den Verlust der ersehnten Stütze und der daraus folgenden unersetzlichen Einbuße verursacht ist, noch die Rankün͏e (ein von Ressentiment durch das Fehlen eines Minderwertigkeitsbewußtseins verschiedenes Rachegefühl) gegen den Mann, den sie im Innersten verachtet, weil er sich von ihr besiegen ließ.

* * *

Die Abhängigkeit der Frau vom Manne und damit seine Suprematie in Ehe und Gesellschaft, beruht also auf biologischen und naturhistorischen Ursachen.

Auch die interessante, aber zum großen Teil sehr einseitige und schon deshalb in ihren Hauptpunkten nicht überzeugende Arbeit der Vaertings[2]) kann daran nichts ändern.

---

[1]) Siehe in Kapitel XIII das Zitat aus einem ihrer Briefe, S. 190.

[2]) Dr. Mathilde Vaërting und Dr. Matthias Vaërting, Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat, G. Braun, Karlsruhe, 1921, und: Wahrheit und Irrtum in der Geschlechterpsychologie, ebenda, 1923.

Es sei zugegeben, daß diese Suprematie zur Unterdrückung der Frauen durch die Männer geführt hat. Es steht auch fest, daß gesetzliche Bestimmungen davon herrühren, die schweres Unrecht für die Frauen enthalten und deshalb auch je früher desto besser beseitigt werden müssen.

Die Unterdrückung der Frau durch den Mann muß ganz und gar verschwinden. Das ist nicht nur eine Forderung der Billigkeit, sondern auch des gesunden Menschenverstands, der alle Kräfte der Menschen, der Frauen genau so wie der Männer, zur vollen Auswirkung bringen will, um die Menge des Lebensleids nach Möglichkeit zu verringern und das Lebensglück für möglichst viele Individuen so groß zu machen, wie es nur irgend geht. — Aber es ist ein Unsinn, die Rollen zu vertauschen, wie das jetzt von verschiedenen Seiten mehr und mehr versucht wird.

Darunter muß die Gesellschaft, müssen Männer und Frauen leiden — und die Frauen schließlich am meisten.

Denn so wichtig die erwähnten sozialen Erscheinungen sind, sie sind doch nur sekundär.

Verkennt man aber die primären, die auf biologischen Ursachen beruhenden Vorgänge, so muß sich das mit der Zeit rächen.

Denn der Natur kann man nicht ungestraft Gewalt antun.

Kapitel VI

Der Gegensatz von Männlich und Weiblich

ZWEITER TEIL

Weibliche Eigenschaften (Fortsetzung)

Mütterlichkeit

„Propter solum ovulum usw."

Das haben wir nun oft genug wiederholt. Trotzdem muß es auch hier bei der Besprechung der wichtigsten weiblichen Eigenschaft zuerst erwähnt werden: Nur durch die Tatsachen, daß die Frau die Eizellen produziert, sie während ihrer Weiterentwicklung nach der Befruchtung beherbergt und auch später die aus diesen Zellen entstandenen neuen Wesen versorgt, ist sie das, was sie ist.

Ihr ganzer körperlicher Organismus ist auf diese Hauptfunktion eingestellt; alle vier Wochen bereitet sie sich durch Umwandlungsprozesse in den Geschlechtsorganen und durch allgemeine, den Stoffwechsel und andere Funktionen betreffende Veränderungen darauf vor, dem befruchteten Ei die besten Möglichkeiten für seine weitere Entwicklung zu verschaffen. Jedesmal wieder, nachdem das Ei durch Ausbleiben der Befruchtung abgestorben ist, zerstört der Organismus alles das, was er eben vorbereitet hat, um unmittelbar danach eine neue solche Vorbereitung zu beginnen. Und ist es wirklich zur Befruchtung gekommen, dann verändert er sich so weitgehend, daß man ruhig sagen kann: Er existiert während der ganzen Schwangerschaft lediglich um der Leibesfrucht willen.

Es ist also nicht zuviel gesagt, wenn wir das alles in den Satz zusammenfassen: Die Natur hat den Körper der Frau lediglich der Erhaltung der Art, dem Kindergebären dienstbar gemacht.

Kann es uns da verwundern, daß ihr psychisches Wesen ebenso ganz von dieser Aufgabe erfüllt ist, — daß, so wie in ihrem Körper alles hauptsächlich auf die Mutterschaft eingestellt ist, auch die psychische Qualität, die bei der Frau alles andere beherrscht, die Mütterlichkeit ist? Nein, — um so weniger, als die Sorge für das Kind die Mutter auch dann noch völlig beschäftigt, nachdem die körperlichen Veränderungen, die aus dessen Entstehen und Geburt erfolgt waren, schon lange wieder verschwunden sind, ja sie noch erfüllt, wenn (bei einem naturgemäßen und ungestörten Ablauf ihres Lebens) der Vorgang der Erzeugung eines weiteren Kindes schon wieder in vollem Gang oder sogar bereits wiederum beendet ist.

Die Kunstwerke, welche die Mutterliebe vorstellen, uns von vielen Malern und von noch mehr Bildhauern geschenkt[1]), zeigen uns denn auch die Frau in der Gestalt, die am besten mit ihrem natürlichen Wesen übereinstimmt; und ebenfalls geben sie ein Bild ihrer Seele, so wie diese in ihrem tiefsten Wesen *ist*, sogar dann ist, wenn die Frau (noch) nicht geboren hat: ganz und gar Mütterlichkeit.

* *

Was für den Mann seine Arbeit ist, das ist für das Weib die Mutterschaft.

Diese ist für sie eine biologische und eine naturhistorische Notwendigkeit. Es ist wohl nicht nötig, das hier ausführlich nachzuweisen. Biologische Beweisgründe haben wir übrigens im Vorhergehenden und in Band I mehr als genügend angeführt. Und die Naturgeschichte des Mutterinstinktes ist in ihren großen Umrissen genugsam bekannt. Muß ich, um nicht noch weiter in der Tierreihe zurückzugehen oder sogar Beispiele aus der Pflanzenwelt anzuführen, an den Brutinstinkt der Vögel erinnern oder die bekannten Bilder, welche die Mutterliebe der Tiere veranschaulichen, noch einmal kopieren? Hat es einen Sinn, darzutun, daß bei den primitiven Rassen und auch innerhalb der Kulturvölker bei primitiven Individuen der Mutterinstinkt zu den bedeutendsten Trieben gehört? Oder Beispiele dafür anzuführen, daß sich das Muttergefühl auch bei degenerierten Frauen und bei den dekadentesten Über-Damen aller Zeiten im entscheidenden Augenblick mit elementarer Gewalt Bahn bricht?

Wir wollen lieber zusammenfassend sagen: Der Mutterinstinkt ist die wesentlichste Äußerung der Kraft, die wir als die der Frau in erster Linie eigentümliche kennengelernt haben, der *formenden* Kraft, der das Weibliche kennzeichnenden *Spannungsenergie*.

* * *

Lange, bevor von körperlicher Mutterschaft gesprochen werden kann; lange sogar bevor der geschlechtliche Annäherungstrieb sich geltend macht, sind die mütterlichen Neigungen des weiblichen Einzelwesens deutlich zu erkennen. Das kleine Mädchen will seine Puppen pflegen, ja lieber noch — wenn nicht Eifersucht ihre Neigung stört — einen Säugling in ihren Armen hätscheln, ihn pflegen, waschen und ankleiden helfen, auch dann schon, wenn es noch nicht durch die Erziehung in diesem Sinn beeinflußt ist. Am liebsten will es Mütterchen spielen oder zur Abwechslung im Spiel eine der Tätig-

[1]) Siehe z. B. die „Carità" von *Andrea del Sarto* im Louvre, wo die Mutter dem jüngsten Kinde die Brust gibt und einem anderen Früchte reicht, während ein drittes, von ihr behütet, schläft.

keiten erfüllen, die wir auch die Erwachsenen mit Vorliebe dann ausüben sehen, wenn das Schicksal ihnen die Mutterschaft vorenthalten hat, — Tätigkeiten, in denen die mütterliche Sorge für kleine und schwache Geschöpfe so viel wie möglich zu ihrem Recht kommt.

Man mag zugeben, daß in diesem „Mütterchen Spielen" oder im Sich-einbilden, Lehrerin, Kinderfräulein, Krankenschwester zu sein, eine keineswegs unbedeutende Quantität von Machtbegierde zur Äußerung kommen kann; aber die Hauptsache bleibt doch der Mutterinstinkt, der sich schon hier so deutlich zeigt; das Bedürfnis, für die zu sorgen, welche diese Sorge brauchen, ihnen mütterliche Zuneigung zu schenken; und auch, im Tausch dafür ihre Zuneigung, ihre Liebe, ihre Liebkosungen zu empfangen.

Von der Pubertät bis zum Hochzeitstag — wenigstens wenn dieser nicht zu lange auf sich warten läßt — und noch einige Zeit danach wird gewöhnlich der Mutterinstinkt an zweite Stelle verwiesen, weil der Geschlechtstrieb, speziell dessen Annäherungskomponente in allen ihren Erscheinungsformen, die Psyche oder wenigstens die Gefühlssphäre so gut wie ganz erfüllt.

Nach einiger Zeit tritt der Mutterinstinkt jedoch von neuem in den Vordergrund, macht seine Rechte wieder geltend und erfüllt von nun an — sei es zusammen mit dem Geschlechtstrieb, oder manchmal auch ihn überherrschend — das ganze Leben hindurch die Seele des Weibes.

* * *

Weib-sein, das bedeutet Mutter-sein-wollen, physisch und psychisch; psychisch noch m e h r als physisch.

Zum Glück! — Denn nicht allen Frauen ist es beschert, daß ihr Wunsch nach Mutterschaft in Erfüllung geht. Außerdem ist es teils absolut unmöglich, daß dieser Drang immer von neuem befriedigt wird, und zum anderen Teil ist das mit so großen Lebensmühen verbunden, daß es meistens als praktisch unerreichbar angesehen werden muß.

Zuerst besteht einmal das zahlenmäßige Mißverhältnis zwischen Männern und Frauen, das es — von anderen Gründen abgesehen — in unserer Gesellschaft allein schon unmöglich macht, daß alle Frauen heiraten und dadurch die Gelegenheit bekommen, Mutter zu werden.

Auch darin hat man eine „biologische Tragödie der Frau" gesehen. Daß aber dieser Ausdruck auch hier falsch ist, brauche ich nach dem oben Gesagten nicht auseinanderzusetzen. Deshalb bleibt aber die Tatsache nicht weniger betrüblich, daß durch dieses Mißverhältnis zahlreichen Frauen die Erfüllung ihrer innigsten naturgemäßen Wünsche versagt wird.

Ob, inwiefern und wie es praktisch möglich und für diese Frauen glücklich wäre, durch Veränderungen unserer sozialen Einrichtungen und Auffassungen

die Folgen jenes Mißverhältnisses in gewisser Hinsicht aufzuheben, muß hier unerörtert bleiben; denn für eine kurze Betrachtung liegt die Frage viel zu verwickelt und für eine lange ist hier nicht der rechte Ort. Ich beschränke mich deshalb darauf, zu sagen, daß nach meiner Meinung das Problem — allgemein gesprochen — unlösbar ist, weil auch bei der größtmöglichen Verbesserung der Stellung der unverheirateten Mutter und ihrer Kinder eine Frau doch nur ausnahmsweise in diesem Zustand eine hinreichende Befriedigung ihrer von Natur aus berechtigten Wünsche wird finden können, — ebensowenig wie sie (es sei denn ausnahmsweise) auf die Dauer sich mit der Stellung einer Gattin zweiten Ranges aussöhnen kann, gleichgültig, ob diese Stellung legalisiert ist oder nicht (denn auch eine solche Legalisation hat man als gangbaren Ausweg vorgeschlagen).

Wie die wider ihren Willen unverheiratet bleibenden Frauen das Problem, das sich aus ihrem Wunsch nach Geschlechtsverkehr und Liebe ergibt, lösen können oder müssen, ist für jede von ihnen eine Lebensschwierigkeit an sich. Daß sie den Trieb zur Befriedigung ihres Mutterinstinkts — praktisch gesprochen und ungewollte Ereignisse nicht mitgerechnet — gewöhnlich nur erfüllen können, indem sie diesen Instinkt auf andere Geschöpfe statt auf eigene Kinder richten, oder indem sie, wenn das unmöglich ist, diesen Trieb vollständig umsetzen, daran läßt sich wohl nicht zweifeln. Sie tun es denn auch, wie wir das überall im täglichen Leben sehen, — im allgemeinen zum großen Nutzen der Gesellschaft und besonders jener, denen diese übertragenen Muttergefühle gelten.

* *

Gehen wir weiter. Da sind die unfruchtbaren Ehefrauen, die in bezug auf den Mutterinstinkt zum großen Teil mit der soeben besprochenen Gruppe gleichgestellt werden können, auch wenn sie, wie leicht ersichtlich, die Mutterlosigkeit meist schwerer empfinden als die Unverheirateten. Haben sie die Hoffnung auf körperliche Mutterschaft aufgegeben, so sehen wir, daß sie für ihre mütterlichen Gefühle — die sie nur ausnahmsweise für mehr als einen verhältnismäßig kleinen Teil auf ihren Gatten konzentrieren können, und nicht in einem mütterlichen Beruf zu verwenden vermögen, weil sie einen solchen Beruf nicht ausüben müssen oder können — einen Ausweg suchen, indem sie sie den Kindern anderer Eltern, oder der Wohltätigkeit widmen. — Die Carità, wie wir sie oben kennengelernt haben, übergeleitet in die Charité — — spricht das nicht ganze Bände?! —

Besonders auch als Tante hat die kinderlose Ehefrau Gelegenheit, in geeigneter Weise ihre mütterliche Sorgfalt zu betätigen, obwohl die unverheiratete Tante meistens von ihren kinderreichen Schwestern vorgezogen wird, da sie nicht wie die verheiratete durch Gatten und eigenen Haushalt in ihrer

Freiheit beschränkt wird. In diesem Sinn ist dann auch die Unverheiratete die Tante kat'exochen. Wir sehen nicht selten, wie ihr Wunsch, mütterliche Liebe und Sorgfalt zu schenken und ein wenig kindliche Zuneigung im Tausch dafür zu empfangen, ärgerlich mißbraucht wird. Aber doch ist dieser Tantenberuf, zu dem gewöhnlich die unverheirateten Frauen, die keinen wirklichen Beruf ausüben, ausersehen werden, für manche von ihnen eine wahre Erfüllung. Als Beruf betrachtet, ist er aber gewöhnlich einer, der durch die Arbeitgeber mit sehr wenig Dank und mit noch weniger materiellen Gegenleistungen belohnt wird.

* *

Als letzte Gruppe von Frauen, bei denen die Möglichkeit, ihren Mutterinstinkt zu befriedigen, nicht mit ihrem Erfüllungswunsch in Einklang gebracht werden kann, haben wir die der „alten Frauen" zu betrachten.

Mit dem Aufhören der Eierstockstätigkeit — es gibt Biologen, die das den „physiologischen Tod" der Frau nennen — schwindet die Aussicht auf eine erneute Mutterschaft schon in einem Lebensalter, in dem die Muttergefühle noch lange nicht aufgehört haben. Wer nach der „biologischen Tragödie der Frau" sucht, kann sie noch am ehesten auf dieser Grundlage konstruieren, obwohl auch hier die entscheidenden Merkmale für das typisch Tragische fehlen.

Sicher können aber aus jenem Gegensatz große psychologische Schwierigkeiten für die Frau entstehen, und zwar um so größere, wenn, wie das häufig der Fall ist, die Kinder, die sie als verhältnismäßig junge Frau zur Welt gebracht hat, inzwischen selbständig geworden sind, und sie in späteren Jahren keine Kinder mehr bekommen hat.

Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen die Muttergefühle dauernd auf die ursprünglichen Objekte, die selbständig gewordenen Kinder, gerichtet bleiben. Das kann zu sehr schönen Beziehungen führen, aber auch zu bedenklichen Konflikten, und zwar zu äußeren, nämlich mit dem Gegenstand der Mutterliebe selbst, wie auch zu inneren. Diese Gefahr besteht erst recht, wenn ein Dritter hineinspielt, der auf die Zuneigung des „Kindes" mehr Anspruch erhebt und besitzt als die Mutter, mit anderen Worten, wenn ein Schwiegersohn oder eine Schwiegertochter auftritt. Dann wird die Mutter zur Schwiegermutter, die, wenn sie Takt und Einsicht hat, im Gemahl ihres Kindes ein neues Objekt finden kann, dem sie ihre Mütterlichkeit zu widmen vermag, die aber, wenn dieser Takt und diese Einsicht fehlen und Wille zur Macht zusammen mit Ressentiment an ihre Stelle treten, sich in die mehr oder weniger böse Schwiegermutter umwandeln kann, von der das Leben, die Literatur und die Witzblätter so viel zu erzählen haben.

Die geeignetsten Objekte zur Betätigung der Muttergefühle der „alten“ Frau sind die Enkel. Das ist so klar, daß wir nicht viel darüber zu sprechen brauchen. Die taktvolle und verständige Großmutter ist ein Glück für manche Familie, und sie selbst findet in der Mutterliebe, die sie noch einmal wieder verschenken kann, und in der Liebe kleiner Kinder, die nach so langer Zeit zu empfangen ihr wieder vergönnt ist, neuerlich die volle Befriedigung ihres stets ungeschwächten Mutterinstinktes und eine wohltuende Erinnerung an jüngere Jahre.

Eine weitere Möglichkeit, die sich der Matrone bietet, ihre Muttergefühle in einer ihr Befriedigung schenkenden Weise zu verwerten, ist die, eine mütterliche Freundin für einzelne jüngere oder auch ältere Menschen zu sein, für die sie eine wahrhafte Stütze werden kann. Die mütterliche Freundin hat in manchem Leben eine große und segensreiche Rolle gespielt und könnte das in noch viel mehr Fällen tun.

* * *

Es ist bei weitem nicht immer möglich, die mütterlichen Gefühle, deren natürlicher Verlauf durch die Umstände behindert ist, in andere zur Befriedigung führende Bahnen zu leiten, weil oft keine geeigneten Objekte dafür zu finden sind oder weil Zeit und Gelegenheit fehlen, sich jener Ableitung zu widmen. Kann die Frau in ihrer näheren oder ferneren Umgebung nicht die Möglichkeit finden, diese Gefühle in Taten umzusetzen, und bietet sich ihr dazu auch keine Aussicht durch das Ausüben eines mütterlichen Berufes (Krankenschwester, Kinderfräulein, verschiedene Arten sozialer Arbeit usw.) oder durch eine genügend intensive Tätigkeit auf dem Gebiet der Wohltätigkeit, so bleibt ihr nichts anderes übrig, als dieses Gefühl durch einen Sublimierungsprozeß gänzlich umzusetzen.

Das ist aber gar nicht so leicht. Für manche Frau ist es selbst bedeutend schwieriger, den Hang zur Befriedigung des Mutterinstinktes zu sublimieren als den Geschlechtstrieb. Gelingt es ihr nicht, diesem Hang auf irgendeine Weise einen Ausweg zu eröffnen oder ihn (ausnahmsweise) zu unterdrücken, so kann er zu einer Art Zwangsvorstellung werden, zu Grübeleien und tiefer Niedergeschlagenheit, oder durch Verdrängung zu neurotischen Erscheinungen führen.

Eine solche Verdrängung haben wir bereits früher kennengelernt, und wir werden diesem Begriff auch später noch begegnen. Besonders weil die Verdrängung von großer Bedeutung ist, weil sie bei so vielen Menschen zu Krankheitserscheinungen von seiten des Nervensystems

(Neurosen) führt, wollen wir einen Augenblick bei ihr verweilen und sehen, was z. B. Stekel in seinen „Nervösen Angstzuständen" darüber sagt. (Wir werden ihm dabei jedoch nicht immer Wort für Wort folgen.)

Man darf das einfache Vergessen unwichtiger Eindrücke nicht verwechseln mit der Verdrängung, die immer eine Unlustempfindung voraussetzt. Das Vergessen, das auf Verdrängen beruht, ist ein aktiver psychischer Prozeß, im Gegensatz zum gewöhnlichen Vergessen.

Bei der Verdrängung bleibt der Affekt (hier ungefähr: Gemütsbewegung von solcher Intensität, daß ihre Auswirkung nicht genügend beherrscht zu werden vermag) in voller Kraft bestehen; bloß ist er aus dem Bewußtsein nach dem Nebenbewußtsein oder nach den Sphären, die ans Unbewußte grenzen, verschoben (Affektverschiebung). Dieses Verbergen des Affektes macht ihn unangreifbar. Unter Verdrängung verstehen wir ein scheinbares Vergessen, wenn wir infolge von Unlustgefühlen an eine bestimmte Vorstellung nicht denken wollen. Die vollkommene Verdrängung eines eindrucksvollen Ereignisses, eines Impulses, einer Phantasie, sehen wir (relativ) selten. Je stärker der Affekt ist, um so schwieriger ist die Verdrängung; gelingt sie dann doch, so kann man von einer gelungenen Verdrängung, einer Unterdrückung sprechen. Die Neurosen entstehen durch eine mißlungene Verdrängung. Der Affekt wird nicht ausgeschaltet, doch verschoben. Die Symptome sind dann ein Kompromiß zwischen Affekt und Verdrängung.

Die Unterdrückung aber macht das psychische Material, um das es sich handelt, wertlos; folglich wird sie niemals die Ursache einer Neurose.

Im Gegensatz zu Freud, der eine wirkliche Amnesie, ein „Nicht-sehen-können" annimmt, ist Stekel der Meinung, daß es bei der Verdrängung — die also nicht mehr als eine mißlungene Verdrängung ist — um ein „Nicht-sehen-wollen" einer Vorstellung geht, die nur aus dem Bewußtsein nach dem Nebenbewußtsein verdrängt (verschoben) ist.

Kurz ausgedrückt bedeutet also „Unterdrückung" eine (relativ selten) völlig gelungene Verdrängung, ein (auf aktivem Wege erreichtes) wirkliches Vergessen; und „Verdrängung" im hier gebrauchten Sinn nur ein scheinbares Vergessen[1]).

* * *

[1]) Freud selbst, der Meister, der uns die Einsicht in alle diese Dinge verschaffte, spricht nur von gelungener oder mißlungener Verdrängung; für den Gebrauch im täglichen Leben scheint es mir aber deutlicher, „Unterdrückung" und „Verdrängung" einander gegenüberzustellen.

Man kann indessen die Frage aufwerfen, ob die Muttergefühle der Frau wirklich allgemein so stark entwickelt sind wie in den obenstehenden Ausführungen angenommen wurde. Die Zeichen, die darauf hinzuweisen scheinen, daß in unserer Zeit die Mutterschaft mehr und mehr in Mißkredit gerät, erwecken in dieser Hinsicht begreifliche Zweifel.

Dieser Mißkredit der Mutterschaft bei den Frauen ist aber insofern nur scheinbar, als er lediglich die Gesamtzahl der zur Welt gebrachten Kinder betrifft. Die Zahl der Kinder, die durchschnittlich von verheirateten Frauen geboren werden, ist heute unstreitig viel kleiner als früher, wozu sowohl die bei vielen stattgefundene Veränderung der ethischen Begriffe als die Verbesserung der verfügbaren technischen Hilfsmittel zur Verhütung der Schwangerschaft beigetragen haben. Die Zahl der Frauen jedoch, die im Prinzip k e i n e Kinder haben wollen, ist, so weit sich das schätzen läßt, heute wohl nicht viel geringer als früher.

* *

Im übrigen ist es sicher, daß es, seien es auch verhältnismäßig sehr wenige, Frauen gibt und vermutlich immer gegeben hat, die eine so starke Abneigung gegen die Mutterschaft empfinden, daß sie aus diesem Grund nicht heiraten wollen, oder — wenn sie, ohne entsprechend nachzudenken, doch verheiratet sind, bzw. ihren Widerwillen gegen das Mutter-werden erst später entdeckt haben — die ihnen durch den natürlichen Verlauf der Dinge auferlegte Mutterschaft als großes, ihnen durch den Gatten angetanes Unrecht empfinden.

Ich kenne einzelne solcher Frauen aus meiner Praxis. Dabei meine ich nicht jene, die homosexuell veranlagt sind oder zu einem deutlich intersexuellen Typus gehören, sondern einige „echte" Frauen mit ausgeprägten weiblichen Körpermerkmalen, gut entwickelten Genitalien, typischer Beckenform, regelmäßiger Menstruation, normalen Schwangerschaften und selbst auffallend leicht verlaufenden Entbindungen sowie ausgezeichnetem Stillvermögen.

In ihren psychischen Eigenschaften unterscheiden sie sich (vom Mütterlichen abgesehen) nicht wesentlich von anderen Frauen; ihr Annäherungstrieb ist normal; die Anziehung, die sie auf Männer ausüben, sicherlich nicht unter dem Durchschnitt. Die Komponente des Geschlechtstriebs, die wir als Entspannungstrieb kennengelernt haben, trägt im Wesen denselben Charakter wie bei den meisten Frauen unserer Rasse: wenn der Mann ihre Gefühle in entsprechender Weise wachzurufen versteht und beim Geschlechtsverkehr dem Ablauf dieser Gefühle genügend Rechnung trägt, dann sind diese Frauen, ohne sich auf die Dauer besonders temperamentvoll zu zeigen, auch in

dieser Hinsicht als normal und deshalb als gute Partnerin anzusehen. Unter zwei Bedingungen allerdings: daß die Möglichkeit einer Schwangerschaft ausgeschlossen ist — denn die Furcht davor beherrscht ihr ganzes Geschlechtsleben, und sie vermögen unter keinen Umständen zum Orgasmus zu kommen, wenn sie nicht glauben, von der Ausschaltung jener Möglichkeit versichert zu sein —; und daß der Groll gegen den Mann, der eine frühere Schwangerschaft verursacht hat, nicht überwiegt.

Ist eine solche Frau einmal schwanger, dann nimmt sie die sich daraus ergebenden Verpflichtungen gegen das Kind sehr ernst. Ich habe sie niemals zum Abtreiber gehen sehen; niemals Mühe gehabt, durchzusetzen, daß ein hygienischer Rat, den ich ihr in Hinsicht auf das ungeborene Kind gegeben habe, befolgt wurde; und nie erlebt, daß das Stillen des Kindes verweigert wurde.

Dieses besonders starke Pflichtgefühl kann damit erklärt werden — und diese Frauen erklären es auch tatsächlich so —, daß sie das Entstehen des Kindes auch als ein Unrecht gegen dieses selbst empfinden, so daß sie sich verpflichtet fühlen, ihm wenigstens einen möglichst gut entwickelten und widerstandsfähigen Körper auf seinen Lebensweg mitzugeben.

Der pessimistische Standpunkt, den diese Frauen der Fortpflanzung gegenüber einnehmen, ist um so seltsamer, als sich im übrigen gar keine auffallend melancholische Lebensauffassung zeigt, und in den Fällen, die ich gesehen habe, auch nichts vorlag, was auf eine bestimmte solche Prädisposition hingewiesen hätte.

Bei diesen Frauen sind alle Äußerungsformen der Muttergefühle deutlich weniger entwickelt als bei der Frau im allgemeinen, obwohl jene Gefühle — im Gegensatz zu dem völlig fehlenden Instinkt, Mutter werden zu wollen — tatsächlich vorhanden sind, wie man immer wieder feststellen kann.

Ob das Fehlen einer so wesentlichen Eigenschaft — wodurch indessen diese Frauen (weil sie stark kompensieren und eine auffallend große Selbstbeherrschung besitzen) nicht verhindert werden, als Mensch, als Gattin, sogar als Mutter ausgezeichnete Qualitäten zu bewähren, — nicht doch auf einem gewissen männlichen Einschlag in ihrer Seele beruht? — Ich halte das für wahrscheinlich, wenn auch eine solche Erklärung mich nicht ganz befriedigt.

Wir werden später diesen männlichen Einschlag bei der Frau und den weiblichen beim Mann noch zu besprechen haben. Stehen in den vorliegenden Fällen die weiblichen Charakterzüge auch so sehr im Vordergrund, daß es niemand einfallen wird, von „männlichen Frauen“ zu sprechen, so fallen doch einzelne männliche Eigenarten an diesen Frauen auf, nämlich die knabenhaften Spiele und Unarten in der Jugend (auch wenn dabei weder

Brüder noch Freunde die Anführer sind), verbunden mit einer geringen Neigung zu Puppen und zu anderen „mütterlichen" Spielen; und die Vorliebe für männlichen Sport bei den Erwachsenen.

Ich habe mich bei dem hier besprochenen Charakter etwas länger aufgehalten, weil dieser psychische Defekt sonst völlig normaler Frauen an sich interessant genug ist, um ihn näher zu betrachten. Überdies glaubte ich im Verlauf meiner Darlegungen die Tatsache, daß die Mütterlichkeit doch nicht bei a l l e n Frauen voll entwickelt ist, erwähnen zu müssen. Ich wiederhole aber, daß es sich hier um eine relativ seltene Erscheinung handelt.

* *

Von diesen Fällen abgesehen ist das Fehlen der Mütterlichkeit in der Seele der „modernen Frau" tatsächlich nichts als Schein. Denn die Mütterlichkeit existiert trotz dieses Scheins auch dort, wo sie nur einzelnen Kindern gilt; auch dort, wo sie bei verheirateten Frauen teilweise oder auch gänzlich in andere als die von der Natur angegebenen direkten Bahnen geleitet wird. Mag sie auch mehr als früher mit teilweiser Sublimierung verbunden sein, mag sie (wenn auch selten) sogar völlig umgesetzt werden, — die Mütterlichkeit ist noch immer die wesentlichste der weiblichen Eigenschaften. Wer zu sehen und zu durchschauen versteht, der kann sie überall um sich her gewahren. Und dort, wo sie aus Mode, Dekadenz, Genußsucht tatsächlich v e r d r ä n g t wird, dort sieht man ebenso, wie sich diese Verdrängung früher oder später schwer rächt. Denn eine mehr als zeitweise U n t e r d r ü c k u n g der Mütterlichkeit ist, praktisch gesprochen, unmöglich.

* *
* * *

Mutterschaft bedeutet, sich selbst für die folgende Generation, also für andere, aufzuopfern; bedeutet, für andere sorgen, für andere denken, — eigenes Wohlsein, eigenes Glück nur im Wohlsein, im Glück der anderen finden. Es ist überflüssig, das auseinanderzusetzen; wir sehen es täglich, — in allem was da lebt. Es kann auch nicht anders, es m u ß so sein; denn es ist eine Notwendigkeit für die Art, die unmittelbar aussterben würde, wenn die weiblichen Artgenossen diese Forderung nicht erfüllen würden.

Die Mutterschaft versetzt das e i g e n e I c h in die Kinder, und die Mütterlichkeit — welche die Neigung, der Hang ist, die mütterlichen Gefühle, die mütterlichen Sorgen auf alles auszudehnen, was Mutterliebe braucht, und dafür Neigung von jenen zu empfangen, die mit all dieser Sorgfalt und Liebe bedacht werden — kann ihre Befriedigung nur finden i n a n d e r e n.

Auch wenn die Frau eine Egoistin ist, im Übermaß sich selbst sucht, nur ihr eigenes Wohlgefühl erstrebt, so kann sie das nur in und durch andere finden. Sträubt sie sich dagegen, verdrängt sie die ihr angeborene Mütterlichkeit, sucht sie ihr Glück nur in sich selbst allein, so wird sie es nicht finden, weil sie ihr tiefstes Wesen verkennt.

Denn die *Alterozentrizität* ist ein Hauptmerkmal der *Frau*, so wie die *Egozentrizität* eine Grundeigenschaft des *Mannes* ist.

Kapitel VII

Der Gegensatz von Männlich und Weiblich

DRITTER TEIL

Sexualphysiologische Unterschiede und ihre psychologische Bedeutung

Bevor wir jetzt alles, was wir bisher über männliche und weibliche Eigenschaften mitgeteilt haben, zusammenfassen und Mann und Weib in ihren wesentlichen Qualitäten einander gegenüberstellen, wollen wir uns zuerst an einige sexualphysiologische Unterschiede, die wir im ersten Band kennengelernt haben, erinnern. Denn das sind sehr wichtige Faktoren im ehelichen Leben, und es ist für die Harmonie der Gatten von größter Bedeutung, daß sie Einsicht in diese Unterschiede haben und die nötigen praktischen Folgerungen daraus ziehen. Gelingt es ihnen nicht, diese Einsicht zu erhalten, oder unterlassen sie es, sich danach einzurichten und ihre geschlechtlichen Beziehungen den bestehenden Unterschieden anzupassen, dann bilden oft gerade diese den Ausgangspunkt für das Entstehen der ehelichen Abneigung. Und zwar um so eher und um so mehr, als diese Unterschiede im Gegensatz zu jenen, die zwischen den rein-psychischen männlichen und weiblichen Eigenschaften bestehen, nicht relativ, sondern im wesentlichen absolut sind.

* * *

Die Tatsache, daß die volle geschlechtliche Potenz (übrigens auch die seelische Reife) beim Mann entschieden später eintritt als bei der Frau, ist in unserer Gesellschaft für die Ehe kaum von großer Bedeutung; denn die Zahl der jungen Männer, die vor jenem Zeitpunkt — etwa vor ihrem 24. Jahr — heiraten, ist verhältnismäßig klein. Trotzdem muß dieses relativ späte Eintreten der v o l l e n Geschlechtsreife schon jene zur Vorsicht mahnen, welche die Lösung des „Sexualproblems des jungen Mannes“ in einer frühen Heirat suchen zu müssen glauben.

* *

Auch daraus, daß die Dauer der Geschlechtsreife bei beiden Geschlechtern wesentlich verschieden ist, brauchen sich keine Schwierigkeiten zu ergeben. Wenn auch die Fortpflanzungsfähigkeit bei der Frau viel früher aufhört als beim Mann, so veranlaßt das doch keine Beschwerden, weil in einer Ehe, in der sich die Frau schon der Menopause nähert, gewöhnlich kein Verlangen nach Schwangerschaft mehr kennbar wird. Und da die Eignung zum Geschlechtsverkehr ebenso wie die Bereitschaft dazu bei einer

Frau, die regelmäßig geschlechtlichen Umgang ausgeübt hat und ausübt, noch lang nach dem Aufhören der Eierstockstätigkeit bestehen bleiben kann, so wird die eheliche Harmonie auch von dieser Seite nicht bedroht; wenigstens dann nicht, wenn der Mann, wie das gewöhnlich der Fall ist, ein paar Jahre älter ist als die Frau.

In der Regel sind in dieser Hinsicht die Aussichten auch dann noch nicht eigentlich schlecht, wenn beide Gatten ungefähr gleich alt sind. Aber wenn das Verhältnis der Lebensalter umgekehrt ist, dann kann dieser physiologische Unterschied mit allen seinen Begleitumständen auf die Dauer zu bedenklichen Folgen für das Eheglück führen, — wenn er auch zu solchen Folgen nicht führen muß.

* * *

Viel wichtiger für das Verhältnis der Gatten wird manchmal der Unterschied zwischen der Potenz des Mannes und den geschlechtlichen Fähigkeiten der Frau. Die Frau, die beim Coitus kein Ejakulat abgibt, dessen Produktion bedeutende Anforderungen an den Körper stellt, kann ebendeshalb während einer bestimmten Zeit tatsächlich viel öfter zum Orgasmus kommen als der Mann, so daß man sagen kann, daß ihre Geschlechtskraft — genügende Reizung vorausgesetzt — wesentlich größer ist als die seine. Ist mit dieser großen Potenz ein gleich großes Verlangen nach Geschlechtsverkehr verbunden, so kann das zur Folge haben, daß an den Mann in dieser Hinsicht Forderungen gestellt werden, die er nicht unausgesetzt zu erfüllen vermag, ohne daß dabei seine Gesundheit und besonders sein geistiges Leistungsvermögen Schaden nehmen. Es ist begreiflich, daß dieser Unterschied in der Sexualkraft sowohl auf direktem wie auf indirektem Wege eine Entzweiung herbeiführen kann.

Ein solches relativ (nämlich im Verhältnis zum Gatten) überstarkes Verlangen nach Geschlechtsverkehr kommt aber in unseren Breiten praktisch bei nicht gar so vielen Frauen vor, — mag es auch weniger selten sein als man glaubt.

* *

Hingegen findet man häufig den Gegensatz hiervon als Ausgangspunkt der ehelichen Abneigung. Wir müssen es sogar als wahrscheinlich betrachten, daß die Enttäuschungen, die sich für b e i d e Gatten aus einem Mißverhältnis auf diesem Gebiet ergeben, den gewöhnlichen Anlaß zur Entfremdung bilden, — sei es nun, daß diese Enttäuschungen in bewußter Weise erlebt werden, oder aber, daß man sie nicht einmal als solche erkennt.

Wir wissen, daß man dabei unter normalen — also nicht-pathologischen — Umständen von einem Unvermögen der Frau, den Coitus auszuüben,

richtiger: die Begattung zuzulassen, gar nicht sprechen darf. Denn eine diesbezügliche Fähigkeit besteht, von Ausnahmezuständen abgesehen, jederzeit.

Wir wissen aber auch, daß eine Frau, die den Geschlechtsverkehr nur duldet, ohne an ihm wirklich Anteil zu nehmen, früher oder später einen mehr oder weniger starken Widerwillen dagegen empfindet. Und es ist uns ebenso bekannt, daß ein derartiger Coitus auch dem Mann nur eine sehr relative Wunschbefriedigung zu schenken vermag, oder, was auf dasselbe hinauskommt, daß er hauptsächlich nur Enttäuschung bei ihm hervorruft, — eine Enttäuschung, die bei einem in dieser Hinsicht sensiblen Mann so heftig sein kann, daß eine plötzliche Verkehrung seiner Gefühle stattfindet und ein jäher Haß in ihm auflodert. Erlischt auch dessen Flamme sogleich, so sind doch die Unlusteindrücke, die ein solcher Coitus bei den beiden Partnern hinterläßt, so nachhaltig, daß sie ein anfänglich rasch vorübergehendes, später (infolge der ständigen Wiederholung des psychischen Traumas, das ein Beischlaf dieser Art für beide Gatten tatsächlich bedeutet) andauerndes und immer stärker werdendes Gefühl von Ressentiment oder Rankünе verursachen, das sich mit der im Entstehen begriffenen chronischen erotischen Abneigung verbindet.

* * *

Das hier besprochene Mißverhältnis, das häufig, nach manchen Autoren sogar sehr häufig vorkommt, wird gewöhnlich der weiblichen Frigidität (zu deutsch: mangelhafte geschlechtliche Empfindungsfähigkeit, auch Geschlechtskälte genannt) zugeschrieben.

Wenn der Tadel der Feministen, daß die Männer, die über Frauen schreiben, sie deshalb falsch beurteilen, weil sie das Wesen des Mannes als allein gültigen Maßstab nehmen und darnach das Wesen der Frau bemessen, statt für Männer einen männlichen, für Frauen einen weiblichen Maßstab zu benützen, — wenn dieser oft mit Recht erhobene, aber auch maßlos und tendenziös übertriebene Verweis jemals einem wirklichen und verhängnisvollen Unrecht gegolten hat, dann ist das wohl hier der Fall.

Die Frigidität der Frau wird und wurde nicht nur als ein häufiger Zustand beschrieben, sie wird auch als ein Minderwertigkeitssymptom, als eine mehr oder weniger krankhafte Erscheinung betrachtet.

Nun kann sie ja zweifelsohne pathologisch sein. Darüber hat man Bücher, viele Bücher, neben wertlosem Zeug auch verschiedene gute und kluge Bücher, die man nicht alle aufzählen kann [1]), geschrieben. Ausführlich auf das ganze

---

[1]) Ich nenne nur die von Otto Adler, Die mangelnde Geschlechtsempfindung des Weibes, 3. Auflage, Fischers Med. Buchhandlung, Berlin, 1919; W. Stekel, Die Geschlechtskälte der Frau, 3. Aufl., Urban & Schwarzenberg, Wien, 1927; K. Friedländer, Die Impotenz des Weibes, E. Bircher, Leipzig, 1921 (mit ausführlicher Literaturangabe).

Thema einzugehen, ist unmöglich. Wir werden uns also auf einzelne für uns besonders wichtige Punkte beschränken müssen. Als solchen erwähne ich zuerst das Vorkommen geschlechtlicher Gefühllosigkeit als neurotisches Symptom infolge Verdrängung völlig andersartiger Affekte, wie wir das im vorigen Kapitel kennengelernt haben. Insbesondere sei auf die Tatsache hingewiesen, daß ein — begründetes oder unbegründetes — Schuldgefühl mit Vorliebe in diesem Sinn durchbricht, weil nämlich (wie H. Hofstätter im Handwörterbuch der Sexualwissenschaften, S. 585, bemerkt) hinter dem „ich kann nicht" in solchen Fällen meistens ein nichtbewußtes „ich will nicht" verborgen ist.

* *

Speziell vermag das mit der Furcht vor Entdeckung verbundene Schuldgefühl, das sich aus der Masturbation ergeben kann oder infolge einer Neigung zum eigenen Geschlecht entsteht, in dieser Richtung zu wirken. Auch in anderer Hinsicht macht der Konflikt mit sich selbst, an dem die Masturbantin manchmal leidet, sie für die Ehe ungeeignet. Dementsprechend ist es auch unverantwortlich, einem solchen Mädchen, wie das leider öfters geschieht, zur Ehe zu raten, bevor sie nicht diese schlechte Gewohnheit aufgegeben und den Konflikt ausgetragen hat. Auch wenn sie das allein nicht fertig bringt, so wird es ihr doch fast immer gelingen, wenn ihr ein psychotherapeutisch geschulter Arzt dabei hilft. Daß der psychischen Behandlung eine genaue Untersuchung des Körpers vorausgehen soll, versteht sich von selbst [1]).

* *

Noch weit bedenklicher ist der Versuch, eine homosexuelle Neigung durch die Ehe zu bekämpfen, zumal dann, wenn sie schon zu einem nicht mehr platonischen Verhältnis geführt hat. Die Bindung an das eigene wie die Hemmung dem anderen Geschlecht gegenüber sind psychische Faktoren von so bedeutender Stärke, daß eine solchermaßen veranlagte Frau durch sie wie durch die Gewöhnung an anormale Reize verhindert wird, mit dem Mann zum Orgasmus zu kommen. Das Mißlingen der diesbezüglichen Versuche verstärkt sowohl jene Hemmung wie die unnatürliche Neigung, der circulus vitiosus ist fertig und der Zusammenbruch der Ehe unvermeidlich. Bourdet hat in seiner „Gefangenen" einen solchen Fall auf die Bühne gebracht. Wäre seine Demonstration auch noch überzeugender, wenn man den Eindruck erhielte, daß der Mann, der diesen unvernünftigen und wenig erhebenden Versuch eben doch gewagt hat, auch wirklich seine ganze Kraft in jeder Hinsicht

[1]) Eine lesenswerte Darstellung dieses Themas hat Alice M. Hutchinson in ihrer Arbeit „Masturbation in young girls", The Lancet, 26. Dezember 1925, gegeben.

an dessen Gelingen gesetzt hätte, so kann sie doch dazu dienen, solche Gefangene davor zu warnen, sich und andere nicht so unüberlegten Experimenten auszusetzen.

Häufiger als diese Fälle kommen solche vor, bei denen die geschlechtliche Gefühllosigkeit der Frau gegenüber dem Mann auf einem gewissen Grad von Homosexualität beruht, von dem sie aber auch selbst nichts weiß. Da jedoch bei diesen Frauen der Geschlechtstrieb gewöhnlich nur wenig entwickelt und überdies *nicht gänzlich* invertiert, sondern nach *beiden* Richtungen hin angelegt ist, so kann der Mann seiner Gattin über diese Abnormität hinweghelfen, wenn er sie auf psychischem Gebiet entsprechend zu leiten und ihre sexuellen Wünsche mit geschickter Technik in der guten Richtung zu entwickeln versteht, — wobei meistens jene Abweichung von *ihm* nicht bemerkt und *ihr* nicht bewußt wird. Dazu muß er aber ein Mann sein, der das Nötige *weiß*, und der sich die Mühe geben will, das, was er weiß, auch in Anwendung zu bringen. Stößt er trotzdem auf zu große Schwierigkeiten, so kann er mit guter Aussicht auf Erfolg bei einem geeigneten Arzt Hilfe suchen.

* * *

Entsprechend abgeändert gilt das, was wir hier über einige psychische Ursachen der mehr oder weniger pathologischen Frigidität der Frau gegenüber dem Mann gesagt haben, auch für die sexuelle Gefühllosigkeit des Mannes gegenüber der Frau. Und besonders trifft es für eventuelle homosexuelle Neigungen des Mannes zu.

Vor einem Versuch, eine Neigung zum eigenen Geschlecht durch die Ehe zu bekämpfen, kann man auch den Mann nicht nachdrücklich genug warnen, — ebensogut wie es als unverantwortlich betrachtet werden muß, zu heiraten, wenn irgendeine andere sexuell-perverse Veranlagung vorliegt.

Schwieriger als bei der Frau liegt der Fall dann, wenn beim Mann eine *latente* Neigung zur Homosexualität besteht, und wenn im Zusammenhang damit der normale Geschlechtstrieb zu schwach ist, oder wenn dieser aus anderen Gründen merklich unter dem Durchschnitt bleibt. Diese größere Schwierigkeit ist hauptsächlich darin begründet, daß die sexuelle Gefühllosigkeit des Mannes sich schwerer als die der Frau durch physiologisch-technische Maßregeln ausgleichen läßt, weil ja die Initiative — wenigstens im Anfang — Sache des Mannes ist. Und auch weil die Gefühllosigkeit, sobald sie sich nur einigermaßen ausgeprägt zeigt, mit solchen Störungen der für die normale Ausübung des Coitus nötigen Funktionen verbunden ist, daß der Akt erschwert oder — wenn z. B. absolut keine Erektion eintritt — unmöglich gemacht wird.

* *

Wie bedenklich aber auch die Impotenz des Mannes, besonders in ihren verhältnismäßig oft vorkommenden leichteren Formen, für die Ehe sein mag, so kann ich hier doch nicht versuchen, sie ausführlich zu behandeln. Dazu ist das Gebiet viel zu ausgedehnt und kompliziert. Ich muß sogar darauf verzichten, andere als die angedeuteten Ursachen der geschlechtlichen Unfähigkeit zusammenzustellen; denn ihrer sind zu viele.

Schon eine richtige Einteilung dieser Störungen stößt auf Schwierigkeiten, da eine solche, die wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, Nachteile für die Praxis hat, weil sie gewisse Dinge, die praktisch nicht zueinander passen, vereinigt und andere, die zusammengehören, trennt [1]). Besonders im Hinblick auf die Praxis ist eine Einteilung besser, bei der die Impotenz auf genitaler Grundlage jener gegenübergestellt wird, die in Störungen der sexuellen Fähigkeit bei normalem Befund der äußeren Geschlechtsorgane besteht. Die zweite Gruppe kann dann weiter geteilt werden, so daß ein Unterabschnitt die funktionell nervösen und psychischen Potenzstörungen vereinigt, während ein anderer die durch Allgemeinerkrankungen verursachte Verringerung der sexuellen Kraft umfaßt. Bei einer solchen Einteilung bildet die durch perverse Neigungen herbeigeführte Impotenz wiederum eine eigene Gruppe [2]).

Ich wollte das alles nicht unerwähnt lassen, weil es wenigstens e t w a s Einblick gibt in die zahlreichen Entstehungsursachen der Impotenz bzw. der Frigidität des Mannes.

Wie ich aber schon gesagt habe, — wir können uns an dieser Stelle nicht bei diesem Thema aufhalten, so daß ich mich damit begnügen muß, darauf hinzuweisen, daß die mangelhafte Potenz des Mannes (besonders auch in der häufigen Form einer reizbaren Schwäche, bei der die Ejakulation viel zu schnell eintritt, und ebenso als einfache Frigidität) viel öfter als man glauben möchte, zum Ausgangspunkt der ehelichen Abneigung wird.

* *

Wenn ich nun noch daran erinnert habe, daß sowohl beim Mann wie bei der Frau der Geschlechtstrieb in hohem Maße von hormonalen Einflüssen (vor allem von der Wirkung der inneren Sekretion der Geschlechtsdrüsen) abhängig ist, und in Verbindung damit auf die Bedeutung des Infantilismus hingewiesen habe, so kann ich diese kurzen — notwendigerweise viel z u kurzen — Bemerkungen über den Mangel an Potenz und über die patho-

---

[1]) Das gilt z. B. für das von H i r s c h f e l d aufgestellte Schema, das eine zerebrale, eine spinale und eine genitale Form der Impotenz unterscheidet und also mangelhaften Geschlechtstrieb — was ich im vorigen als geschlechtliche Gefühllosigkeit (Frigidität) erwähnt habe —, fehlende oder ungenügende bzw. zu kurze Erektion und Ejakulation, und mechanische Störungen auseinanderhält.

[2]) Nach F ü r b r i n g e r (in M a r c u s e, l. c. S. 572).

logische oder ans Pathologische grenzende Frigidität mit der Meinungsäußerung beenden, daß solche Störungen beim Mann sehr sicher nicht weniger oft, um nicht zu sagen öfter vorkommen als bei der Frau.

* * *

Ganz anders steht es — und hier kommen wir zum Ausgangspunkt der vorhergehenden Betrachtung zurück — mit dem, was man physiologische Frigidität nennen kann. Diese besteht darin, daß die Frau, die in das aktive Geschlechtsleben eintritt, erst allmählich lernt, sexuelle Lustgefühle von solcher Intensität zu erleben, daß sie in gleichem Maß wie ihr Mann Genuß am Geschlechtsverkehr empfindet und nach seiner Wiederholung verlangt. Die physiologische Frigidität besteht weiter darin, daß die Reizung während des Coitus bei der auf diesem Gebiet noch nicht sehr erfahrenen Frau in der Regel wesentlich langsamer verläuft als beim Mann, so daß sie, wenn der Gatte diesem Umstand nicht Rechnung trägt, gar nicht zum Orgasmus kommt, weil eben die Reaktion bei ihm abgelaufen ist, bevor und ehe ihr die für das Zustandekommen ihrer Reaktion notwendigen Reizungen zuteil geworden sind.

Es ist klar, daß sich daraus ein Gefühl der Unbefriedigung ergibt, und daß dieses — wenn nicht nach einer relativ kurzen Zeit eine auf Übung beruhende Anpassung der Reizung der Frau an die des Mannes eingetreten ist, oder wenn nicht umgekehrt das Vorgehen des Mannes den manifest gewordenen Bedürfnissen der Frau angepaßt wurde — infolge ständiger Wiederholung chronisch wird. Dieses Mißverhältnis führt nicht nur Störungen von seiten der Geschlechtsorgane herbei, die als Folge der Tatsache auftreten, daß die stets wiederholte Reizung ohne natürliche Reaktion bleibt (und die gleichfalls nicht unterlassen, auf die Psyche zurückzuwirken), sondern es übt auch einen direkten schlechten Einfluß auf den Seelenzustand der Frau aus. Dabei fühlt sie sich durch die Tatsache, daß sie den Coitus, der ihr nichts als Enttäuschungen und unangenehme Gefühle bringt, doch jedesmal aufs neue erdulden muß, bewußt oder unterbewußt mehr oder weniger erniedrigt, manchmal sogar zu einem Instrument herabgewürdigt, das der Mann bloß gebraucht, um sich Lustgefühle zu verschaffen.

Nach unseren früheren Erläuterungen läßt sich die weitere Entwicklung denken; außerdem ist sie zum guten Teil schon im zweiten Kapitel skizziert.

Fürs übrige ist die so entstehende Abneigung schon dadurch doppelseitig, daß der Mann diese physiologische Frigidität seiner Frau als eine Abnormität, als eine Minderwertigkeit betrachtet. Mit Unrecht jedoch, wie ich schon sagte, wenigstens in der Hauptsache mit Unrecht. Denn diese Frigidität ist nur nach dem männlichen Maßstab gemessen. Und dieser paßt nicht, weil ja Mann und Frau in bezug auf die Geschlechtsgemeinschaft, also

auf den Fortpflanzungsakt, als gleichwertig zu betrachten sind, da sie beide den Naturgesetzen zufolge an diesem Akt mit vollständigen Reaktionen teilnehmen müssen. Mit ebensoviel, dem Naturgesetz entnommenem Recht kann die Frau den Verlauf ihrer geschlechtlichen Reaktion beim Coitus als Norm aufstellen, weil es für das Zustandekommen einer Befruchtung als günstig angesehen werden muß, daß auch sie den Orgasmus erreicht. Und nach diesem ihrem Maßstab messend, könnte sie dem Mann Minderwertigkeit vorwerfen, weil sich bei ihm auf Grund seiner physiologischen Ejaculatio praecox, seiner (von ihrem Standpunkt aus betrachtet) verfrühten Ejakulation, eine gewisse Impotenz nachweisen ließe, — eine Impotenz, die sie in Anbetracht der wesentlich größeren Leistungsfähigkeit auf geschlechtlichem Gebiet, die sich bei erfahrenen Frauen findet, auch von diesem Standpunkt aus gesehen und ihren Maßstab anlegend feststellen könnte.

Man verstehe mich richtig: es wäre meiner Meinung nach völlig verfehlt, von einer männlichen Unzulänglichkeit in dieser Hinsicht zu sprechen. Ich halte es aber für ebenso unrichtig, die anfängliche weibliche Frigidität als eine Minderwertigkeit zu betrachten. Und ich habe durch dieses Beispiel der Veränderung des Maßstabes nur auf die Unrichtigkeit dieser Ansicht, die für die Harmonie der Ehe sehr schädlich werden kann, hinweisen wollen.

Zwischen Mann und Weib besteht auch in dieser Hinsicht der prinzipielle Unterschied der Energieanlagen, den wir schon bei den geschlechtlichen Urwesen, den Fortpflanzungszellen, angetroffen haben, und den wir jeweils wiederfinden. Das Weibliche kommt erst durch Einwirkung des Männlichen zur Betätigung und Entfaltung. Das gilt auch für das geschlechtliche Fühlen. Das gilt sogar hier erst recht. Und von der Unzulänglichkeit der Frau (im Sinn einer Minderwertigkeit — nach dem einzig richtigen Maßstab des eigenen Geschlechts gemessen —) kann in dieser Hinsicht erst gesprochen werden, wenn sie ihre anfängliche relative Gefühllosigkeit beibehält, nachdem sie genügend Gelegenheit zur Entfaltung ihrer sexuellen Wünsche und Fähigkeiten gehabt hat. Hingegen muß es als Unzulänglichkeit (im obigen Sinn) des Gatten betrachtet werden, wenn er sich nicht fähig oder bereit zeigt, seiner Frau durch Anpassen seines Verhaltens an die durch ihre Reaktionsmöglichkeit gestellten Ansprüche eine genügende Gelegenheit zur Entwicklung ihrer sexuellen Gefühle und Fähigkeiten zu verschaffen.

„Wie die Frau erst durch den Mann zum Weibe wird, so muß sich auch der Mann an der Frau als Mann bewähren [1]).“

* *

* * *

---

[1]) Von Hans v. Hattingberg (a. a. O.) ganz allgemein über die Beziehung zwischen Mann und Frau gesagt, aber auch seiner Auffassung nach speziell in dem hier gemeinten Sinn passend.

Außer den Unterschieden, die zwischen Mann und Frau in den Geschlechtsgefühlen und mit Beziehung zu ihren sexuellen Fähigkeiten bestehen, gibt es solche, die auf der Bedeutung der Vergattung und seiner Folgen für beide Geschlechter beruhen.

In der Tat übt die geschlechtliche Vereinigung im Leben der Frau einen viel größeren Einfluß aus als in dem des Mannes.

Das beginnt schon beim ersten Coitus, der für den Mann in psychischer Hinsicht keine andere als eine episodische Bedeutung hat und, was seinen Körper anbetrifft, eigentlich ganz unwichtig ist, während er für die Frau ein Ereignis darstellt, das sowohl auf die Seele wie auf den Körper einen unauslöschlichen Eindruck ausübt.

Über die seelische Bedeutung des Überganges vom Mädchen zur Frau ließe sich vieles sagen. Wir werden das aber unterlassen, weil es für das Thema dieses Buches nicht sehr wichtig ist. Es sei nur darauf hingewiesen, daß der psychische Übergang nicht wie der körperliche plötzlich stattfindet, sondern erst allmählich, so daß der Gatte auch in dieser Hinsicht ein gewisses verständnisvolles Entgegenkommen bewähren muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, die Gefühle seiner Frau zu verletzen.

Über die Bedeutung, welche die Defloration selbst für die Psyche hat, und darüber, daß sie den Charakter eines Traumas annehmen kann, wenn der erste Coitus mit mehr als gewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden ist, haben wir in der „Vollkommenen Ehe“ und im zweiten Kapitel dieses Buches schon das Nötige gesagt. Wir können noch hinzufügen bzw. daran erinnern, daß auch die normale Defloration durch die Elemente von Unterwerfung, Beschädigung, Schmerz und Enttäuschung, die sie enthält, schon ein gewisses (allerdings meist nur unterbewußt bleibendes) Gefühl von Feindschaft gegen den Mann, der sie ausführt, erweckt; daß sie hingegen und trotzdem auch das — nicht selten starke — Gefühl, durch den deflorierenden Mann glücklich gemacht worden zu sein, bei der Frau hervorruft, das sie dauernd an jenen Mann bindet, auch wenn er nur vorübergehend in ihrem Leben eine Rolle gespielt hat. Und schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß es von dem Charakter der Frau und besonders auch von dem Betragen des Mannes vor, während und in der ersten Zeit nach dem deflorierenden Coitus — von seiner Zartheit, von dem Wert, den er ihrer Hingabe, seinem ganzen Betragen nach, beilegt — abhängt, ob die oben erwähnten positiven oder die negativen Gefühle bei ihr den Sieg davontragen werden; und daß, wenn der Mann sich in und nach diesem für die Frau so bedeutsamen Augenblick taktlos, ja roh beträgt, so feindselige Gefühle bei ihr entstehen können, daß über das Zustandekommen eines unbesieglichen geschlechtlichen Wider-

willens — sei es im allgemeinen, in Form einer pathologischen Frigidität, oder aber als unwiderrufliche eheliche Abneigung — schon bei der Defloration entschieden wird.

* *

Es ist überflüssig, die wichtigen Veränderungen, welche die Frau auf indirektem Wege — besonders unter hormonalen Einflüssen — infolge des Eintretens in das aktive Sexualleben durchmacht, hier nochmals mit den viel unwichtigeren zu vergleichen, die sich daraus beim Mann ergeben. Was darüber zu sagen ist, ist schon im ersten Band enthalten, und für das Entstehen der ehelichen Abneigung ist es von geringer Bedeutung.

* * *

Viel wichtiger sind hingegen die direkten Folgen der naturgemäßen geschlechtlichen Vereinigung: die Resorption von Spermastoffen und die (mögliche) Befruchtung mit allen ihren Folgen. Ich habe diese früher schon so ausführlich besprochen, daß es unnötig ist, sich wieder damit zu befassen. Nichtsdestoweniger will ich auch an dieser Stelle darauf hinweisen, daß sowohl das Auftreten einer unerwünschten als das Ausbleiben einer erwünschten Schwangerschaft relativ oft zu ehelichen Schwierigkeiten Anlaß gibt oder eine schon bestehende Entfremdung verstärkt, sei es nun, daß diese Gefühle anfangs nur von einer Seite — also vom Mann oder von der Frau allein — kommen, oder daß sie von beiden gleichzeitig ausgehen. Wie betrüblich und beschämend es für den Menschen auch sein mag, man kann doch nicht leugnen, daß nicht selten Mann und Frau einander in dieser Hinsicht Vorwürfe, und manchmal gar nicht so sanfte Vorwürfe, machen!

* *

Durch die Spermaresorption wird der ganze Körper der Frau mit vom Mann herstammenden Stoffen durchsetzt, während umgekehrt von einer solchen Wirkung auf den Mann keine Rede ist. Bei jeder auf natürliche Weise verlaufenden Paarung erfährt die Frau eine Beeinflussung, die in verschiedener Hinsicht an jene denken läßt, die im Körper durch Einspritzung einer kleinen Menge Serum hervorgerufen wird. Die Dauer dieser Einwirkung läßt sich nicht abschätzen; kurz kann sie aber sicher nicht sein. Ob sie so stark nachwirkt, daß sie imstande ist, das Kind, das durch einen späteren Coitus mit einem anderen Mann entstehen kann, zu beeinflussen? — Ich habe noch keine feste Meinung darüber. Wer sich für das Problem interessiert, der möge damit anfangen, die außerordentlich interessanten Untersuchungen zu studieren, die der holländische Gelehrte Kohlbrugge in seiner Arbeit „Der Einfluß der Spermatozoiden auf den Uterus,

ein Beitrag zur Telegonie" in der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Heft XII, veröffentlicht hat. Sie wird ihm zu denken geben. Und der Frau, die diese Abhandlung lesen würde, vielleicht noch mehr.

Wie immer das auch sein mag, die Durchtränkung des weiblichen Organismus mit Stoffen, die durch den Mann ausgeschieden und beim Coitus übertragen werden, steht außer Zweifel. Daß diese Durchtränkung für den weiblichen Körper von Bedeutung sein kann, ist ebenso unleugbar. Und daß diese Tatsache für die Frau und den Mann, die ein gewisses psychoerotisches Feingefühl besitzen, von großer Bedeutung ist, läßt sich leicht verstehen.

Folgt auf die Geschlechtsgemeinschaft eine Schwangerschaft, dann wird durch die innige Verbindung zwischen Mutter und Frucht und durch den dauernden regen Austausch von Stoffen zwischen dem mütterlichen und dem embryonalen Organismus die Frau noch viel stärker mit Substanzen imprägniert, die von der Frucht, also teilweise wieder von dem befruchtenden Mann abstammen, — ein Vorgang, der lange seine Spuren zurückläßt. Schon dadurch sind die Folgen einer Befruchtung, auch wenn diese (z. B. infolge eines Abortus) nicht zur Geburt eines Kindes führt, von sehr großer Bedeutung. Wenn wir uns überdies der höchst wichtigen Veränderungen erinnern, die unter dem Einfluß der Schwangerschaft auf anderen Wegen im Körper der Frau entstehen, dann brauchen wir nicht einmal mehr an die Entbindung, das Wochenbett, die Stillzeit und an das Kind selbst zu denken, um zu begreifen, was der Geschlechtsakt für die Frau zu bedeuten hat.

* *
* * *

Der Unterschied, den der Coitus, seiner Bedeutung nach, für den Mann und für die Frau hat, ist urgründlicher Art. Seine natürlichen Folgen sind bei beiden Geschlechtern so völlig verschieden, daß nur grenzenlose Unwissenheit und Oberflächlichkeit oder kurzsichtige Prinzipienreiterei die „doppelte Sexualmoral" auf Rechnung der sogenannten Überherrschung der Frau durch den Mann stellen können. Daß es Völker gegeben hat und gibt, die, unter Frauenherrschaft lebend, den Naturgesetzen zuwider einer doppelten Moral im umgekehrten Sinne huldigen, das kann die Tatsache nicht beeinträchtigen, daß die Natur dem Mann die größtmögliche sexuelle Freiheit gewährt, während sie die Frau die Folgen ihres Geschlechtsaktes relativ lang, in mancher Hinsicht sogar ihr ganzes Leben lang, tragen läßt.

Die Größe der möglichen Folgen einer Handlung bestimmt die Größe der Verantwortung, die man durch die Ausführung der Handlung sich selbst

auferlegt. Die biologischen Tatsachen sind nun einmal so, daß die Folgen des naturgemäßen Coitus für die Frau viel größer sind als für den Mann. Demzufolge ist ihre Verantwortlichkeit sich selbst gegenüber in dieser Beziehung auch viel größer, und sie muß sich in dieser Hinsicht Gesetze stellen, die viel strenger sind als die Pflichten, die der Mann sich sexuellen Angelegenheiten gegenüber aufzuerlegen hat.

Hier kommt noch ein sehr bedeutsames psychologisches Element hinzu, das als solches auch von den Frauen anerkannt wird, die wie Else Voigtländer der Meinung sind, daß „das Dogma von der monogamen Natur des Weibes und der polygamen des Mannes im wesentlichen nur als ein theoretischer Niederschlag moralischer Forderungen und Freiheiten, bzw. der Besitzansprüche des herrschenden Geschlechtes erkannt werden müsse". Mag bei einer Frau auch die Neigung bestehen, den Partner beim Geschlechtsverkehr zu wechseln, so wird diese Neigung doch häufig unterdrückt, weil das weibliche Gefühl natürlicherweise unter dem Einfluß der primitiven Symbolik von Inbesitznahme und Sichgeben steht. „Denn Hingabe bedeutet eine nähere Beziehung zum Wert der Persönlichkeit, so daß die Vorstellung eines Geschenkes entsteht, das die tiefer empfindende Frau nur einmal und ganz machen will, während die Wiederholung desselben eine Entwertung bedeutet. (Sperrdruck von mir.) Liegen hier die psychologischen Ansatzpunkte zur niedrigeren Einschätzung der freier lebenden Frau bis zur Dirne, so sind Wiederholungen für den Personwert des Mannes ohne Einfluß oder enthalten sogar durch das Erlebnis der Machterhöhung eine Wertsteigerung [1])."

Daß all das in noch wesentlich höherem Maße gilt, wenn die Bindung der Ehe als Grundlage für das sexuelle Verhalten gegeben ist, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Und ebensowenig ist es nötig, darzutun, daß ein Coitus der verheirateten Frau, die den Gatten, die Kinder, die Familie, den Gefahren des Eindringens eines fremden Elementes aussetzt, eine ganz andere Bedeutung hat als die sexuelle Untreue des Mannes; — womit ich aber nicht sagen will, daß diese sich verteidigen läßt.

Wir werden über die eheliche Treue noch einiges zu sagen haben, wenn wir z. B. im nächsten Abschnitt die Verhütung der ehelichen Abneigung besprechen. Augenblicklich können wir uns mit dem hier Ausgeführten begnügen. Denn es zeigt aufs deutlichste, wie in bezug auf die Geschlechtsgemeinschaft absolute Unterschiede zwischen Mann und Frau bestehen, die zu geschlechtlicher bzw. ehelicher Abneigung führen können und müssen, wenn es den Gatten nicht gelingt, in ihren Beziehungen jenen Unterschieden in der Weise Rechnung zu tragen, daß die Kluft überbrückt wird.

---

[1]) Marcuses Handwörterbuch usw., Seite 246.

Kapitel VIII

Vom spezifischen Widerwillen zur ehelichen Abneigung

Überdenken wir noch einmal den Inhalt der früheren Kapitel, dann müssen wir zu dem Ergebnis kommen, daß in der Beziehung der Geschlechter neben und gegenüber der Macht, die Männlich und Weiblich zueinander hinzieht, Kräfte wirksam sind, die diese Pole voneinander abstoßen. Diese anziehenden und abstoßenden Kräfte, die sich nebeneinander und einander gegenüber zu erkennen geben, sind oft so innig gemengt und schwanken manchmal so unregelmäßig hin und her, daß das ihrer Wirkung unterworfene Individuum mitunter nicht weiß, welche von ihnen in einem bestimmten Augenblick vorherrscht.

Das gilt speziell für die primär-sexuellen Kräfte und die aus ihnen entstehenden erotischen Gefühle, die wir in der „Vollkommenen Ehe" als anziehende, positive, aufbauende kennengelernt haben, und die wir in Kapitel II und III als abstoßende, negative, vernichtende so nahe betrachtet haben, wie der Rahmen des vorliegenden Bandes es uns erlaubte und wie es für unser Ziel nötig war, nämlich ohne auf wirklich krankhafte psychische oder körperliche Störungen einzugehen. Es ist selbstverständlich, daß solche Abweichungen spezifisch-sexueller oder allgemeiner Art für die Beziehungen zwischen Mann und Frau noch viel wichtiger sein können (oder gewöhnlich sogar sein müssen) als die besprochenen mehr oder weniger normalen Faktoren. Besonders beim Vorliegen psychischer Störungen kann eine zwischen zwei aneinander gebundenen Menschen entstehende oder bestehende Abneigung sich zu einem Haß entwickeln, der in seiner Intensität und in seinen Äußerungen mit dem Furchtbarsten, was wir an menschlichen Gefühlen und Handlungen kennen, wetteifert.

* *

Neben den kurzweg geschlechtlichen — d. h. direkt mit den sexuellen Funktionen und Gefühlen zusammenhängenden — Eigenschaften von Mann und Weib, die wir nicht nur an sich, sondern sofort auch in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung betrachtet haben, fesselten jene unser Interesse, die man indirekt-sexuell nennen kann, weil sie zwar durch das Geschlecht beherrscht werden, sich aber nicht direkt auf die geschlechtliche Tätigkeit im engeren Sinn beziehen (Kapitel III—VI).

Wir haben uns dabei an die großen Linien gehalten, längs deren sich Männlich und Weiblich in der Eigenart ihres Wesens bewegen, weil es sinnlos und gekünstelt, ja selbst völlig unmöglich wäre, bei allen psychischen

Eigenschaften des Menschen — Heymans und Wiersma zählen in den Formularen ihrer Erblichkeitsrundfrage nicht weniger als 90 auf — zu untersuchen, ob sie als männlich, weiblich oder neutral angesehen werden müssen. Wer sich für die Einzelheiten dieser Probleme interessiert, kann in den „Beiträgen zur speziellen Psychologie auf Grund einer Massenuntersuchung" (Zeitschrift für Psychologie, Band 51) jener beiden Autoren eine große Menge Material verarbeitet finden, wobei, um Beispiele zu nennen, die Korrelationen der Emotionalität und der primären und sekundären Zerebralfunktion zusammengestellt sind.

Was wir über die männlichen und weiblichen Haupteigenschaften gesagt haben, läßt die Möglichkeit der Anwendung auf verschiedene individuelle Charaktere offen. Es läßt sich auch unter verschiedenen Umständen anwenden auf Menschen von höherem oder niedrigerem Stand; von größerer oder geringerer Kultur; auf solche von hohen Geistesgaben und auf die Armen im Geist. Überdies erlaubt es uns, das Männliche und das Weibliche von einem und demselben Standpunkt aus zu betrachten, statt auf dem prinzipiell unrichtigen und auch aus diesem Grund unangenehmen Weg der Vergleichung vorzugehen, nämlich eines der beiden Geschlechter als Norm anzunehmen und das andere an dieser Norm zu messen.

Und was die Hauptsache ist: Hätten wir uns in Einzelheiten eingelassen, so würden wir die Übersicht über das Ganze verloren und uns der Gefahr ausgesetzt haben, vor lauter Bäumen nicht den Wald zu sehen. So aber ist das, was wir aus unseren Betrachtungen über die Grundeigenschaften von Mann und Frau kennengelernt haben, völlig hinreichend, um uns ermessen zu lassen, wie weit die Kluft ist, welche die Art des Fühlens und Denkens des einen Geschlechts von der des anderen trennt.

Männliches Denken und Fühlen und weibliches Denken und Fühlen umkreisen entgegengesetzte Pole. Männliches Wesen und weibliches Wesen, männliche Kraft und weibliche Kraft sind polar, größtenteils sogar konträrpolar geartet; männliches Streben und weibliches Streben verlaufen in ganz verschiedener Richtung.

Das Wesen des Männlichen hat das Ich zum Mittelpunkt und strebt nach dem Nicht-Ich, während das des Weiblichen um das Du, das Nicht-Ich kreist und in der inneren Spannung des Ichs verläuft.

* *

Sind nach all dem, was in den Kapiteln III bis VI gesagt wurde, und nach der obenstehenden Zusammenfassung noch weitere Auseinandersetzungen nötig, um uns zu der Schlußfolgerung zu bringen, daß zwei Menschen, die so gänzlich verschieden veranlagt sind, einander niemals ganz begreifen

können und einander oft verkehrt begreifen müssen; daß der eine Teil die Beweggründe und die Taten des anderen oft unrichtig — zumindest von einem anderen Standpunkt und einer anderen Einstellung aus — beurteilen wird? Und daß als Folge von all dem der Stoff, aus dem Konflikte entstehen können, dort, wo zwei so verschiedene Menschen eng verbunden zusammenleben, also in der Ehe, reichlich vorhanden ist?

* * *

Mittlerweile gibt es Umstände, die den bestehenden Gegensatz mildern können.

Kein Mann ist einzig und allein männlich, keine Frau ausschließlich weiblich, und zwar gilt das sowohl für die körperlichen Anlagen als auch für den Charakter und die geistigen Eigenschaften. Überall in der Natur, bei Pflanzen und Tieren, kann man neben der geschlechtlichen Differenzierung eine bisexuelle Anlage feststellen. Das ergibt sich nicht nur aus der Untersuchung der noch unentwickelten Wesen, sondern auch bei den erwachsenen Individuen lassen sich Rudimente des andern Geschlechts mehr oder weniger leicht und deutlich erkennen. Aber stärker als durch die bestehenden Merkmale der Bisexualität — von denen manche so verborgen liegen, daß nur der Anatom sie aufzuzeigen vermag, während andere, wie z. B. die Zitzen des männlichen Säugetieres, uns so gewohnt sind, daß wir sie eigentlich gar nicht mehr bemerken — werden wir an die zweigeschlechtliche Anlage völlig entwickelter, sexuell differenzierter Individuen dadurch erinnert, daß wir bisweilen Veränderungen ihrer geschlechtlichen Kennzeichen auftreten sehen. Sowohl in der Pflanzen- wie in der Tierwelt gibt es Beispiele dafür. So kann die Kuckucksblume durch die Wirkung parasitärer Schimmelpilze, die Maispflanze durch plötzliche Änderung ihrer Ernährungsbedingungen ihr Geschlecht wechseln. Mehr als diese Beispiele bedeuten uns aber die gleichfalls von A. Koelsch angeführten Fälle, bei denen das zunehmende Alter jene Änderung bewirkt, wie wir das beim Bingelkraut und bei einigen Schmetterlingen sehen. Denn diese Beispiele lassen uns an etwas denken, was wir auch oft an Menschen beobachten, dessen volle Bedeutung wir aber wiederum infolge der Gewohnheit der Erscheinung nicht erkennen: das Männlichwerden alter Frauen und das (wenngleich viel weniger ausgeprägte) Auftreten weiblicher Merkmale bei alten Männern.

Als Demonstration der bisexuellen Anlage der höheren Tiere sind die schon sehr zahlreichen Fälle besonders eindrucksvoll, in denen auf dem Wege des Experiments, nämlich durch totale oder partielle Entfernung der Geschlechtsdrüsen des Versuchstieres (Meerschweinchen und Hühner sind als solche besonders beliebt) und durch Einpflanzung von Geschlechtsdrüsen-

gewebe eines andersgeschlechtlichen Rassegenossen eine sehr weitgehende Verkehrung der sexuellen Merkmale erzielt wurde. Mit diesen hochwichtigen Versuchen sind in erster Linie die Namen des Dänen Knud Sand, des Österreichers Steinach und des Franzosen Pézard verbunden. Solche Experimente sind bei weitem nicht so einfach, wie man bei oberflächlicher Betrachtung denken sollte; denn es müssen alle möglichen Vorbedingungen beachtet werden, damit der Versuch gelingt. Wir haben es für unseren Zweck nicht nötig, darauf einzugehen. Es genügt uns zu wissen, wie sich aus diesen Experimenten ergeben hat, daß bei einem Individuum des einen Geschlechts die Anlage für die Entwicklung der körperlichen Merkmale und psychischen Eigenschaften des andern Geschlechts (denn ein maskuliniertes Weibchen benimmt sich auch wie ein Männchen, und dasselbe gilt umgekehrt) in derartiger Weise vorhanden ist, daß sie sich unter dem Einfluß der Vertauschung der Geschlechtsdrüsen sehr weitgehend entwickelt, während die Eigenschaften des ursprünglichen Geschlechts verkümmern und sich zurückbilden.

Am Menschen hat man natürlich solche Experimente nicht ausgeführt. Man macht zwar an Menschen Einpflanzungen von Geschlechtsdrüsen zu therapeutischen Zwecken, aber dabei handelt es sich immer darum, die bestehenden Merkmale und Funktionen des eigenen Geschlechts (bzw. des bei diesem Individuum überwiegenden Geschlechts) zu verstärken, nicht aber etwa zu unterdrücken und die des anderen Geschlechts vorherrschend zu machen.

Indessen kommt es ganz vereinzelt einmal vor, daß die Natur selbst ein Experiment vornimmt, das die Laboratoriumsversuche der Forscher ergänzt oder übertrifft. Über einen solchen Fall hat Sellheim auf der Wiener Tagung der „Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie" (1925) einen Vortrag mit Lichtbildern gehalten. Ich zitiere aus dem Kongreßbericht:

„An Hand von einigen Lichtbildern kann ich Ihnen einen Fall von Vermännlichung und Wiederverweiblichung vorführen. Das Bild 1 zeigt eine durchaus weibliche Person von 36 Jahren, die auch mehrere Kinder gehabt hat. Mit 43 Jahren setzte eine deutliche Vermännlichung ein: starker, allerdings unter der Schere kurz gehaltener Bartwuchs, kurzes, krauses Kopfhaar, Vermännlichung der Gesichtszüge, männliche Behaarung am ganzen Körper. Eckige, vierschrötige Gestalt, im ganzen mehr männliche Verteilung der Muskulatur und Fettpolster. Stärkere Pigmentation der Haut, tiefe Baßstimme mit Verlängerung der Stimmbänder und Vorspringen des Kehlkopfes, starke penisartige Vergrößerung der Clitoris, Abneigung gegen den Mann (zweites Bild). Ein drittes Bild, auf dem die Brustdrüsen als in die Augen stechendes weibliches Attribut nicht zu sehen sind, läßt den männlichen Charakter des Kopfes noch mehr hervortreten. Die Frau fühlt sich durch diesen Zustand im höchsten Grade bedrückt. Die Kinder liefen ihr

allenthalben nach und riefen: ‚Die Hexe.' Vor mehreren Jahrhunderten hätte sie ob dieser Vermännlichung befürchten müssen, als Hexe verbrannt zu werden."

Sellheim hat dann bei dieser Frau ein großes Myom (eine häufig vorkommende, aus Muskel- und Bindegewebe bestehende Geschwulst von gutartigem Charakter, die wahrscheinlich zu den aufgetretenen Vermännlichungserscheinungen in keinerlei Beziehung stand) aus der Wand der Gebärmutter und eine kleine Geschwulst aus dem linken Eierstock, der übrigens nicht mehr funktionierte, entfernt und auf sie zwei Scheiben vom Eierstocksgewebe einer andern Frau überpflanzt.

„Daraufhin trat, wie die nächsten Bilder $^1/_2$ und 1 Jahr nach der Operation zeigen, eine völlige Verweiblichung unter Verschwinden der angeführten Zeichen der Männlichkeit ein. Wenn man das letzte Bild mit dem aus dem 36. Lebensjahr vergleicht, so erkennt man deutlich, wie ähnlich die Frau sich nach dem Verschwinden der Männlichkeit wieder geworden ist. Das Wachsen der Geschwulst im Eierstock hat die Vermännlichung herbeigeführt. Man dachte zunächst an die Einsprengung oder Entwicklung von Hodengewebe im Eierstock. Das Hodengewebe hätte beim herannahenden Wechsel über den zur Ruhe gehenden Eierstock die Überhand gewonnen." Leider ist es bei der mikroskopischen Untersuchung der exstirpierten kleinen Geschwulst nicht gelungen, die Art des Gewebes genau festzustellen; die vielen Gelehrten, denen die Präparate vorgelegt wurden, konnten sich darüber nicht einigen. Trotzdem bleibt der Fall hochinteressant, weil hier zweimal ein Geschlechtswechsel stattgefunden hat, der ganz deutlich durch grundlegende Veränderungen in der Art der inneren Sekretion der Geschlechtsdrüsen verursacht wurde. (Unterdessen ist dieser Vortrag, mit den Photographien der Frau in den verschiedenen Stadien, in Heft 5, Band XII, des Archivs für Frauenkunde und Konstitutionsforschung erschienen.)

Das alles beweist — und deshalb habe ich mich verhältnismäßig ausführlich damit beschäftigt —, daß es einen absolut männlichen Mann und eine einzig und allein weibliche Frau nicht gibt. Es besteht nur ein Mehr oder Weniger an Männlichkeit und Weiblichkeit.

Und zwar nicht nur körperlich, sondern auch — und besonders — psychisch.

Das hat man im Lauf der Zeiten wiederholt empfunden, und Denker und Schriftsteller haben das auch ausgesprochen. Ja, man hat in neuerer Zeit die Quanten der Männlichkeit und der Weiblichkeit, die im Charakter, in den geistigen und seelischen Eigenschaften des Mannes und der Frau vorhanden sind, sogar abgeschätzt und in mathematische Formeln gebracht. Das verleitet

aber meiner Meinung nach nur dazu, Beziehungen scheinbar exakt aufzufassen, die unmöglich einigermaßen genau wiedergegeben werden können. Deshalb halte ich eine solche Formulierung für unerwünscht. Außerdem ist sie völlig überflüssig, weil der Begriff der psychischen Bisexualität ohnedies wohl so deutlich ist, wie ein solcher Begriff überhaupt sein kann. Es gibt keine psychischen Qualitäten, die ausschließlich dem Mann eigentümlich sind; in dieser Hinsicht kann man nicht einmal von spezifisch männlich sprechen. Spezifisch weiblich ist nur die Mütterlichkeit, aber selbst sie ist nicht ausschließlich weiblich.

Auch auf dem Gebiet der Psyche gibt es also bei jedem Mann und jeder Frau nur ein Mehr oder Weniger an Männlichkeit oder Weiblichkeit. In seiner Seele ist der Mann auch Weib, das Weib auch Mann.

Das hat zur Folge, daß der Unterschied, der im Charakter, in der Persönlichkeit, im Denken, Fühlen, Leben, in der Aktions- und Reaktionsweise zwischen Mann und Frau besteht, einigermaßen gemildert wird, weil es bis zu einem gewissen Grade ein gegenseitiges Begreifen ermöglicht.

Doch hat es weiter zur Folge, daß das Verhältnis der beiden Geschlechter tatsächlich und nicht selten in allerabsonderlichster Weise verwickelt wird. Denn der Mann, wenigstens der normale, nicht dekadente Mann, will — von Ausnahmen, wie man sie z. B. unter Künstlern findet, abgesehen — Mann sein, sich als Mann fühlen und sich, wenn irgend möglich, als Mann zeigen; er läßt die Gefühle, die aus der weiblichen Komponente seines Wesens entspringen, nicht zu seinem Bewußtsein gelangen; er unterdrückt sie oder sublimiert sie. Und die Frau will er weiblich sehen, spezifisch-weiblich und sogar ausschließlich-weiblich, selbst dann, wenn er den Schein annimmt oder sich einbildet, männliche oder quasi-männliche Eigenschaften in ihr zu bewundern, zu schätzen oder „geistreich“ zu finden.

Und die Frau? — Ja, gibt es denn wirklich eine, selbst unter den fanatischen Mannweibern, die (insofern nicht homosexuelle Anlagen bzw. innersekretorische Störungen vorliegen), wenn sie ehrlich sein will und kann, sich nicht eingestehen würde, daß sie weiblich, spezifisch-weiblich und ausschließlich-weiblich sein möchte — oder hätte sein wollen —, und die den Mann nicht herzensgerne als den absoluten Mann in ihr Leben hätte treten sehen?

* *

So sind und bleiben also Mann und Frau, trotz der Bisexualität ihrer Anlagen, in ihrem tiefsten Wesen einander fremd, weil der eine Teil männlich sein will und instinktiv männlich sein muß und der andere weiblich; weil beide nicht auf dieselbe Weise fühlen und denken wollen und nicht auf dieselbe Weise fühlen und denken können; weil bei ihnen Schließen und Fol-

gern aneinander vorbeigehen, da sie, von entgegengesetzten Standpunkten ausgehend, verschiedenen Wegen folgen; weil der eine die Stelle, von der das Wollen, das Fühlen, das Denken, das Folgern des andern ausgeht, nicht einmal zu erkennen vermag; — es sei denn, daß sie zu den wenigen gehören, die zur Einsicht gelangt sind und dabei die Selbstbeherrschung besitzen, diese Einsicht, wenn es am nötigsten ist, vorherrschen zu lassen.

* * *

Die konträr-polare Einstellung von Mann und Weib, die sich sowohl in den direkt-geschlechtlichen Gefühlen als auch im indirekt-sexuellen, also im ganzen psychischen Leben geltend macht, führt im allgemeinen zu einem gewissen Antagonismus zwischen dem männlichen und dem weiblichen Teil der menschlichen Gesellschaft. Wer mit einem ordentlichen Wahrnehmungsvermögen begabt ist, wer Ohren hat, um zu hören, und Augen, um zu sehen, wer diese Augen vor allem dazu benützt, um zu lesen, was Männer und Frauen, oft wohldurchdacht und reiflich überlegt, da schreiben, der muß — wenn er eben nicht völlig in seinem Geschlechtstrieb befangen ist oder durch einen anderen Gefühlskomplex, der sich dieser Erkenntnis in den Weg stellt, beherrscht wird — wohl immer und immer wieder auf diesen Antagonismus stoßen.

O gewiß! Der Geschlechtstrieb ist so mächtig, seine Annäherungskomponente macht ihre Wirkung überall und jederzeit so sehr bemerkbar, daß sie in der Beziehung der Geschlechter stark in den Vordergrund tritt.

Aber die sexuelle Anziehung — so deutlich sie sich auch in der menschlichen Gesellschaft zeigen mag — kann doch den bestehenden Antagonismus der Geschlechter nur dem oberflächlichen Zuschauer verbergen, und der spezifische Widerwillen, der Männer und Frauen voneinander trennt, kommt doch immer wieder zum Vorschein, mag man sich auch noch so sehr bestreben, ihn zu verleugnen.

* * *

In der Ehe, einem Zusammenleben auf geschlechtlicher Grundlage, in dem sich beide Partner in dauerndem engem psychischem Kontakt befinden, sind alle Faktoren gegeben, die sowohl die sexuelle Anziehung wie die Abstoßung in stark erhöhtem Maße zur Wirkung bringen können.

Gewöhnlich ist anfänglich die Anziehung von der Art, daß Abstoßungsgefühle gar keine Gelegenheit finden, sich bemerkbar zu machen, sondern vollständig unterdrückt werden.

Je stärker die gegenseitige sexuelle Anziehung zwischen den Gatten ist, um so länger dauert jener Zeitraum. Dabei ist nicht die praktisch-sexuelle Schwungkraft, mit der die Ehe begonnen wird, bestimmend; bis zu einem ge-

wissen Grad muß man sogar sagen, daß nicht selten das Gegenteil der Fall ist. Es kommt darauf an, daß die sexuelle Anziehung stark genug *bleibt*, um *dauernd* zu überwiegen.

Je sicherer Mann und Frau sein können, einander immer wieder die geschlechtliche Befriedigung zu schenken, die sie suchen; je mehr das Liebesglück, das sie in und durch ihren Geschlechtsverkehr finden, der Vollendung nahe kommt, um so größer ist die Möglichkeit, daß die sexuelle Anziehung vorherrschend bleibt.

Daß aber bei den meisten Ehepaaren diese Aussicht nicht gerade groß ist, lehrt die Erfahrung. Und wir wissen ebenso, daß in mancher Ehe die geschlechtliche Annäherung nicht einmal im Anfang ganz zu ihrem Recht kommen kann, weil vom Empfangen und Gewähren völliger Befriedigung keine Rede ist.

So darf es uns also auch nicht wundern, daß die Anziehung früher oder später schwach wird und nicht mehr imstande ist, die Abstoßung dauernd zu unterdrücken. Diese hingegen zögert nicht, sich kundzutun. Zuerst zeigt sie sich nur schwach, besondere Vorfälle zur Veranlassung nehmend, mit hübsch großen Zwischenpausen und noch nicht deutlich erkennbar. Allmählich aber wird sie dreister, tritt häufiger in Erscheinung und läßt sich in ihrer wahren Art sehen. Auf diese Weise entsteht ein Zustand, in dem einmal die Anziehung, dann wieder während einer gewissen Zeit die Abstoßung stärker ist, — ein Zustand, der, wenn die eine sich noch weiter vermindert und die andere immer mehr überwiegt, zu der in der Ehe keineswegs seltenen, die Liebe und den Menschen entehrenden Beziehung führt, in welcher der Widerwillen dauernd dominiert und der Annäherungstrieb der zweiten, in einem solchen Falle beinah rein körperlichen Komponente des Geschlechtstriebes, dem Entspannungstrieb, das Feld geräumt hat, der dann doch von Zeit zu Zeit einige Augenblicke lang die Lage beherrscht.

* *

In solchen Fällen macht also die sexuelle Annäherung, die zwischen den Gatten bestand, einfach deshalb der Abstoßung Platz, weil sie schneller oder langsamer schwächer wird.

Anders, sozusagen mehr aktiv, verläuft der Prozeß der Besiegung der ehelichen Anziehung durch die sexuelle Abstoßung in den (im vorigen Kapitel ausführlich besprochenen) Fällen, in denen eine entschiedene Unzulänglichkeit eines Partners im Geschlechtsverkehr diese Abstoßung bei dem anderen verstärkt und in sexuellen Widerwillen, sogar in Haß übergehen läßt, — ein Gefühl, das, wie alle Gefühle dieser Art, verhältnismäßig rasch einen Widerhall hervorruft.

Analog, wenn auch weniger akut, kann die relative Unzulänglichkeit des Mannes wirken, der in der ersten Zeit seiner Ehe, die der erotischen Erziehung seiner Frau gewidmet sein muß, aus Unwissenheit, Gleichgültigkeit oder Egoismus der anfänglichen Langsamkeit ihrer sexuellen Reaktionen nicht Rechnung trägt.

* *

Zum größten Teil ebenfalls rein geschlechtlicher Art, aber mehr noch als die früheren Motive mit der Ehe verbunden, sind jene Gründe zu Uneinigkeit zwischen Mann und Frau, die aus einer Verschiedenheit ihrer Wünsche bezüglich der Folgen sexueller Gemeinschaft entstehen. Selbst wenn diese Wünsche aber übereinstimmen, so kann doch das Ausbleiben ihrer Erfüllung die Entstehung einer Abneigung des einen Gatten gegen den anderen veranlassen, die aber nicht mehr einen rein sexuellen, sondern vielmehr einen ehelichen Charakter trägt. Es ist deutlich, daß ich hiermit die Fälle meine, in denen die Unfruchtbarkeit der Ehe die Gatten voneinander trennt. Hinzugefügt muß werden, daß der eine Teil nicht selten zu Unrecht dem anderen vorwirft, der „Schuldige" zu sein. Gewöhnlich sucht der Mann die Ursache der Sterilität der Ehe bei seiner Frau; bei weitem nicht immer mit Recht, weil jener Grund oft in den direkten (also bei ihm selbst bestehenden) Folgen einer Gonorrhöe gelegen ist, oder durch die Auswirkungen, welche die früher von ihm auf seine Frau übertragene Infektion bei ihr gehabt hat, bedingt wird.

* *

Öfter noch — weit öfter als aus der Sterilität — entsteht, wie wir schon früher dargetan haben, ehelicher Zwiespalt aus der Fruchtbarkeit einer Ehe; besonders dann, wenn der eine der beiden Gatten gegen eine Schwangerschaft keinen überwiegenden Einwand hat oder sie sogar wünscht, während der andere an eine solche Möglichkeit nur mit Schrecken zu denken vermag.

* * *

Als weitere Ursache von ehelicher Abneigung muß die Untreue genannt werden. Sie ist aber nur ausnahmsweise der einzige Grund für eine Entfremdung der Gatten. In einer harmonischen Ehe — harmonisch auch in der sexuellen Übereinstimmung — wird die Frau nur selten Neigung zur Untreue fühlen und überdies eine solche Neigung mit aller Kraft und beinahe stets mit Erfolg bekämpfen. Der Mann mag vielleicht mehr Gefahr laufen, daß sexuelle Gefühle für eine andere Frau oder der Wunsch, seinen Willen nach Macht durch die Eroberung ihrer Gunst zu befriedigen, Herr über ihn wird; er wird auch wohl leichter den in ihm erwachenden Neigungen auf diesem Gebiet nachgeben; — in einer sonst harmonischen Ehe wird das nicht zur

Entstehung einer Abneigung führen. Bei dem Mann selbst nicht, weil sowohl die sexuellen wie die anderen Bindungen, die ihn mit seiner Frau vereinigen, sich weitaus als die stärksten erweisen. Und bei der Frau nicht, weil in einer sonst glücklichen Ehe ihre Liebe so groß, ihre Anhänglichkeit so stark ist, daß sie verzeiht, — was, wenn es mit Takt und Grazie geschieht, den Ehebund wesentlich verstärkt.

Anders freilich, wenn schon Disharmonie, besonders Mangel an Übereinstimmung in der Erfüllung der geschlechtlichen Wünsche der Gatten besteht. Nicht nur ist dann die Möglichkeit groß, daß der Drang nach völliger Befriedigung einen Ausweg zu einem anderen Partner hin suchen wird, es ist auch die Gefahr beträchtlich, daß sich eine dadurch entstehende neue Bindung, wenigstens vorläufig, als stärker erweist als die alte. Und leicht läßt sich die Art und Weise denken, in der dann beim untreuen Teil Widerwillen gegen die Ehe, die ihm eine Freiheitsbeschränkung bedeutet, entsteht und Verstärkung seiner Abneigung gegen den anderen Teil, an den diese Ehe ihn gebunden hält; denn dieser Prozeß verläuft ziemlich einfach, — soweit eben Prozesse, die die Seele so stürmisch bewegen, einfach verlaufen können.

Von sehr verschiedener Art sind hingegen die Faktoren, welche die eheliche Abneigung bei dem nicht „schuldigen" Teil hervorrufen. Gekränkte Liebe, wenn diese doch noch bestanden hat; mehr aber gekränkte Eigenliebe; Ressentiment über die Verschmähung; Groll über die erlittene „Beleidigung", meistens wesentlich verstärkt, wenn diese mehr oder weniger bekannt wird; erschüttertes Machtbewußtsein; das Gefühl, in einem verbürgten Recht (sittliches, vertragliches, gesetzliches Recht) verkürzt worden zu sein; Angst vor Bedrohung materieller Belange; Entrüstung über den (unter solchen Umständen meist mit der Untreue verbundenen) Betrug; Neid auf die sexuelle Befriedigung oder das Liebesglück, das der (oder die) andere mutmaßlich gefunden hat; — das sind wohl die wichtigsten dieser Faktoren. Gewöhnlich führen solche Gefühle zu Vorwürfen, oft zu heftigen Vorwürfen, nicht selten zu Szenen. Diese treiben den „Schuldigen" noch mehr in die Richtung des (oder der) „Dritten" und erhöhen bei beiden Gatten Widerwillen und Abneigung. — Und der Teufel tritt, wie am Schluß von Molnàrs Schauspiel, an die Rampe und sagt: „Voilà!"

* * *

Bei der Aufzählung dieser Faktoren haben wir schon drei genannt, welche die bedeutsamsten Elemente für die Eifersucht bilden: die verletzte Liebe; den Neid auf das, was ein anderer bekommen hat, während man es selbst entbehren muß; und die Bedrohung der Alleinherrschaft.

Die beiden ersten geben die zwei prinzipiell verschiedenen und doch in der ehelichen Eifersucht innig miteinander verbundenen Formen wieder, in denen sich dieser Gefühlskomplex zeigt: die geschlechtliche und die ungeschlechtliche Eifersucht; während der dritte Faktor besonders dort von Bedeutung ist, wo dieser Komplex einen neurotischen Charakter annimmt.

„Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft," sagt ein bekannter, aber darum nicht minder bezeichnender Aphorismus. Sie zeigt tatsächlich zwei typische Merkmale der Neurose: sie verursacht Leiden und verringert die Fähigkeit zum Leben und zum Arbeiten. Ihr Ziel ist nicht zu bezweifeln: es ist die Alleinherrschaft über den anderen. Die Mittel zur Erreichung dieses Zieles können einen aggressiven, tyrannischen Charakter tragen oder aber indirekter Art sein. In diesem Fall zeigt sich die Eifersucht unter der Maske einer duldenden Märtyrerschaft, wobei immer wieder beteuert wird, daß von Eifersucht keine Rede sei.

Die letzterwähnte Methode zur Erreichung und Bewahrung der ehelichen Alleinherrschaft wird mit Vorliebe von Frauen angewendet. Sie hat den großen Vorteil, beim Mann, besonders wenn dieser nicht gänzlich „schuldlos" ist, ein verstärktes Schuldgefühl hervorzurufen, „weil er die Freiheit mißbraucht" (allerdings eine scheinbare Freiheit), die ihm seine Frau läßt. Und gerade durch Erregung dieses Schuldgefühls gelingt es einer solchen Frau, den Mann „unterzukriegen". Alice Bühl-Gerstel[1]) sieht in derartigen Versuchen der Frau, sich des ausschließlichen Besitzes ihres Mannes zu versichern, ein Streben nach Sicherheit, und sie betrachtet deshalb die Eifersucht als eine Äußerung des spezifisch weiblichen Trachtens, sich den Besitz einer festen Stütze im Leben zu verbürgen. Man braucht mit der Autorin wirklich nicht in jeder Hinsicht der gleichen Meinung zu sein, um zu erkennen, daß in dieser rein wissenschaftlichen, von jeder Tendenz freien Untersuchung einer Frau über die weibliche Eifersucht Dinge stehen, die wert sind, von Frauen sowohl wie von Männern durchdacht zu werden.

Daß die Eifersucht sich oft nicht auf eine wirkliche oder auch vermeintliche Nebenbuhlerin beschränkt, sondern sich über alle anderen Menschen und Dinge ausdehnt, die die Zuneigung oder das Interesse des Gatten besitzen, ist genugsam bekannt. Nicht nur wegen seiner Beziehung zu seinen Eltern und seinen Freunden, selbst wegen seiner Neigung zu seinen Kindern, die doch auch die ihren sind, muß der Mann einer eifersüchtigen Frau unaufhörlich Vorwürfe anhören. Ja, ihr eifersüchtiges Denken geht zurück in sein früheres Leben und eilt voraus in seine Zukunft. Und nicht weniger als die Menschen, mit denen er verkehrt, müssen es seine Interessen entgelten: seine

---

[1]) Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie, Jahrgang 3, Heft 6.

Liebhabereien, sein Hund, sein Pferd, seine Vögel; seine Fabrik oder sein Bureau; seine Bücher, seine Arbeit. Seine Bücher und seine Arbeit vor allem! — weil die Frau in ihnen die mächtigsten Nebenbuhler um seine Gunst kennt.

Es wäre unrichtig, zu sagen, daß eine solche Eifersucht beim Mann nicht vorkommt. Aber sie ist doch selten, viel seltener wenigstens als bei der Frau. Und in den Darlegungen von Alice Bühl-Gerstel finden wir eine einleuchtende Erklärung dieser Tatsache.

Der krankhafte Charakter der eben beschriebenen Erscheinungen liegt klar zu Tage. In den leichteren Fällen läßt sich dieser Charakter nicht so leicht erkennen; daß aber diese Art von Eifersucht doch auch dann neurotisch ist, daran kann der Eingeweihte wohl nicht zweifeln.

Es scheint mir gut, hier nochmals darauf hinzuweisen, daß beim Entstehen neurotischer Störungen die Verdrängung eine sehr wichtige Rolle spielt. Wir haben in den früheren Kapiteln wiederholt auf diese Verdrängung hingewiesen und dabei besonders an die Bedeutung eines unbefriedigten Geschlechtslebens gedacht. Es liegt auf der Hand, daß dieser Faktor gerade für das Entstehen einer krankhaften Eifersucht besonders wichtig sein kann. Das macht es aber am allerwenigsten überflüssig, in diesem Zusammenhang noch einmal an die Verdrängung anderer Triebe, Gefühle und Wünsche zu erinnern, z. B. an die des Mutterschaftstriebes; diese Verdrängung ist in manchen Fällen eine unvermeidbare Folge der Lebensauffassung und der Lebensweise vieler moderner Frauen (und nicht weniger Männer!).

Die hier besprochene neurotische Leidenschaft schafft Leiden nicht nur für die Frau, die an ihr leidet, sondern auch für den Mann, der ihr zufolge leidet, — und ist eins der sichersten Mittel zur Erregung der ehelichen Abneigung.

* * *

Da wir aber nun doch die Grenzen der Psychopathologie haben überschreiten müssen, so ist hier wohl der Platz, auf die Hysterie oder, besser gesagt, auf die hysterische Gemütsverfassung als Ursache der ehelichen Abneigung hinzuweisen. Denn man dürfte kaum viel Widerspruch erfahren, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß die Erscheinungen, die man bei der oben beschriebenen Form der Eifersucht antrifft, unter den „hysterischen Symptomen" eingereiht werden können.

Hysterische Symptome sind Symbole von dem, was verdrängt ist. Ihr Wesen ist dadurch gekennzeichnet, daß sie eng und fest mit einer bestimmten, stets stark in den Vordergrund tretenden Tendenz verbunden sind. Diese Tendenz, die in übermäßiger Selbstsicherung um jeden Preis besteht, — im Wunsch, mit allen möglichen Mitteln das Unangenehme zu vermeiden und

schädliche Einflüsse abzuwehren, dieser Zweck also kann bewußt und mit Hilfe des Willens, aber auch instinktiv angestrebt werden. Dabei werden in jedem gegebenen Fall gerade die Kunstgriffe — oft Künsteleien, nicht selten auch wahre Kunststücke — und Kombinationen psychischer und körperlicher Faktoren gebraucht, welche die größte Aussicht auf Erreichung des Zieles bieten. Solche Kombinationen können nun selbständig werden und sich in der Seele festsetzen, wodurch tatsächlich automatische Methoden des Handelns entstehen, die einen tendenziösen, einen hysterischen Charakter tragen. Das Bewußtsein ist dabei nicht mehr fähig, durch eine Willensäußerung auf eine solche Handlung Einfluß auszuüben; und was noch mehr besagt: die eigentliche Persönlichkeit des handelnden Individuums steht absolut nicht mehr mit solchen mechanisch verlaufenden Prozessen in Verbindung. So entstehen die typisch-hysterischen Krankheitserscheinungen, die nicht als Symptome eines einheitlichen klinischen Krankheitsbildes, Hysterie genannt, betrachtet werden dürfen — denn ein solches Krankheitsbild besteht überhaupt nicht —, sondern nur hysterische Zustände und Zusammenhänge bilden, die auf vorgeformten Kombinationen und Auswechslung von Kräften beruhen [1]).

Kehren wir, nachdem wir diesen Blick in das weite und schwer übersehbare Land der eigentlichen Hysterie geworfen haben, zurück auf das kleinere Gebiet, in dem wir uns in diesem Buch und besonders in diesem Kapitel bewegen, so haben wir festzustellen, daß die Bereitschaft zu hysterischen Reaktionen im weiteren Sinn sich auf bestimmte, in besonders hohem Maß vorhandene Charakterzüge gründen kann. Man kann also in gewissen Fällen tatsächlich von einem hysterischen Charakter sprechen, was nicht ausschließt, daß man jene Bereitschaft, wenn auch weniger deutlich, ebenso bei Personen anderen Charakters entstehen sehen kann, wenn die Entwicklung und die Umstände in diese Richtung führen.

Obzwar hysterische Symptome gewiß auch bei Männern vorkommen — der Weltkrieg hat genug Beispiele davon gegeben —, ist doch die typisch hysterische Gemütsverfassung eine hauptsächlich weibliche Erscheinung. Die „Hysterica" — ich gebe zu, daß das Wort keine wissenschaftliche, ja nicht einmal eine genügend begründete klinische Diagnose wiedergibt, aber es sagt uns Ärzten doch genug — ist im Sprechzimmer des Arztes eine gewöhnliche, wenn auch eine nicht willkommene Erscheinung; der „Hystericus" hingegen ist gewissermaßen eine Seltsamkeit.

* *

[1]) Nach Arthur Kronfeld, Psychotherapie, Springer, Berlin, 1925.

Die hysterische Gemütsverfassung der Frau bedeutet den sicheren Untergang der Ehe. Mag es wahr sein, daß in ganz vereinzelten Fällen die Ehe als Heilmittel gegen die Hysterie erwähnt wird, so kenne ich doch selbst solche Fälle nicht, und eine wirkliche Heilung, selbst eine dauernde Besserung wird von fachkundiger Seite ernstlich bezweifelt oder sogar bestimmt geleugnet. Und was in jenen Fällen aus dem Heilmittel, dem Mann, geworden ist, davon schweigt allerdings die Sage. Auch bei den denkbar günstigsten Voraussetzungen kann man hier doch nur von Ausnahmefällen sprechen. Und der Mann, der sich im Netz einer Hysterica fangen läßt, begeht eine Dummheit, die er in jedem Fall bereuen wird. Bestenfalls kann seine Frau durch gute psychotherapeutische Leitung während kürzerer oder längerer Zeit im rechten Geleise gehalten werden. Hat auch das Verhältnis von psychischer Abhängigkeit, in das sie dabei zu ihrem Arzt gerät, und die „Übertragung" ihrer Gefühle auf diesen, für den Gatten auch weniger angenehme Seiten, so wird ihm doch die nötige Stütze geboten, und er hat wenigstens während einiger Zeit eine gewisse Ruhe. Aber sehr lange dauert das meistens nicht. Dann ist der Arzt gewöhnlich nicht mehr „gut", und ein anderer muß herbei — und noch ein anderer, oder ein Quacksalber, am liebsten einer, der sich in einen Dunst okkulter Kräfte hüllt; oder es breitet eine eben moderne mystische Sekte ihre Arme aus; — und über das alles muß der Gatte endlose Erzählungen und Beteuerungen anhören, während inzwischen die Tyrannei, die die Hysterica mit zäher Ausdauer ausübt oder wenigstens auszuüben trachtet, seine Lebensfreude völlig zerstört.

Man braucht sich in einen solchen Zustand nur einmal hineinzudenken; nur einen einzigen Fall dieser Art zu kennen — und jeder Arzt kennt weit mehr als einen —; sich nur für einen Augenblick an die kurze kennzeichnende Skizze Kretschmers, die ich früher zitiert habe, zu erinnern; und man wird einsehen, daß die Entstehung der ehelichen Abneigung beim Mann in einer Ehe mit einer Hysterica unabwendbar ist.

Und bei einer solchen Frau selbst? — Hat die Abneigung nicht schon früher bestanden, so entspringt sie dem Widerwillen des Mannes und seinem aktiven oder passiven Widerstand gegen ihre tyrannische Machtbegierde, der auf jenem Boden entstanden oder gewachsen ist.

Aus der Abneigung einer Hysterica erwächst leicht Feindschaft. Wieviel Ärzte haben damit nicht unangenehme, ja selbst bittere Erfahrungen gemacht? Und die „Qualen der Ehefeindschaft?" Man lese sie in Jakob Wassermanns „Laudin und die Seinen" nach.

* * *

Der krankhaften Eifersucht, die wir oben besprochen haben, steht die — bis zu einem gewissen Grad normale — Liebeseifersucht gegenüber. Liebe

sucht Gegenliebe. Findet sie diese, dann entsteht ein erhöhtes Gefühl des eigenen Wertes. Sobald aber die Gefahr droht, daß ein(e) andere(r) dem Liebespartner begehrenswerter erscheint, wird dieses Gefühl verletzt, und im erotischen Selbstbewußtsein entstehen Zweifel. Damit verbindet sich die Furcht vor dem drohenden Verlust, woraus, häufig übertrieben, sich Versuche von allerlei Art ergeben, die Gefahr abzuwenden. Das braucht noch nicht zu einer Entfremdung zu führen. Im Gegenteil, eine gemäßigte Eifersucht kann zur Verstärkung der Liebe beitragen. Wenn aber die Versuche zur Abwendung der (vielleicht bloß vermeintlichen) Gefahr zu sehr übertrieben werden, dann können daraus Schwierigkeiten zwischen den Gatten entstehen, die den Ausgangspunkt einer bleibenden Störung ihrer guten Beziehungen bilden.

Eine wesentlich bedenklichere Form der Eifersucht entsteht, wenn sich hinter ihr das Schuldgefühl wegen eigener Untreue oder Neigung zu Untreue verbirgt. Solche Formen, manchmal auch kompliziert durch das Bewußtsein eigener Mängel auf dem Gebiet der praktischen Ehe-Erotik, gehen sehr leicht in krankhafte Eifersucht über.

* * *

Zum Schluß müssen wir noch ein einziges Wort einer Form der Eifersucht widmen, die nicht sexuell, aber doch mehr oder weniger an das Geschlecht gebunden ist. Sie kommt speziell bei Männern vor und ist ein Produkt unserer Zeit, in der die Frau nicht selten, auch wenn sie verheiratet ist, eine geschäftliche Position bekleidet, die bisweilen die des Mannes überschattet. Daß auch diese Eifersucht, die man besser Neid nennen könnte, das ihre zum Zustandekommen einer Entfremdung zwischen den Gatten beitragen kann, ist selbstverständlich.

* * *

Anders wieder — wenn auch dabei gelegentlich ein gewisser Grad und eine gewisse Art von Eifersucht mitwirken mag — ist die Entfremdung, die zwischen Mann und Frau durch die Kinder entstehen kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kinder gewöhnlich ein festes Band zwischen den Eltern bilden. Trotzdem kann ihre Existenz tatsächlich auch die Gatten entzweien. Wenn die Frau den Mann oder der Mann die Frau vernachlässigt, weil die Kinder das ganze Interesse beanspruchen; wenn es dem einen Teil deutlich wird, daß er praktisch für den anderen nichts g e w e s e n ist als ein „Mittel zum Zweck", und daß er (oder auch sie) in den Augen des anderen nichts i s t als der Versorger der Kinder; wenn über die Kinder selbst, über deren Erziehung oder Belange Uneinigkeiten — in solchen Fällen meist oft wiederholte — Uneinigkeiten entstehen; wenn die Kinder

dann noch zwischen Vater und Mutter wählen und durch den einen als Bundesgenossen gegen den anderen gebraucht werden; — dann können sie, statt das Band zwischen den Gatten zu verstärken, den Anlaß bilden, daß die unter solchen Umständen schon fehlende Harmonie der Ehe in eine stets deutlicher werdende Verstimmung übergeht. Wenn auch von Seite des Mannes die Gefahr in dieser Hinsicht bei weitem nicht immer nur theoretisch ist, so wird doch die Frau — das liegt im Wesen ihrer gesamten Anlage — viel öfter als er die Ehe an dieser Klippe scheitern lassen. Ein verhältnismäßiges Zuviel an mütterlichen Gefühlen, ein relatives Zuwenig an weiblichen (besonders auch im erotischen und sexuellen Sinn), das ist ein Fehler vieler Frauen; — ein Fehler, an dem allerdings die Männer viel Schuld haben.

* *

* * *

Die bisher angeführten Ursachen der ehelichen Abneigung — wenigstens einer so weitgehenden Entfremdung und Uneinigkeit zwischen Mann und Frau, daß die Abneigung des einen gegen den anderen die natürliche Folge davon ist — beruhen alle oder beinah alle auf geschlechtlichen (d. h. mit dem Geschlecht zusammenhängenden) Eigenschaften oder Eigenarten, von denen einige sowohl bei Männern wie bei Frauen, andere hauptsächlich mehr bei Frauen oder Männern vorkommen.

Zur letzten Gruppe gehört auch die Neigung manchen Mannes, seine Frau nach dem Bild seiner Mutter umformen zu wollen.

Diese Neigung kann in den tieferen Schichten des Unterbewußtseins wurzeln, wo die erotisch gefärbte Bindung an die Mutter noch nachwirkt. Sie kann aber auch darauf beruhen, daß der Mann die Eigenschaften seiner Mutter, die er nur teilweise kennt — denn was weiß der Sohn z. B. von der intimen Beziehung seiner Mutter zu seinem Vater? —, höher schätzt als die seiner Frau, wobei der allgemeine Hang des Menschen, vergangene Zeiten zu loben, vielleicht auch ein Wörtchen mitspricht. Wie immer das sei, aus dieser Neigung des Mannes ergeben sich Gefahren für seine Ehe, besonders dann, wenn er sich dadurch verleiten läßt, seiner Frau bei passenden und unpassenden Gelegenheiten seine Mutter als Vorbild vorzuhalten.

* * *

Es gibt noch ein anderes Bild, nach dem der eine Partner, besonders wenn er noch jung und unerfahren ist, oft den anderen umzuformen trachtet: — das eigene!

Je stärker sich der Idealismus in der Weise des Fühlens und Denkens eines jungen Paares äußert; je mehr die zwei in ihrem ganzen Wesen eins

sein wollen; je größer ihr Wunsch ist, füreinander alles zu sein; um so mehr wird der Mann danach streben, die Frau in seiner Denkweise zu erziehen, sie seine Gefühle teilen zu lassen, sie zu seiner Auffassung von allen möglichen Dingen zu bringen, kurzum, sie völlig umzuschaffen. Und die Frau wird, wenn sie typisch weiblich veranlagt ist, anfänglich trachten, sich diesem Verlangen anzupassen, aber sie wird das nicht gänzlich können, weil sie nun einmal anders denkt und anders fühlt als der Mann. So macht sich dann die Ambivalenz ihrer sich hierauf beziehenden Gefühle geltend, und die negative Phase, die des Verlangens nach Selbstunterwerfung, zeigt stets Neigung, in die positive, die des Wunsches nach eigener Herrschaft, umzuschlagen. Es kommt zu einem Kampf um die Macht, nach innen — mit sich selbst — und nach außen — mit dem geliebten Mann. Auf allen Seiten häuft sich der Stoff zu Konflikten; Enttäuschung, Entzauberung sogar, bei dem Mann, der nach Unmöglichem strebte; und ebenso bei der Frau, von der das Unmögliche, das Fühlen und Denken eines Mannes (und dann noch gar eines sich völlig einem andern sich fügenden, zugleich aber diesem ebenbürtigen Mannes) verlangt wurde. Endlose Wortwechsel; eine Reizbarkeit, die stets schwerer zu bezwingen ist; — und mit dem Verlust der Illusion der unerreichbaren Einheit geht auch die Aussicht auf das Glück, das zu erreichen gewesen wäre, verloren.

Wenn ich auch dadurch sicher jenen mißfalle, die für die „Gleichheit" von Mann und Frau eifern, so betrachte ich es doch für die meisten Ehen immer noch als normal, daß sich die Frau bis zu einem gewissen Grad dem Mann anpaßt, weil das nun einmal mit der Art, die die Natur dem Männlichen und Weiblichen geschenkt — oder wenn man so will, auferlegt — hat, übereinstimmt, und weil diese Art sich nicht verleugnen läßt, ohne daß sich das rächt.

Aber die idealistische Übertreibung, die das Thema dieser kurzen Betrachtung bildet, rächt sich ebensosehr. Sie führt gewöhnlich durch eine Periode von geistiger Tyrannei des Mannes zu einer zumindest innerlichen Auflehnung der Frau; und von diesem auf mangelnder Einsicht aufgebauten und eben dadurch von Beginn an schief stehenden Idealismus über das Ressentiment zur ehelichen Abneigung.

* * *

Es ist in mehr als einer Hinsicht interessant, daß sich ein Idealismus der gleichen Art als eine beinah typische Erscheinung im ersten Stadium einer langen Verlobungszeit zeigt. Es scheint mir nicht schwer, das zu erklären.

Ich schicke voraus, daß ich Verhältnisse und Auffassungen annehme, wie sie in breiten Schichten unserer Gesellschaft gangbar sind, — wobei ich

von der Lockerung der Sitten der „jungen Mädchen", die einem zwar auffallenden, aber doch relativ kleinen Teil jener Schichten angehören, absehe, weil ich diese Lockerung als eine vorbeigehende Erscheinung betrachte. Überdies sind diese Mädchen — in jeder Hinsicht: mit Recht — niemals lange verlobt, und gerade sie werden sich während ihrer Verlobungszeit streng sittlich zeigen.

Kurzum, ich spreche von den Paaren, von denen verlangt wird, daß sie vor dem Schließen der Ehe in ihren praktischen Liebesbezeigungen nicht weiter gehen als bis zum Kuß, und von denen vertrauensvoll angenommen wird, daß sie diesen Anspruch tatsächlich erfüllen.

Dauert die Verlobungszeit nur kurz, so verursacht das keine Schwierigkeiten. Ist sie aber lang, dann sind diese speziell für den Mann (und besonders dann, wenn die Verlobten viel beisammen sind) unabwendbar. Die Spannung, die durch die immer wiederholten und immer wieder abgebrochenen, niemals auf normale Weise durch Entspannung beendeten Reizungen verursacht wird, führt im besten Fall zur Sublimierung. Diese Sublimierung findet jedoch bei den verhältnismäßig sehr jungen und idealistisch gesinnten, mehr oder weniger eigensinnigen und das Wesen dieser Dinge nicht begreifenden Männern — denn nur solche lassen sich auf eine Verlobung ein, der nicht relativ bald eine Ehe folgen kann — mit Vorliebe durch die Umsetzung des Entspannungstriebes in eine Verstärkung des Annäherungstriebes statt; eine Verstärkung, die sich in der oben beschriebenen Weise äußert und überdies noch einen circulus vitiosus bildet. Fügen wir hinzu, daß teilweise Verdrängungen mit allen ihren Folgen unter solchen Umständen schließlich und endlich doch nicht zu vermeiden sind; denken wir an die nervöse Reizbarkeit, die entsteht; an die beinah unausweichbare schädliche Wechselwirkung; und, nicht zu vergessen, an die sexuelle Abstoßung, die sich dort, wo der Geschlechtstrieb so sehr in seinem normalen Ablauf gehemmt wird, sicher gelten läßt; so brauchen wir uns nicht erst noch in die Tiefen der Mädchenseele zu versenken, um zu begreifen, daß der unüberlegte Idealismus einer langdauernden Verlobung noch sicherer zur ehelichen Abneigung — noch vor der Ehe! — führt als die Ehe selbst.

Die Ehe ist in solchen Fällen kein hinreichendes Heilmittel mehr, auch wenn sie endlich die primäre Ursache des Übels beseitigt. Denn dazu haben die zerstörenden Einflüsse gewöhnlich schon zu lange gewirkt.

Der naheliegende Gedanke, daß man unter solchen Umständen von der Eheschließung absehen wird, stellt sich im praktischen Leben gewöhnlich als unrichtig heraus.

Die Hoffnung, daß es doch noch gut gehen werde; das einmal gegebene Wort und der Gedanke, daß das Mädchen nach dem Bruch einer lang

dauernden Verlobung nur mehr wenig Aussicht habe zu heiraten; die schon zur Gewohnheit gewordenen Beziehungen und die Trägheit, die es mit sich bringt, daß viel mehr Willensanspannung zu einer völligen Umkehr nötig ist als man braucht, um von selbst in die Ehe überzugleiten; gute Erinnerungen und ein Rest zarter Gefühle; schon geknüpfte Familienbande; und nicht zuletzt die Charaktereigenschaften, die auch den Anlaß zu einer solchen Verlobung gebildet haben; das alles verursacht, daß man die Beziehung meistens nicht noch in elfter Stunde abbricht. Dann tritt also die Abneigung, sich bloß während der Brautzeit und den Flitterwochen einigermaßen verhüllend, mit in die Ehe ein. . . .

In den Fällen, in denen die Natur sich stärker erweist als die Moral — ich müßte kein Gynäkologe sein, um nicht erfahren zu haben, daß sie auch dort, wo man es am allerwenigsten erwarten würde, und im allgemeinen gar nicht so selten, sich tatsächlich als die stärkste erweist — und die Liebesbezeigungen während einer langen Verlobung entschieden weiter gehen als bis zum erlaubten Kuß, wird damit die unnatürliche Situation doch nicht gerettet. Von einem normalen, in jeder Hinsicht befriedigenden Geschlechtsverkehr kann nicht die Rede sein. Häufig fehlt dazu die Gelegenheit; die Angst vor der Schwangerschaft ist noch viel größer als jemals in der Ehe; das Gefühl, gegen geltende Sittengesetze, gegen Kirche und Gesellschaft zu sündigen, ist zumindest im Unterbewußtsein stark, auch wenn man sich dabei theoretisch auf einen völlig „freien" Standpunkt stellt; die Gefahr einer Entdeckung, oder wenigstens die eines, auch dem eigenen Gefühl nach gerechtfertigten Verdachtes, ist groß. In vielen Fällen kommt dazu der beschämende Gedanke, das durch die Eltern geschenkte Vertrauen zu mißbrauchen. Aus all diesen Gründen ist auch jetzt der Zustand in jeder Hinsicht unbefriedigend, so daß er, zusammen mit der falschen Beziehung zur Umgebung, viele Schwierigkeiten verschiedener Art hervorruft und zu Vorwürfen, Selbstvorwürfen und Verdrängungen, mit den daraus sich ergebenden Folgen Anlaß gibt.

Und das Ergebnis der langen Verlobung ist, was die Gefahr des Entstehens der Abneigung betrifft, so ziemlich dasselbe, ob man nun während dieser Zeit dem Weg der „Gerechtigkeit" folgt oder dem anderen, — womit ich wahrhaft nicht sagen will, daß es nicht besser ist, den ersten zu wählen, wenn man beide nicht mehr vermeiden kann.

Ich bin in der Tat überzeugt, daß vom Standpunkt des Seelenführers (des Arztes ebenso wie des Moralisten) gesehen, der Mann, der während seiner Verlobungszeit in seinen Liebesäußerungen die Ehe vorwegnimmt, einen Fehler begeht.

Und dem verlobten Mädchen kann jemand, der das Leben kennt und der sich unbefangen in der Welt umsieht, keinen besseren Rat geben als den, welchen Mephistopheles in seiner Serenade an alle Mädchen richtet: „Habt ihr euch lieb, / Tut keinem Dieb / Nur nichts zu Lieb, / Als mit dem Ring am Finger." — Dem Ehering, wohlverstanden, nicht dem Verlobungsring!

Den jungen Leuten beiderlei Geschlechts aber und ebenso ihren Eltern muß der Psychologe im Gegensatz zu der naiven Meinung, daß eine lange Verlobung eine gute Vorbereitung für eine gute Ehe sei, weil „die jungen Leute um so viel besser Gelegenheit haben, einander kennenzulernen", vorhalten, daß eine solche Verlobungszeit die Ehe schon von vornherein viel zu schwer belastet, und daß nur Menschen mit ruhigem, gleichmäßigem Charakter und schwachen Anlagen zur Sinnlichkeit einer langen Verlobung gewachsen sind.

* * *

Bevor wir das wichtige Thema, das uns zu diesen Auseinandersetzungen führte, verlassen, halte ich es für nützlich, es noch von einem andern Standpunkt aus zu beleuchten. Dazu führe ich aus v. Hattingbergs „Die Ehe als analytische Situation" die folgenden Sätze an: „Dieser natürliche Ausgleich" (der im vorangehenden besprochen wurde) „wird gestört, wenn wir die Erotik nach dem körperlichen Pol, nach der Richtung der ‚Sinnlichkeit', ebenso aber, wenn wir sie nach dem anderen übersteigern, wenn wir mit dem Liebeswunsch die Forderung absoluten Verstehens verbinden. Die Folge solchen Ineinanderdrängens bis zur völligen seelischen Verschmelzung ist eine dauernde Brunst der Seele, die aus sich selbst heraus sich immer weiter steigern muß. Je höher die Empfindung, desto eher kann jedes Nachlassen die Ernüchterung bringen, die neue Ekstase verlangt, denn man kann nur für den Augenblick ganz im anderen aufgehen. Vor allem aber wird durch diese Forderung die Ehe zu einer analytischen Situation im gefährlichsten Sinn. Wenn der eine jede Schwingung des anderen mitmacht, verstärken sich die Ausschläge wechselseitig, und dieses Hin und Her erschüttert die natürlichen Grenzen des Ichs. Man liebt zuletzt nur aus Notwehr, und zwischen Mann und Frau entbrennt verstärkt der ‚Haß der Geschlechter'. So bedeutet dieses verborgenste Mißverständnis in der Ehe den Keim der Selbstzersetzung." — Man sieht, der Psychoanalytiker kommt, auf Grund einer großenteils mit meinem Gedankengang parallel laufenden Beweisführung, zu ungefähr demselben Ergebnis.

* *

* * *

Die meisten Faktoren, die eine eheliche Disharmonie veranlassen können, haben wir in den früheren Kapiteln und zum Teil auch schon in der „Vollkommenen Ehe“ so ausführlich besprochen, daß wir in Wiederholungen verfallen würden, wollten wir sie noch einmal einer Betrachtung unterziehen.

Deshalb begnügen wir uns damit, an die Schwierigkeiten zu erinnern, auf welche die gleichmäßige Befriedigung der beiderseitigen sexuellen Wünsche oft stößt, und wir wollen außerdem an dieser Stelle nur noch betonen, daß sowohl der Zwang zum Geschlechtsverkehr als auch dessen Verweigerung Haßgefühle hervorrufen kann.

* * *

Sodann wollen wir der Gefahren gedenken, denen die Gatten die Ästhetik ihrer Ehe aussetzen, wenn sie in bezug auf allerlei unästhetische Lebensäußerungen und auf die intime Pflege, die der Körper braucht, keinen genügenden Abstand voneinander bewahren.

Es kommt häufig vor, daß Mann und Frau in dieser Hinsicht nicht die nötige Rücksicht beobachten. Das ist auch keine spezifische Erscheinung, sondern nur ein Teil der gesamten Veränderungen des Betragens, die bei den meisten Menschen eintreten, wenn sie während langer Zeit in enger Gemeinschaft mit anderen leben, vor denen sie sich nicht oder nicht mehr genieren zu müssen glauben — ein Ausfluß der allgemein menschlichen Neigung, sich gehen zu lassen, sobald man nicht mehr durch die Umstände oder aus inneren Gründen dazu gezwungen wird, Haltung zu bewahren. Können wir dieselbe Neigung nicht auch bei manchen Tieren beobachten? Man denke nur an die verschiedene Körperhaltung und Bewegung eines Pferdes, wenn es sich zusammennehmen will oder muß und wenn es sich gehen läßt! — Aber wir wollen nicht abschweifen. Weitaus die meisten Menschen achten nur so lange auf ihre Haltung, wie die Außenwelt sie dazu nötigt. Die Anzahl der Frauen und Männer, die auch sich selbst gegenüber die Haltung bewahren, die sich, wenn sie allein sind, ebenso manierlich betragen wie in Gesellschaft, ist verhältnismäßig sehr klein. Man muß über viel innere Zucht verfügen, an strenge Disziplin gewöhnt und vorzüglich erzogen sein, und vor allem, man muß aus einer ausgezeichneten Kinderstube hervorgehen, um imstande zu sein, unter allen Umständen seine Haltung zu bewahren und sich nicht gehen zu lassen. Die Umstände nun, die dabei die höchsten Ansprüche stellen, sind die, welche der tägliche Umgang ergibt, und der tägliche Umgang zwischen den Gatten wohl am allermeisten. So wird denn in dieser Hinsicht viel gesündigt, auch in dem Sinn, daß man sich vor einander keine Mühe mehr gibt und nicht mehr sein Bestes tut, einander durch Kleidung, Haartracht und andere Äußerlichkeiten zu gefallen und sich in jeder Hinsicht von seiner

guten Seite zu zeigen. Es ist aber gerade in der Ehe am meisten nötig, ununterbrochen auf alle diese Dinge zu achten, weil ja die täglichen kleinen Ärgernisse, die durch mangelnde gegenseitige Rücksicht der Gatten entstehen, viel dazu beitragen, eine sich entwickelnde Disharmonie zu verstärken, und solche Ärgernisse, mögen sie selbst keinen spezifischen Charakter tragen, doch ganz bestimmt auch einen spezifischen Widerwillen hervorrufen können.

Es ist also begreiflich, wie bedeutsam eine gute Kinderstube und eine dieser entsprechende Weitererziehung der späteren Gatten für die Ehe ist.

Und diese Bedeutung wird noch wesentlich vergrößert, weil wohlerzogene Menschen auch in Erörterungen, im Wortwechsel, bei Äußerungen des Ärgers, ja selbst bei starken Aufregungen ihr eigener Herr bleiben, so daß die unbeherrschten Äußerungen, die so oft ein gutes Einvernehmen stören und in der Ehe manchmal Anlaß zur Entfremdung geben, hintanbleiben.

So ist also die Ehe jener Menschen, die über eine entsprechende Selbstbeherrschung verfügen, einigen Gefahren weniger ausgesetzt, als die jener, die sich gehen lassen. Bedenken wir dabei noch, daß die aus einer guten Kinderstube Kommenden gewöhnlich auch später, wenn sie verheiratet sind, in günstigen materiellen Umständen leben, so daß verschiedene Ursachen von Reibung und Gereiztheit wegfallen, und daß sie überdies bei gelegentlich dennoch auftretenden Reibungen einander leicht aus dem Weg gehen können, dann müßten wir zu der Folgerung kommen, daß die Ehe dieser Menschen wesentlich weniger Gefahr läuft, fehlzuschlagen, als die anderer, die unter ungünstigeren Bedingungen leben.

Aber diese Schlußfolgerung wird durch die Erfahrung nicht gestützt. Es entstehen unter solchen Umständen zwar nicht so leicht Zustände, welche die Ehe, in der eine Abneigung zwischen Mann und Frau vorliegt, zu einer Qual machen, und die Lebensbedingungen sind also in solchen Fällen auch in dieser Hinsicht günstiger als gewöhnlich, aber es ist eine Illusion, daß es hier weniger oft als sonst zu ehelicher Abneigung kommt.

Es wäre zweifelsohne interessant, den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen. Wir können uns jedoch nicht länger bei dieser Frage aufhalten und müssen uns also darauf beschränken, festzustellen, daß die eben besprochenen Faktoren, so wichtig sie auch für das Eheleben — besonders dann, wenn es schon gestört ist — sein mögen, für das Entstehen der ehelichen Abneigung doch offensichtlich keine wesentliche, sondern nur eine akzidentelle Bedeutung haben.

* * *

Als akzidentell muß auch der Einfluß mancher Charakterzüge betrachtet werden, wenn auch diese Charakterzüge bei Mann und Frau so stark

vorhanden sein können, daß wir sie Charakterfehler nennen müssen, und sie durch diese Stärke eine Bedeutung für die Beziehungen in der Ehe bekommen, die nicht hinter den spezifisch-sexuellen und den essentiell-ehelichen Faktoren zurücksteht.

Ein sehr altes Sprichwort, das man gerade vor vier Jahrhunderten (1527) zum erstenmal gedruckt hat, sagt: „Ainer hat von auszen so lang frid, als lang sein nachtper wil.“ Und da einige wenige Jahrhunderte nicht genügen, um die Art des Menschen zu ändern, so gilt der Spruch noch immer. Wer aber mit dem Nachbar, der keinen Frieden will, — der angriffslustig, jähzornig, reizbar, ungeduldig, zänkisch, launenhaft, trotzig, unversöhnlich, schmollend, oder flegelhaft, roh, rücksichtslos, scharf, hart ist —, unter einem Dach, größtenteils im selben Zimmer, an einem Tisch lebt, der muß wohl jeweils Streit mit ihm bekommen und kann auf die Dauer keine gute Beziehungen mit ihm bewahren, selbst wenn er selber so viele günstige Eigenschaften besäße, daß es ans Unwahrscheinliche grenzte. Wer aber eine Gemeinschaft von Belangen — denn auch das ist die Ehe — mit einem Teilhaber hat, der faul und lügnerisch, verschwenderisch, übermäßig genußsüchtig und egoistisch ist, den kostet es gewaltige (mit der Zeit unaufbringliche) Mühe, diesen Teilhaber, an den er sich durch eine unüberlegte Handlung gebunden hat, ständig wohlwollend zu betrachten.

Werden auch die hier genannten, ein angenehmes Zusammenleben so gut wie unmöglich machenden Charakterzüge wohl niemals sämtlich in einer Person vereinigt sein, so gibt es doch viele Menschen, die eine oder mehrere dieser Eigenschaften (richtiger: Fehler) in solchem Maße oder in einer solchen Zusammenstellung aufweisen, daß ihre Qualität als Gatte ernstlich darunter leiden muß. Daß also das Vorkommen solcher Charaktereigenschaften bei einem der beiden Partner — und noch weit mehr bei beiden — wesentlich dazu beitragen kann, eheliche Abneigung zu verursachen, das versteht sich von selbst.

* *

* * *

Über die ins Auge fallende Bedeutung, die der Kampf um die Übermacht in seinen verschiedenen Phasen für die Beziehung der Geschlechter im allgemeinen und für die Ehe im besonderen hat, habe ich schon so viel gesagt, daß nicht mehr viel hinzugefügt zu werden braucht. Ich will es aber doch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß diesem Kampf nicht ausschließlich sexuelle Motive zugrunde liegen, — so sehr diese auch in den Beziehungen zwischen einem Mann und einer Frau vorherrschen.

Man findet das Ringen um die Hegemonie überall, wo zwei oder mehrere Menschen in der einen oder anderen Gemeinschaft miteinander leben, gleich-

gültig, ob es sich dabei um zwei Freunde handelt, um zwei Teilhaber, um eine Anzahl von Knaben oder Mädchen in einem Pensionat oder um die Mitglieder eines Vereins; ob die Leitung einer politischen Gruppe der Einsatz des Spieles ist oder die Herrschaft dieser Gruppe in einem Staat, und endlich die Hegemonie dieses Staates über andere Staaten. Auch überall, wo Tiere in Gruppen zusammenleben, findet man diesen Kampf in denselben typischen Formen wieder, so daß man mit Thorleif Schjelderup-Ebbe wohl annehmen muß, daß wir es hier mit allgemein gültigen Gesetzen der Gruppenpsychologie zu tun haben.

Diese Gesetze sind von dem soeben erwähnten Verfasser für eine ganze Anzahl von Vogelarten genau untersucht, am besten wohl für die Hühner [1]). Seine Beobachtungen sind außerordentlich interessant, besonders wenn man sie vom Standpunkt der vergleichenden Psychologie aus betrachtet.

Überall geht es um Herrschsucht und soziale Rangordnung. Es kommt nicht vor, daß zwei Hühner (und bei den anderen sehr zahlreichen beobachteten Arten ist es genau dasselbe) zusammenleben, ohne auszumachen, wer von beiden (wie Schjelderup-Ebbe das ausdrückt) der Despot sein wird. Dabei geben körperliche Stärke und rohe Kraft absolut nicht allein den Ausschlag. Auch psychische Eigenschaften, wie Mut und Unerschrockenheit, haben sehr großen Einfluß. Dadurch kommt es wahrscheinlich auch, daß die erste Begegnung von so großer Bedeutung für die spätere soziale Stellung des Tieres ist. Denn eine Veränderung der einmal festgestellten sozialen Rangordnung (die sich dadurch zeigt, daß der „Despot" den Unterworfenen weghackt und daß dieser sich hacken und wegjagen läßt) durch individuellen Aufstand gegen den Despoten kommt nur selten vor. Gewöhnlich fügt sich das unterworfene Tier in den Zustand, und die Beziehung zu seinem Despoten hat etwas von einem autoritativen Charakter erhalten [2]).

Glaubt man hier nicht, menschliche Beziehungen beschrieben zu sehen? Allein, — beim Menschen, beim zivilisierten Menschen, kann, mehr als in der Tiergesellschaft (wo das aber ebensowenig ausgeschlossen ist) das Ringen um die Herrschaft auch mit einem Kompromiß enden, mit einer Abgrenzung der Einflußsphären, der Duldung des Übergewichtes des Nebenbuhlers in der ihm zugewiesenen Sphäre und der gemeinsamen Ausübung der Macht über Dritte.

---

[1]) Beiträge zur Sozialpsychologie des Haushuhns, Zeitschrift für Psychologie, Band 88, 1922; Weitere Beiträge zur Sozial- und Individualpsychologie des Haushuhns, Zeitschrift für Psychologie, Band 92, 1923; Zur Sozialpsychologie der Vögel, Zeitschrift für Psychologie, Band 95, 1924.

[2]) Einzelheiten findet man im Beitrag von David Katz, „Sozialpsychologie der Vögel", in dem ersten Band des Handbuches von v. Frisch und anderen, „Ergebnisse der Biologie", Springer, Berlin, 1926.

So entwickelt sich z. B. das Verhältnis zwischen zwei Teilhabern, — also jene Beziehung, die, wenn wir die sexuellen Faktoren für einen Augenblick ausschalten, am meisten mit der zwischen den Gatten übereinstimmt, — wenn sie sich nämlich als gleich stark erwiesen haben und ihr Wetteifer nicht mit dauernder Uneinigkeit geendet hat.

* *

Ist nun ein solcher Kompromiß als Endergebnis des geistigen Ringens um die Übermacht zwischen den Gatten ebenfalls möglich?

Ich wage, das zu bezweifeln, auch wenn eine solche Lösung durch Frauen, an deren Ernst und Wahrhaftigkeit nicht gezweifelt werden kann, als vorkommend und selbst als erstrebenswert bezeichnet wird.

Meiner Meinung nach irren sich diese Verfasserinnen in ihrer Erklärung des Zustandes, den sie für einen w i r k l i c h e n und d e f i n i t i v e n Kompromiß in bezug auf die Hegemonie in der Ehe halten, und zwar in dem Sinn, daß in jenen Fällen der Kompromiß n i c h t w i r k l i c h, sondern nur scheinbar und in Wahrheit ein verkappter Sieg der Frau ist, oder daß er sich als n i c h t d e f i n i t i v herausstellt.

Denn ließe sich auch im Ringen der Gatten um die Übermacht die ungeschlechtliche Komponente durch einen Kompromiß ausschalten, so trifft das für die geschlechtliche (die weitaus wichtigste der beiden) nicht zu. Zwischen Mann und Frau macht sich die Geschlechtlichkeit i m m e r geltend, und das Oben-Liegen oder Unten-Liegen (es ist kein Zufall, daß mit diesen Worten sowohl die Beziehungen bei einem geistigen oder körperlichen Ringkampf als auch die bei der geschlechtlichen Vereinigung ausgedrückt werden) ist untrennbar mit ihr verbunden. So m u ß also der Kampf um die Macht zwischen einem Mann und einer Frau, die zueinander in nähere Beziehung kommen, ausgekämpft werden „till the bitter end": bis zur Abneigung — die kein Kompromiß ist, aber wohl eine Remise (Unentschieden aufgeschoben) bedeuten kann —, wonach sie einander möglichst meiden werden; oder bis einer gesiegt und der andere sich in die Unterwerfung gefunden hat, — besser noch: in dieser Unterwerfung zum freudenreichen Frieden des negativen Machtbewußtseins gelangt ist.

Es ist selbstverständlich, daß dies alles in erhöhtem Maß gilt, wenn die näheren Beziehungen zwischen Mann und Frau einen deutlich erotischen oder sogar praktisch-sexuellen Charakter aufweisen.

* *

Für das endgültige Los der Ehe ist es indessen bei weitem nicht dasselbe, ob die Entscheidung im Ringen um das Übergewicht verhältnismäßig

bald fällt, oder erst, nachdem ein langer, hartnäckiger und an unangenehmen Ereignissen reicher Kampf vorhergegangen ist. Denn im zweiten Fall kann die Bitterkeit des Kampfes und alles dessen, was damit verbunden war, so viel zum Entstehen ehelicher Abneigung beigetragen und derartig unverlöschliche Eindrücke hinterlassen haben, daß auch die schließlich und endlich noch erreichte Klärung nur zeitweilig imstande ist, den bereits begonnenen Zersetzungsprozeß zum Stillstand zu bringen.

* *

* * *

Die typische Ursache des Entstehens der ehelichen Abneigung hat Henry v. B., dessen Fall ich am Anfang meiner Auseinandersetzungen vorgeführt habe, mit seiner stark entwickelten Intuition sehr richtig erfaßt und in dem kurzen Monodrama, mit dem er sein gequältes Herz erleichtert hat, zum Ausdruck gebracht: „Wie alles, was da lebt, trägt auch die Liebe den Keim ihres Verwelkens in sich.“ —

Aber die Ehe, das enge Zusammenleben bleibt, auch wenn die Liebe welkt; und sobald diese nicht mehr imstande ist, dem Zusammenleben den Glanz zu verleihen, dessen es bedarf, und den Abgrund nicht mehr zu überbrücken vermag, der Männlich und Weiblich trennt, macht sich die nicht länger unterdrückte Abstoßung der Geschlechter geltend, während die zahlreichen Schwierigkeiten, deren Vermeidung *jedes* harmonische Zusammenleben zu einer Kunst macht, in einer Verbindung zweier so verschiedenartiger Elemente erst recht zum Vorschein kommen.

Und das alles um so stärker, je mehr die Gatten von ihrer Ehe erwartet, je mehr sie ihr Leben völlig auf ihre Liebe eingestellt haben.

Hier liegt der Keim der Enttäuschung gerade *der* Ehen, die auf den größten Idealen aufgebaut sind. Henry v. B. läßt das seinen Helden mit den Worten sagen: „Mein ganzes Sein ist auf unserer Liebe gegründet; *ihr* habe ich alles geopfert.“ Und aus einem, von mir weggelassenen, vorhergehenden Auftritt, der die Beichte der Frau (vor der Ehe) enthält, ergibt sich, daß es seine *Arbeit* ist, die er im Stich gelassen hat, um seine Ehe durchsetzen zu können, während *sie* ihre Liebe zu ihren Eltern und alles, was ihr in ihrem Leben sonst teuer gewesen war, ihrer Verbindung mit ihm zum Opfer gebracht hat.

— — Wahnsinn! — Seliger, schöner, bezaubernder Wahnsinn! — Aber Wahnsinn trotz alledem!

„If the man has no purpose for his days, then to the woman alone remains the goal of her nights: the great sex goal. And this goal is no goal, but

always cries for the something beyond: for the rising in the morning and the going forth beyond, the man disappearing ahead into the distance of futurity, that which his purpose stands for, the future. The sex goal needs, absolutely needs, this further departure. And if there be no further departure, no great way of belief on ahead, and if sex is the starting point and the goal as well: then sex becomes like the bottomless pit, insatiable. It demands at last the departure into death, the only available beyond . . . Death is the only pure, beautiful conclusion of a great passion. Lovers, pure lovers should say, Let it be so'[1])."

Die Schlußfolgerung, zu der D. H. Lawrence hier in seiner „Fantasia of the unconscious[2])" kommt, ist dieselbe, die sich zu allen Zeiten allen Dichtern von Liebesdramen aufgedrängt hat und aufdrängen wird.

Eros — Thanatos! — — Wer in seinen Liebeserlebnissen oder in seinen Liebesschöpfungen auf den Grund gehen will; wer nicht wie der Lustspieldichter dort aufhört, wo das wirkliche Liebesleben mit den damit verbundenen inneren und äußeren Konflikten beginnt; wer als Liebender oder als dramatischer Gestalter von Liebenden sich nicht dem ihm beinahe erniedrigend scheinenden Gefühl aussetzen will, die Leidenschaft, die ihn erschütterte, verwelken, verlaufen, lächerlich-werden zu sehen, — dem bleibt nur eine Lösung: der Tod auf dem Gipfel der Liebe — der Liebestod in welcher Form auch immer.

Diese Lösung hat auch unser „Patient" nicht vermeiden können, als er den Helden seines Wachtraums den Liebestod wählen ließ, — der nicht mehr schön sein konnte, weil er zu spät kam.

Aber in der Wirklichkeit ist das Leben — der Wunsch, das Leben zu behalten — stärker als das Verlangen nach dem Liebestod — stärker als die Liebe, stärker diesmal auch als der Tod. Das ist das Gesetz der Natur. Wäre es anders, so würde die Liebe die Fortpflanzung des Lebens verhindern, statt sie zu gewährleisten. Diesem Gesetz hat auch Henry v. B. gehorcht, als er selbst anders handelte, als er seinen Helden handeln ließ. Der Fall aber, in den er seinen eigenen Zustand umdichtete, ist ein sprechendes Beispiel für die schicksalsvollen Folgen, die der auch hier wiederum auf Mangel an Einsicht beruhende, zu weit getriebene Liebesidealismus für die Liebenden hat und besonders dann hat, wenn sie auf dem Boden ihrer falschen Voraussetzung eine Ehe aufbauen.

Der Affektzustand der Liebe hat nur eine begrenzte Dauer.

---

[1]) Ich betrachte dieses Zitat als unübersetzbar; ich halte es aber zu gleicher Zeit für so charakteristisch und so wichtig, daß ich es auch nicht weglassen möchte.

[2]) Martin Secker, London, 1924.

„Contredire l'amour, c'est le rendre invincible;
Mais laissez faire au temps; lui, qui surmonte tout,
De cette passion pourra venir à bout[1]).“

Wer sein Leben danach eingerichtet hat, als ob der Liebesaffekt einen bleibenden Geisteszustand darstellte, der hat auf Sand gebaut. Denn wie groß der Platz auch sein mag, den die Liebe in der Ehe und im Leben einnimmt (nach der „Vollkommenen Ehe“ wird man mir wohl glauben, daß ich diesen Platz ganz bestimmt nicht verkleinern will), so müssen doch die Gedanken des Mannes zurück zu seiner Arbeit, die der Frau für einen bedeutenden Teil zum Kind.

Der Mangel an Einsicht, der die Menschen daran hindert, diese Wahrheit zu begreifen und rechtzeitig ihr Leben danach einzurichten, ist in Verbindung mit dem naturgemäßen Verwelken der Liebe eine für die Mehrzahl beinah physiologische Ursache des Entstehens der ehelichen Abneigung.

* *

* * *

Mittlerweile kann auch schon bevor der Vorgang des Verwelkens beginnt, die Reibung im Zusammenleben eine Entfremdung der Gatten veranlassen.

„Wenige Dinge sind so schädlich für die Liebe und die Treue eines Mannes als nicht zu wissen, welche Laune er zu Hause vorfinden wird,“ schrieb eine kluge Frau einmal in ihre Aphorismensammlung. So *ist* es, — wenn man auch nicht vergessen darf, daß auch die Laune eines Mannes unausstehlich sein kann!

Daß alle anderen früher angeführten ungünstigen Charaktereigenschaften gleichfalls viel dazu beitragen können, Reibungen, manchmal sogar Zwist zu verursachen, liegt auf der Hand. Dazu müssen nicht einmal Charakter*fehler* vorliegen; die „incompatibilité d'humeurs“ ist als Quelle ehelicher Uneinigkeit bekannt genug. Und der *Mangel an Takt*, an *Einsicht* wiederum, und dadurch an *gutem Willen*, um die Tatsache, daß die Charaktere nicht zu vereinigen sind, durch gegenseitiges Nachgeben auszugleichen, ist um so auffallender und ebenso um so betrüblicher, als die Erfahrung lehrt, daß in der Liebe entgegengesetzte Charaktere einander anziehen, — eine Anziehung, die den Biologen am allerwenigsten wundern

[1]) *P. du Ryer.* Les vendanges de Suresnes. Act. IV. Sc. 9.
„Sträubt man sich gegen die Liebe, so macht man sie unbesieglich;
Laß wirken nur die Zeit: denn sie vermag sehr viel
Und setzt gewiß auch dieser Leidenschaft ein Ziel.“

kann, weil er überall in der Natur das Streben sieht, durch Paarung der Extreme die in der Mitte liegenden typischen Eigenschaften der Art zu bewahren.

* * *

Von großem Einfluß ist bei all dem die Stimmung, — die Vereinigung von teilweise ins Bewußtsein reichenden, aber zu einem viel größeren Teil unterbewußt bleibenden Gefühlen, welche die Beziehungen zwischen zwei Menschen hauptsächlich beherrscht.

Ob dabei auch eine Wechselwirkung zwischen Unterbewußtsein des einen und Unterbewußtsein des anderen stattfindet?

Chi lo sa? — Es wird noch eine Weile dauern, bis solche Wirkungen unumstößlich erwiesen sind. Aber für den Glauben, daß eine solche Wechselwirkung tatsächlich vorkommt — ja sogar häufig vorkommt —, habe ich, für mich selbst wenigstens, gute Gründe.

* *

Es ist genugsam bekannt, wie sehr eine bestehende Reizbarkeit auf die Stimmung jedes Menschen und dadurch auf die Stimmung, die zwischen zwei Menschen herrscht, einwirken kann. Bedenken wir dabei, daß das Leben des Mannes durch die dauernde, nicht selten übergroße Anspannung, die es von ihm erfordert, und durch die zahlreichen Zusammenstöße mit der Außenwelt, denen es ihn vielfach aussetzt, reichlich Anlaß zu Reizbarkeit gibt; und weiter, daß die Frau in den zahlreichen kleinen Ärgerlichkeiten, die ihre täglichen kleinen Mühen und Plagen mit sich bringen (um von dem äußeren Kampf ums Dasein, den viele Frauen unserer Zeit führen müssen oder führen wollen, jetzt noch zu schweigen), ebenso viele Ursachen findet, die sie — vor allem in Zeiten besonderer Prädisposition — reizbar machen können; halten wir uns dann vor Augen, daß Mann und Frau einander auch in dieser Hinsicht so oft nicht völlig begreifen können und noch viel mehr nicht begreifen wollen, weil jeder der beiden dabei nur an sich selbst denkt —, dann ist es uns völlig klar, wie auf diese Weise die Stimmung zwischen den Gatten immer wieder aufs neue verdorben werden kann.

* *

Genug! — — Soll ich noch wiedergeben, wie unter dem Druck der Ehe bei schwachen Naturen ein Verhalten zustande kommt, das stets darauf aus ist, den anderen herabzusetzen, um selbst das Gefühl hohen eigenen Wertes bewahren zu können; — wie sich das bei einem Mann in einer sehr unangenehmen Art von Frechheit zeigen kann (aus „Verlegenheit"), und bei der Frau darin, daß sie sich für ihren Mann und für ihre Pflichten viel zu gut

findet (und danach handelt!). Muß ich mich darüber verbreiten, daß die Gatten es gegenseitig an der Teilnahme für die Interessensphäre des andern fehlen lassen; — darauf hinweisen, wie eine Frau mit dem Gejammer über häusliche Kleinigkeiten ihren Mann aus dem Haus jagen, der Mann durch unnötige Knauserei seine Frau zur Verzweiflung bringen kann; — Beweisführungen vorbringen über entgegengesetzte Belange und über Rivalität aller möglichen Art; oder darüber, daß der Mann alles, was die Frau tut, zu wenig würdigt, und daß die Frau sich nicht genügend für seinen Beruf interessiert, von dem sie oft allein die „lästigen" Kleinigkeiten und „Kleinlichkeiten" sieht, ohne die großen Linien seiner Arbeit zu verstehen? — Muß ich beschreiben, wie Mann und Frau, wenn einmal ein gewisses Stadium der ehelichen Abneigung eingetreten ist, einander unaufhörlich und in allen Dingen, gewollt oder ungewollt, weiter reizen? — Und auch noch versuchen, die tausend und eine Arten wiederzugeben, auf die zwei Menschen, die einander nicht mehr leiden mögen, einander das Leben unangenehm, selbst unerträglich machen können? — Sollte ich schließlich eines der ärgsten Dinge, die ein Mensch einem anderen antun kann — ihn langweilen — noch in allen Einzelheiten zerlegen müssen? —

Dazu fehlt mir der Mut, — erst recht, wo jetzt das Wort „Langeweile" gefallen ist.

Denn so groß auch der Drang nach Vollständigkeit in mir ist, so will ich doch Voltaires Warnung: „Le secret d'ennuyer est celui de tout dire," nicht in den Wind schlagen. — Um so mehr, weil ich glaube, in dem Vorhergehenden die Entstehung der ehelichen Abneigung schon so weit dargestellt zu haben, um zur Besprechung ihrer Verhütung übergehen zu können.

Intermezzo

I

Wir sind geschlechtliche Wesen; das ist ein Zeichen, daß wir endliche Träger des unendlichen Lebens sind. *J. G. Wattjes*

II

To define a man: he must make me feel that I am a woman[1]).

Glyn

III

Es gibt zwei Dinge, welche die Frauen nicht verzeihen: den Schlaf und die Geschäfte. *Voltaire.*

IV

Een Vrouwe lieft of wel sy haet,
Want selde houdt ze middel-maet.

Ein Weib kennt Lieb' nur oder Haß;
Denn selten hält sie 's Mittelmaß.

Cats

V

Das Frauenzimmer
Verstimmt sich immer,
Nach Luft und Wind.
Drum schade vor die Männer,
Die keine rechten Kenner
Vom Stimmen sind.

Die meisten Männer
Sind schlechte Kenner
Von Melodie.
Drum schade vor die Frauen,
Die ihnen sich vertrauen
Zur Harmonie.

Arientext aus dem 18. Jahrhundert.

VI

Der rechte Platz der Frau ist im Innern; der rechte Platz des Mannes ist im Äußern. Daß Mann und Frau ihre rechte Stellung haben, ist der größte Begriff der Natur. *Konfuzius*

VII

Die Macht der Frau ist das Gegenteil der Macht des Mannes; beim Mann ist Macht = Kraft, bei der Frau Macht = Schwäche. *M.*

Ich will nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß ich mit der Einfügung einiger Aphorismen zwischen die beiden Hauptteile dieses Buches mehr bezwecke als bloß eine kleine literarische Unterhaltung. Wer diese Aphorismen mit einer Reihe von Illustrationen vergleicht, die die Gedanken des Lesers nach dem zurückleiten, was eben gesagt wurde, und hinüberleiten zu dem, was gleich danach gesagt werden soll, der erkennt meine Absicht richtig. — Von Illustrationen wie von Aphorismen kann große suggestive Kraft ausgehen. Man kann sie durchblättern, man kann aber auch jeweils wieder einzelne von ihnen aufschlagen und kann von ihnen ausgehend meditieren. Ich möchte wünschen, daß der Mann oder die Frau, die aus diesem Buch Nutzen zu ziehen hofft, sich die Zeit gönnen möge, um letzterer Methode zu folgen.

[1]) Wie soll ich „den Mann" definieren? Er muß mich fühlen machen, daß ich ein Weib bin.

VIII

So hoch sich auch die Menschheit entwickeln mag, so wesentlich und umfassend die seelischen Funktionen ihre Sexualität beherrschen und immer mehr beherrschen werden, die Gesetzmäßigkeit des Liebeslebens wird immer eng gebunden sein an die körperlichen Vorgänge in der Sexualsphäre, an die Sexualität im engeren Sinne. *Mathilde von Kemnitz*

IX

Die reinste Ausdrucksform weiblichen Lebens ist die Mütterlichkeit. In dieser, nicht durch Eigenschaften ihres Gegenstandes motivierten, sondern aus dem eigenen Innern schöpferisch über ihn hinstrahlenden Liebe offenbart sich die eigentliche Betätigungsform des weiblichen Bedürfnisses nach Leben um seiner selbst willen im Pflegen, Umsorgen am deutlichsten.

Else Voigtländer

X

Aber in der Seele der Frau erklingen .... von den Schwingungen einer einzelnen Saite, immer zugleich alle übrigen, ihr Gemüt gleicht dem stillen und klaren Wasser, in dem die leiseste Bewegung von Welle zu Welle bis an die äußersten Grenzen fortzittert. *Wilhelm von Humboldt*

XI

Wenn eine Frau erklärt, daß sie „ihr Leben leben" will, dann heißt das, daß sie das Leben, wie es sich ihr darbietet, ablehnt, um einen Traum zu leben. *„Les cahiers anonymes" II.*

XII

Gute Frauen werden gemacht, nicht geboren. *M.*

XIII

.... der einen nur lieb hat in der Liebe, die nicht das ihre sucht, der am meisten er selbst ist, wenn er am tiefsten der andere ist, den nichts Angelerntes und Angemodeltes innerlich kränklich gemacht hat, der stark und ursprünglich genug ist, um mit ganzer Seele sich geben zu können.

Wer auf seiner Lebenswanderung einen solchen Menschen gefunden, ... der hat gelebt!

Denn was ein Mensch dem andern gewesen in tiefer Gemeinschaft des Seins, das ist unzerstörbar, darin lebt der Atem der Ewigkeit. Und immer tiefer lebt sich der eine in den andern ein, und immer größer und vollkommener wird der eine durch den andern. ...

Aus den Aufzeichnungen einer Idealistin

XIV

Das wahre Weib? ihm ist die Gabe eigen, alles, was am Manne gut und edel ist, zu erwecken und aufzunehmen. *Tolstoi*

XV

Soweit Menschen aneinander glauben, vermitteln sie einander Wahrheit Gottes und werden füreinander Kraftquellen. Soweit sie kein Vertrauen mehr haben, stoßen sie den andern in seine Fehlerhaftigkeit hinein.

Lhotzky

XVI

Das Gleiche läßt uns in Ruhe; aber der Widerspruch ist es, der uns produktiv macht. *Goethe*

XVII

Durch das Tor des Paradieses lassen uns die Frauen in die Hölle eingehen. *St. Cyprianus*

XVIII

Des Mannes Werk ist ihm sein Leben. *Margarete Sussmann*

XIX

Eine anständige Frau wird bei ihrem Mann Schutz gegen die Liebe suchen, die sie für einen andern empfindet.

Aus dem Stammbuch einer Frau

XX

Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der doppelten Empfindung: Lieb' und Haß. *Goethe*

XXI

Der trennende Abgrund, den die Natur zwischen den Geschlechtern geschaffen hat, hat in der darüberschwebenden Atmosphäre dem mannigfachen Spiel einer mächtigen gegenseitigen Anziehung Dauer gewährleistet.

Rabindranath Tagore

XXII

Das Wesen einer für beide Gatten glücklichen Ehe ist das von der Frau gewollte Übergewicht des Mannes. *M.*

XXIII

Die Lehrzeit im Beruf des Gatten, die während der ersten Jahre der Ehe durchgemacht wird, ist, wenn man's recht überlegt, die härteste Schule des ganzen Lebens. — Gatte oder Gattin sein, ist ein Beruf, und man muß sich die Mühe nehmen, ihn zu erlernen. Der Einsatz ist die Anstrengung wert.

L'accord conjugal (Anonyme)

XXIV

There is an old motto that when two people get married they ought to have two bears in the house — viz. „bear" and „forebear"; a very good advice[1]).

Letters of a widowed Physician to his daugther on her marriage

XXV

Verzeihen ist die weiseste aller Tugenden. *Ilse Heye*

XXVI

Im Bösen geht man niemals weiter als in den Fällen, in denen man nicht weiß, wohin man geht. *Cromwell*

XXVII

Hingabe, die nur unter der Bedingung der Erwiderung geschenkt wird, ist keine Hingabe. Wer nicht zu wahrer Hingabe bereit oder fähig ist, wird sich in seiner Ehe immer enttäuscht sehen. *J. G. Wattjes*

Lieben heißt nicht verlangen — heißt geben. *Latzko*

XXVIII

Der Mensch, dem glücklich fiel der Ehe Los, verlebt
Ein selig Leben, aber wem es traurig fiel,
Der ist ein Kind des Unglücks, draußen wie daheim.

Euripides
(Orestes, übersetzt von Binder)

XXIX

Mea culpa

Au fond, vois-tu, mon erreur, ma grande folie, c'est d'avoir chargé ton cœur de tout le poids de ma vie.	Mein großes Irren siehst du nun, Des Wahnsinns Streben, Ich ließ auf deinem Herzen ruhn Die große Last von meinem Leben.
Le jour où l'on s'est aimé, j'ai cru qu'en ce cœur offert j'allais pouvoir enfermer tout mon univers.	An unserem ersten Liebestag Da glaubte ich, mein ganzes Wesen In jenem Herzen ruhen mag, Das dein gewesen.
C'est de cette erreur profonde que maintenant nous souffrons. On ne fait pas tenir le monde derrière un front.	Mit diesem abgrundtiefen Irr'n Hat unser Leiden eingesetzt, Nie hat man hinter eine Stirn Die Welt gesetzt. . . . .

Paul Géraldy

---

[1]) Das Wortspiel, das dieser verwitwete Arzt in den Briefen an seine heiratende Tochter zum Ausgangspunkt seines Rates macht, läßt sich nicht übersetzen. Es kommt darauf hinaus, daß man in der Ehe „ertragen" und „sich vertragen" soll.

XXX

Si maritus vincatur et uxor dominetur, pax perversa est; sin uxor marito dominanti subsequatur, pax recta est [1]). *St. Augustinus*

't Is in het huys geheel verdraeyt,	Das Haus ist gänzlich wohl verdreht.
Daer't haentje zwijgt, en't hinneke kraeyt.	Wo schweigt der Hahn, die Henne kräht.

Cats

XXXI

Wahre Nachsicht den Schwächen anderer gegenüber ist die beste Erziehung zur Selbstkritik. *Ilse Heye*

XXXII

L'heure est fragile: sois tendre! [2]) *Maeterlinck*

XXXIII

Das Einzige, was dem Menschen zum Verhängnis werden kann, ist der Glaube an das Verhängnis. *Martin Buber*

XXXIV

Das Leben ist so, wie wir uns einbilden, daß es ist. Aus dieser Wahrheit müssen wir nicht den sehr betrüblichen Schluß ziehen, daß das Leben nur Schein ist, sondern den unendlich erfreulichen, daß wir die Macht haben, das Leben zu der Wirklichkeit zu machen, die wir uns wünschen. *L. van Deyssel*

XXXV

Glücklich sein ist eine Kunst und ein Verdienst.

---

[1]) Ist der Mann der Sklave und die Frau die Herrin, so ist's ein verkehrter und falscher Bund; folgt aber die Frau der Leitung des Mannes, dann ist der Bund gut und recht.

[2]) Die Stunde des Glücks ist leicht zerstört — sei behutsam und zärtlich!

Zweiter Abschnitt
Verhütung und Bekämpfung

Alles verstehen heißt alles verhüten

Kapitel IX
Einführung in die Prophylaxe — Apologie der Ehe — Verantwortlichkeit von Mann und Frau

„Alles verstehen heißt alles verzeihen," sagt das bekannte, von weiser Nächstenliebe zeugende Sprichwort.

Es wundert mich, daß es kein Gegenstück hat, in dem besagt wird: „Alles verstehen heißt alles verhüten." Denn das ist nicht weniger wahr; und es ist — die gleiche wohlwollende Gemütsverfassung vorausgesetzt — mindestens ebenso, ja noch mehr erstrebenswert, um begreifend zu verhüten als wissend zu verzeihen, wobei dieses an die schwierige Kunst des Sich-selbst-Besiegens noch weit höhere Ansprüche stellt als jenes. Daß das Verhüten auch in anderer Hinsicht bei weitem dem Heilen vorgezogen werden muß, ist eine Wahrheit, die jederzeit und überall erkannt wurde.

So wollen wir also auch die Bekämpfung der ehelichen Abneigung, die das eigentliche Thema dieses Buches bildet, hauptsächlich in ihrer Verhütung suchen.

Verhüten aber hat Begreifen zur Vorbedingung, und teilweise ergibt es sich daraus schon von selbst.

Aus diesem Grund haben wir auch dem ersten Teil, der dieses Begreifen zum Zweck hatte, so viel Platz gewidmet.

Darum wollen wir auch den folgenden Auseinandersetzungen noch eine zusammenfassende Übersicht jener Darlegungen vorausschicken, mit denen wir uns bisher beschäftigt haben.

* * *

Die eheliche Abneigung wird durch drei Gruppen von Faktoren bestimmt, die spezifisch-sexuellen, die wesentlich-ehelichen und die hinzukommenden nicht-spezifischen.

Zur ersten Gruppe gehören vor allem die primäre sexuelle Abneigung und die sekundäre, durch Verkehrung aus der sexuellen Anziehung entstandene geschlechtliche Abstoßung, die man, weil sie unmittelbar mit den geschlechtlichen Gefühlen und Funktionen (beide im engeren Sinn genommen) in Verbindung stehen, als direkt-sexuellen Widerwillen zusammenfassen kann. Dieser macht sich früher oder später, mehr oder weniger, in

der Beziehung zwischen einem Mann und einer Frau geltend, und zwar dann, wenn er nicht mehr durch den Geschlechtstrieb überstimmt wird.

Zu dieser Gruppe gehört weiter der indirekt-sexuelle Widerwillen, den man so nennen kann, weil er durch den psychischen Kontrast zwischen Männlich und Weiblich verursacht wird, der, zwar durch das Geschlecht beherrscht, sich aber nicht unmittelbar auf die geschlechtlichen Funktionen bezieht.

Diese erste Gruppe von Faktoren führt also zur Entstehung des spezifischen Widerwillens zwischen Mann und Weib, der mit der spezifischen Anziehung, dem Geschlechtstrieb, speziell mit dem Annäherungstrieb um den Vorrang streitet, ihm gewöhnlich zeitweilig unterliegt, aber im Wesen doch der Stärkere bleibt.

> Da der Annäherungstrieb aber einen mehr aggressiven Charakter trägt und sich — im Gegensatz zum Widerwillen, der meistens zum passiven Beruhen und Ausweichen neigt und sich nur relativ selten in kräftigeren Formen zeigt — im Leben der meisten Menschen, wenigstens während einiger Zeit, kräftig äußert, so macht er sich im gegenseitigen Umgang der Geschlechter in viel auffallenderer Weise bemerkbar. Infolgedessen scheint er der mächtigere von beiden zu sein, — was gewöhnlich zu verkehrten Schlußfolgerungen über die Art der Beziehung der Geschlechter im allgemeinen wie im Einzelfalle führt.

* *

Die wesentlich-ehelichen Faktoren bestehen im engen Zusammenleben, in dem Aufeinanderangewiesensein zweier konträr-polar veranlagter, verschieden fühlender und denkender, einander nicht begreifender Menschen; in der Gebundenheit dieses Zusammenlebens und in der sich daraus ergebenden Reaktion in Form einer Aufstandsbereitschaft gegen diesen Zwang; ferner noch in der sexuellen Unfreiheit, auch bei völligem Mangel an sexueller Übereinstimmung, und schließlich in der dauernden Reibung und Gereiztheit, die sich aus all dem ergibt.

* *

Man könnte auch das Ringen um die Übermacht dabei anführen, doch ist dieses ebenso wie die Reibung und die Gereiztheit schon nicht mehr wesentlich-ehelich. Denn, machen sich auch diese Einflüsse im ehelichen Zusammenleben besonders stark geltend, so kann man sie doch überall wiederfinden, wo zwei (oder mehrere) Menschen in einigermaßen enger Gemeinschaft zusammenleben.

Sie bilder also den Übergang zu den hinzukommenden nicht-spezifischen, den akzidentellen Faktoren, die in den ebengenannten Fällen ihren Einfluß ausüben. Zu jenen Fällen gehört natürlich das eheliche Zusammenleben auch, und sogar an erster Stelle. Aber die hier gemeinten Faktoren können doch nicht mehr als charakteristisch für diese spezielle Form von Gemeinschaft betrachtet werden. Deshalb ihre Bezeichnung als „akzidentell", — was aber bestimmt nicht so aufgefaßt werden darf, als ob sie nicht für das Entstehen der ehelichen Abneigung sehr bedeutsam wären.

Es sind die persönlichen Eigenschaften, wie sie durch Charakter, Erziehung, Gewohnheiten, Auffassungen, Lebensanschauung bedingt werden — und die Übereinstimmung oder Mangel an Übereinstimmung in dieser Hinsicht —, die hier entscheiden.

* * *

In den leichten, bis zu einem gewissen Grade normalen Fällen von ehelicher Abneigung kommt nur ein relativ kleiner Teil der erwähnten Faktoren (z. B. einige aus der letzten Gruppe, sowie der indirekt-sexuelle Widerwillen), außerdem häufig nur mit Unterbrechungen, zur Wirkung. In den schweren fortschreitenden Fällen hingegen treten sie nacheinander alle oder beinahe alle in Tätigkeit, wenn es auch vorkommen kann, daß in manchen Punkten schon sehr bedeutsame Abneigungserscheinungen bestehen, während in anderer Hinsicht die Anziehung noch sehr stark ist.

Zu den letzten Fällen gehören z. B. die für die unwissende und nicht nachdenkende Außenwelt unerklärlichen Ehen, in denen trotz offensichtlicher, oft zu kaum verborgenen Streitigkeiten führender Abneigung doch noch lange Zeit eine sehr starke Bindung bestehen bleibt. Das sind die Ehen mit eigentlich absoluter Harmonie auf praktisch sexuellem Gebiet und völligem Mangel an Übereinstimmung des Denkens bei temperamentvoll veranlagten Menschen.

Auch das Gegenteil kommt vor. Daß das aber noch viel seltener ist, liegt in der Art der Dinge. Wer Einblick in das sexuelle Fühlen von Mann und Weib und ebenso in das Wesen des Männlichen und des Weiblichen erhalten hat, wird das verstehen. Aber er wird doch nicht darüber staunen, daß solche Fälle häufiger zu sein scheinen (wenigstens scheinen wollen), als mit der objektiven Wahrheit übereinstimmt. Denn er durchsieht die Absicht des Stückes, das die beiden dramatis personae, die „geistig hochstehende Frau" — eine Rolle, die bei den Schauspielerinnen auf der Lebensbühne stets beliebt gewesen ist, aber sich in unserer Zeit, die alles verallgemeinert, ihres besonderen

Interesses erfreut, — und der „gutgesinnte, völlig in seiner Arbeit aufgehende Mann“ dem geehrten Publikum, einander und wohl auch sich selbst vorspielen. Und darum fällt er auch nicht aus seinem Himmel von Illusionen, wenn er eine solche Idylle manchmal in einem Augenblick, in dem man es am wenigsten erwartet hätte, durch einen elementaren Ausbruch lang unterdrückter Gefühle gestört sieht.

Die eheliche Abneigung kann von jeder der angeführten Gruppen von Faktoren und innerhalb der Gruppen von einem oder von einigen derselben ausgehen. In den relativ rasch auftretenden und schnell ernst werdenden Fällen liegt die erste Ursache oft auf direkt-sexuellem Gebiet oder in einem der akzidentellen Faktoren, besonders in den Charaktereigenschaften eines oder beider Gatten. Die verhältnismäßig spät auftretenden und chronisch progressiv verlaufenden Fälle gehen hingegen mehr von dem indirekt-sexuellen Gegensatz aus, der, wenn er sich einmal Bahn bricht, schon bald Verstärkung aus der Gruppe der akzidentellen Faktoren erhält. Das sind die Fälle, in denen die sexuelle und erotische Anziehung sowohl jenen Gegensatz als auch den trennenden Einfluß der genannten Faktoren unterdrückt — sie tatsächlich mit dem Mantel der Liebe bedeckt — aber sich auf die Dauer nicht mehr dazu fähig erweist, weil sie allmählich schwach wird.

* * *

„Das ist es ja gerade,“ so höre ich am Ende dieser Rekapitulation einwenden. „Du gibst also die Schicksalsbedingtheit der ehelichen Abneigung zu: Sie muß kommen, auf dem einen Weg oder auf dem anderen, früher oder später. — Bleib einmal logisch und hab den Mut, mit uns zu erkennen, daß die Ehe auf einer verkehrten Voraussetzung — der Möglichkeit, sogar der Wahrscheinlichkeit eines dauernd guten Einverständnisses zwischen den Gatten — beruht. Verwirf diese gesellschaftliche Einrichtung, so wie wir sie verwerfen und hilf uns, an ihre Stelle eine Regelung der geschlechtlichen Beziehungen zu setzen, die besser der Art des Menschen Rechnung trägt.“

So könnte wenigstens einer jener zur Einfachheit in ihrem Denken neigenden Idealisten sprechen, die überzeugt sind, daß die Schwierigkeiten des Lebens sich verhältnismäßig leicht vermeiden lassen, wenn man nur die nötigen Veränderungen der bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen herbeizuführen bereit ist.

* *

* * *

Meine Antwort ist: Nein — und nochmals Nein!

Ich bestreite auch, daß meine Darlegungen zu dieser Schlußfolgerung führen müssen, und ich bestreite ebenso, daß eine andere freiere Regelung der ge-

schlechtlichen Beziehungen dem Mann und der Frau mehr Aussicht auf Glück bietet als die Ehe.

In der Tat — in leichten Graden und in intermittierender Form (d. h. also sich nur von Zeit zu Zeit zeigend) ist die eheliche Abneigung nicht zu vermeiden. Wir müssen sie, solange sie nur auf diese Weise ihr Bestehen kundtut, als normale Erscheinung betrachten und, was noch mehr sagt, als heilsam.

Sie ist nötig, weil der Bogen der ehelichen Liebe, wie jeder andere Bogen, nicht immer straff gespannt sein kann.

Sie ist gut, weil die zeitweilige Verminderung der Anziehung, die sich aus dieser leichten Abstoßung ergibt, der darauf wiederum folgenden Verstärkung erhöhten Reiz verleiht. Ja, dieses wechselnde Spiel von Anziehung und Abstoßung läßt, wenn es innerhalb der richtigen Grenzen bleibt und wenn die Anziehung doch immer überwiegt, diese mit der Zeit wachsen, und der Gegensatz, den jene leichte Abneigung bewirkt, führt dazu, daß die Gatten sich der Intensität ihrer Liebe und Anhänglichkeit erst recht bewußt werden.

Sie ist nützlich, weil sie ein All-zu-sehr-ineinander-aufgehen verhütet und den Verlust der Persönlichkeit verhindert.

Und sie wirkt als heilsames Reiz- und Kräftigungsmittel, das dem erschlaffenden Einfluß einer ununterbrochenen Übereinstimmung entgegenarbeitet. Denn wir Menschen sind nun einmal so geartet, daß ein gewisser Widerstand nötig ist, um uns zur Anspannung unserer Kräfte zu reizen, und wir brauchen Gegensätze, um Interesse zu behalten und Langeweile zu verhüten.

* * *

Und wie steht es mit der Schicksalsbedingtheit der hochgradigen ehelichen Abneigung? — Die gibt es gewiß! Aber nur für den Mann und die Frau, die sich nicht zur Wehr stellen; die weder über sich noch über ihren Partner zur Klarheit kommen können; die das Wesen der Ehe ebensowenig verstehen, wie sie das Leben begreifen; die immer nur sich selbst suchen und nicht zur wirklichen Hingabe imstande sind; die nicht wissen, daß es besonders in der Ehe seliger ist zu geben als zu nehmen.

Nicht hingegen für den Mann und für die Frau, die wissen und begreifen; die den Feind kennen und ihm mit Selbstvertrauen und dem festen Willen, sich nicht besiegen zu lassen, in die Augen sehen.

Denn die eheliche Abneigung kann durch den, der guten Willens ist, immer verhütet oder bezwungen werden, — es sei denn, daß der Partner so

bedenkliche Eigenschaften aufweist, daß niemand lang mit ihm zusammen zu leben vermag, oder daß Abnormitäten im Spiel sind.

* * *

Was nun die freie Liebesverbindung im Vergleich mit der Ehe betrifft, so nimmt eine solche, sobald sie mehr ist als eine Amourette, eine Liebelei, eine Episode, in bezug auf die Möglichkeit des Entstehens der „ehelichen" Abneigung eigentlich völlig den Charakter der Ehe an. Will man dafür ein Beispiel aus der Dichtkunst, so greife man zu Paul Géraldys Zyklus „Toi et moi"[1]). Wer tiefere Gefühle hat, wird das Buch nicht ohne schmerzliche Rührung aus der Hand legen.

Daß aber eine wirkliche Liebesverbindung mehr als eine Episode sein will, das brauche ich einem Menschen, der jemals geliebt hat, ebensowenig zu beweisen, als daß eine bloß auf kurze Frist geschlossene erotische Beziehung nicht imstande ist, den Bedürfnissen der Liebe zu genügen. Selbst solche, die eigentlich die Liebe noch gar nicht kennen — das Mädchen oder der Jüngling, die noch nicht über das Stadium der undifferenzierten Liebe hinaus sind — wissen das intuitiv.

Das Bedürfnis nach Liebe, d. h. nicht bloß nach dem Ausleben der Sexualität und Erotik, sondern nach der Verbindung dieser beiden mit so vielen ihnen mehr oder weniger verwandten, aber auch nicht verwandten asexuellen Faktoren, die den weiten Begriff, der Liebe genannt wird, bilden, — jenen Begriff, den niemand recht definieren kann, der für einen jeden Menschen und in jedem Fall wieder etwas anderes bedeutet, und der doch stets derselbe Begriff ist, den jeder versteht, — dieses Bedürfnis ist so stark, daß es sich nicht oder nur schwer unterdrücken läßt.

Liebe hat den Drang nach Ewigkeit in sich. Darum hat der Autor (dessen Namen mir zu meinem Bedauern entfallen ist), der die altdeutsche Wortform êwe einerseits mit ewig, andererseits mit Ehe in Verbindung gebracht hat — ob das philologisch richtig ist oder nicht, kann ich nicht beurteilen —, eine Bemerkung gemacht, die von viel Menschenkenntnis zeugt. Und das „Herr, gib in deiner Gnade, daß wir miteinander alt werden", das in einem alten Hochzeitsgebet steht, läßt eine tiefere Einsicht in die wesentlichen Bedürfnisse des menschlichen Herzens erkennen, als der Ruf nach der Ehe auf Probe oder nach dem gesetzlich geschützten Verhältnis.

Nur die Ehe — und dann noch nur der wirklich als Ehe gefühlte Bund, der also mit der religiösen, nicht nur der Form nach kirchlichen Ehe weitgehend übereinstimmt — ist auf Dauer eingestellt.

---

[1]) In deutscher Übersetzung von Franz von Rexroth im Dioskuren-Verlag in Wiesbaden erschienen.

Und nur eine solche Liebesbeziehung, die auf Bleiben eingestellt ist, die den Glauben an Dauer in sich trägt, kann die Bedürfnisse der Liebe wirklich befriedigen.

* *

Aber das ist noch nicht alles: Der Mann und die Frau, welche die zwischen ihnen bestehenden Liebesbande als leicht lösbar betrachten, werden sich wenig oder gar nicht bestreben, die Abneigung, die eine freie Verbindung doch ebenso bedroht wie eine Ehe, zu verhüten oder zu bekämpfen. Sie werden sich viel mehr gehen lassen, viel leichter in den ersten Erscheinungen das sich nähernde F a t u m sehen, und ihre Beziehungen beendigen, wenn das Übel schlimmer wird. Zu spät aber werden sie bemerken, daß diese Trennung für beide Parteien nicht ohne psychische Schädigung abläuft und daß ein auf diese Weise entstandener Defekt sich lange fühlbar macht. Das gilt natürlich nur für wirkliche Liebesverbindungen. Über flüchtige sexuelle Beziehungen sprechen wir nicht; die stehen hier nicht zur Diskussion. Sie sind übrigens ebensowenig mit der freien Liebesverbindung wie mit der Ehe zu vergleichen und können den Beteiligten nicht einmal vorübergehend eine volle Beglückung schenken.

Und dann: Was muß dem Bruch einer freien Liebesverbindung folgen? Neue Verhältnisse von derselben Art, die denselben Verlauf nehmen. Und nach einigen weiteren Experimenten die Entmutigung und die völlige Abkehr vom anderen Geschlecht oder aber die fortschreitende Entartung der Fähigkeit, wirklich zu lieben, und die Jagd nach erotischen und zum Schluß lediglich sexuellen Surrogaten von stets minderer Art.

Es sei denn, daß, noch bevor es endgültig zu spät ist, die E i n s i c h t kommt — die Einsicht besonders auch, daß eine Liebesverbindung, die nicht als bleibend gedacht ist, Mann und Frau einer für ihre psychische Bildung und für ihr seelisches Höherstreben äußerst wichtigen Möglichkeit beraubt, die nur die auf Dauer berechnete Ehe schenken kann: sich mit- und durcheinander zu vollenden.

* * *

Hiermit ist die Frage, ob die Feststellung, daß jede Ehe mehr oder weniger durch die eheliche Abneigung bedroht wird, zu der Verwerfung dieser Einrichtung und zu ihrer Ersetzung durch eine andere, leichter lösbare Form der Verbindung zwischen Mann und Frau führen sollte, meiner Überzeugung nach schon im negativen Sinn entschieden, ohne daß es nötig ist, sich der nicht weniger starken religiösen und politischen Beweisgründe zu bedienen oder jene anzuführen, die sich aus den wirklichen Interessen der Frauen und der Kinder ergeben.

So viel Wert und so viel Wichtigkeit man aber auch diesen Beweisgründen zuerkennen will, so sind damit die Motive, die in einer Apologie der Ehe — einer Apologie, die aller ehelichen Abneigung zum Trotz vollkommen überzeugend zu sein hat und sein *kann* — verarbeitet werden müssen, noch keineswegs erschöpft.

So gibt es denn noch den Beweggrund, der darauf basiert ist, daß die Ehe eine „Aufgabe" ist (eine „Aufgabe" in der doppelten Bedeutung einer Arbeit, die verrichtet, und einer Frage, die gelöst werden muß), und daß „nur das Lösen von Aufgaben, nur das Arbeiten glücklich macht"[1]) — ein Satz, den ich vollkommen unterschreibe und in diesem Fall gern mit einem Aphorismus zusammenstelle, den ich in meinen eigenen Aufzeichnungen finde: „An jedem Glück muß stets gearbeitet werden, und an dem der Ehe erst recht".

Da gibt es weiter das mit dem schon erwähnten Beweggrund verwandte Motiv des geistig befruchtenden Einflusses der Ehe als Folge der suggestiven Wirkung, welche die Gatten aufeinander ausüben, einer Wirkung, die, wie wir früher gesehen haben, zwar auch ungünstig sein kann, aber andererseits tatsächlich auch zu viel Gutem zu führen vermag.

Dann das Motiv der großen bindenden Kraft, welche die Interessengemeinschaft der Ehe ausübt, besonders wenn sie, bei richtiger Verteilung von Arbeit und Verantwortlichkeit, zu wahrem Zusammenwirken führt, sei es nun, daß eben dieses sich, wie das oft bei weniger entwickelten Menschen vorkommt, auf den Kampf ums Dasein und auf das Streben, vorwärts zu kommen, beschränkt, sei es, daß es, was leider allzu selten ist, auf hohem geistigem Niveau steht.

Weiter das Motiv, aus dem hervorgeht, *daß keine andere Beziehung als jene, die in der Ehe gefunden wird, eine Vereinigung der Befriedigung des Gemeinschaftstriebes und des Geschlechtstriebes ermöglicht*, — ein Beweggrund, den ich zu den allerwichtigsten rechne, weil der Mensch nicht nur das Bedürfnis nach Befriedigung des einen *und* des anderen Triebes in sich fühlt, sondern tatsächlich auch den Drang, diese zwei in *eine* Richtung zu leiten, sie zu vereinigen und auf ein und dasselbe Objekt zu konzentrieren, so daß sich daraus *persönliches Bedürfnis und Trieb zu der Ehe ergeben*.

* *

Es gibt noch so viel andere Beweggründe. —

Aber das Hauptmotiv kann doch nur der Grundgedanke sein: Die Ehe ist eine Zweieinheit, eine Einheit höherer Ordnung.

---

[1]) *Wilhelm Sauer*, Philosophie der Zukunft, Ferdinand Enke, Stuttgart, 1923.

Wir finden dieses Motiv in allen Tonarten und Nuancen, bei den Philosophen aller Zeiten und Länder; in China vor beinah 5000 Jahren, in der Alten Welt wie in der Neuen; bei Menschen von reifem Alter und praktischer Lebensweisheit und bei jungen Leuten ohne jede Erfahrung in Leben und Liebe.

Ja gerade bei den verhältnismäßig sehr jungen Menschen, die eben beginnen, einen Begriff davon zu bekommen, was lieb-haben bedeutet, ist das aus den tiefsten Schichten des Unterbewußtseins quellende Gefühl, daß die (oder der) Geliebte die lang[1]) entbehrte und lang gesuchte Hälfte des eigenen Ichs ist, so auffallend, so stark, so verbreitet, so sehr eine Allgemeinerscheinung, daß wohl bei manchem, der über diese Erscheinung nachsinnt, der fragende Gedanke sich auftun mag, ob da nicht eine Äußerung des Unbewußten (des Kollektiv-Unbewußten) vorliegt.

Die Ehe als eine Einheit höherer Ordnung zu sehen — als selbständigen Organismus, wie ich sie schon in meinem ersten Buch bezeichnet habe —, in welcher jeder der beiden Ehegenossen aufgeht, auch wenn er seine eigene Persönlichkeit bewahrt; zum Gemeinschaftsbewußtsein zu gelangen, das diese Einheit verlangt und schafft; die Überzeugung zu besitzen und immer wieder und immer mehr zu verstärken, daß das Glück dieser Gemeinschaft viel wertvoller für die an ihr Teilhabenden ist als die Erfüllung aller egoistischen Wünsche; — *nur dadurch kann der Mensch den in ihm lebendigen Konflikt zwischen dem Bedürfnis nach der Ehe und der Abstoßung, die Männlich und Weiblich aufeinander ausüben, im positiven Sinn lösen.*

Wer ein Symbol braucht, in dem die Beziehung von Mann und Frau zueinander und zur Ehe in diesem Sinn wiedergegeben ist, kann ein solches in *Keyserlings* höchst bedeutsamen, leider für viele Menschen nicht völlig verständlichen Beitrag zu dem von ihm herausgegebenen Ehebuch „das richtig gestellte Eheproblem“ finden, in dem er die Einheit der Ehe mit einem elliptischen Kraftfeld vergleicht, das zwei Brennpunkte hat, die niemals ineinander aufgehen können, sich niemals miteinander verschmelzen lassen und deren polare Spannung nicht aufgehoben werden kann, wenn das Kraftfeld bestehen bleiben soll.

Und wer, wie ich, dazu neigt, in seinem Gedankengang zum Ausgangspunkt zurückzukehren, dem wird, wenn er versucht, *Kiplings* „East is East and West is West“ und unsere daran geknüpfte Überlegung über Mann und

---

[1]) Nicht selten wird ausdrücklich angegeben, daß diesem Gefühl nach das Entbehren und Suchen weit länger gedauert hat als mit der Lebenszeit übereinstimmt.

Weib mit dem jetzt Besprochenen in Übereinstimmung zu bringen, das hier folgende, da und dort etwas verkürzte Zitat aus J. Reitsmas Aufsatz „Oost en West"[1]) willkommen sein. Ich kann es dem Leser selbst überlassen, die Verbindung zwischen diesen Gedanken und unseren, sich auf einem begrenzten Gebiet bewegenden Betrachtungen herzustellen.

„Wenn wir somit die beiden wichtigsten Gruppen der Menschheit als Mann und Weib betrachten dürfen, so macht die uralte Weisheit der Chinesen einen besonderen Eindruck auf uns. Eine der durch Konfuzius kommentierten heiligen Schriften der Chinesen ist der I-Ging. Der Kerngedanke dieses Buches ist folgender: Das gesamte All ist zusammengestellt aus zwei polaren Prinzipien, die beide aus dem Einen, Tai-Gi, gebildet sind. Diese Polaritäten rufen durch ihre verschiedenen Verbindungen die endlose Vielzahl aller Erscheinungen, aller Wesen und aller Dinge im All hervor. Später hat sich hieraus ein vollständiges philosophisches System, Yang und Yin, entwickelt. Yang ward auch das männliche, Yin das weibliche Prinzip genannt, beide durch und aus der ungeoffenbarten Einheit Tai-Gi gebildet und also auf mystische Weise aus ein und demselben Grundprinzip hervorgehend.

So bilden der Westen und der Osten, die männliche und die weibliche Hälfte der Menschheit ein Ganzes, sind im Ursprung eins. Ebenso bilden unsere untereinander so verschiedene linke und rechte Hälfte einen Körper, wie auch die beiden unendlichen Sternenströme, die sich in entgegengesetzter Richtung bewegen, ein Weltall ergeben.

Über den polaren männlichen und weiblichen Prinzipien steht das Ungeoffenbarte, das sich selbst begrenzte, als es sich offenbarte."

„Wo die Liebe sich als Einheitstrieb und Einheitsbewußtsein äußert, wo die Abendländer den Einheitstrieb und die Orientalen das Einheitsbewußtsein zum Ausdruck bringen, dort kann man sagen, daß Ost und West, daß die ganze Menschheit umfaßt ist durch die Liebe. Aber tiefer noch als der Drang nach Einheit und tiefer noch als das Bewußtsein der Einheit, ist die Einheit selbst, das Ungeoffenbarte, das das Wesen von allem ist, das wir kennen."

* *
* * *

Unser Bedürfnis nach der Ehe beruht nicht nur auf dem Verlangen nach vereinigter Befriedigung des Gemeinschafts- und Geschlechtstriebes. Auch der Wunsch nach Sicherung trägt viel zu jenem Bedürfnis bei. Vor allem nach Sicherung des Liebesbesitzes, aber ebenso auch nach Sicherheit, nach dem Gefühl sicherer Geborgenheit, das die eheliche Einheit, deren Symbol der häusliche Herd ist, uns gewährt.

[1]) Gids, 1. November 1925.

Dieses Gefühl brauche ich wohl nicht zu analysieren, aber ich muß darauf hinweisen, daß die Sicherheit, welche die Ehe bietet, zwar wahrhaftig auch für den Mann große Bedeutung hat, aber für die Frau objektiv wie subjektiv unendlich wichtiger ist. Als Beweis dafür brauche ich nur an die natürlichen Folgen der Geschlechtsgemeinschaft und an alle damit zusammenhängenden Gefühle zu erinnern.

Wie bedeutsam also auch die Ehe für den Mann sein mag, — für die Frau ist sie noch viel wertvoller und wichtiger.

* * *

Die Frau hat aber nicht nur größeres Interesse an der Ehe, sie hat auch im allgemeinen mehr Talent für sie: ihre speziell weiblichen Eigenschaften — insbesondere ihre mit der stärkeren sekundären Zerebralfunktion zusammenhängender Takt und natürliche Weisheit, ihre Alterozentrizität, ihre Mütterlichkeit, ihre Fähigkeit, sich anzupassen, und ihre Neigung, sich anzulehnen — verleihen ihr eine größere Eignung für die Ehe, als der Mann mit seiner ihn kennzeichnenden Aggressivität, seiner Egozentrizität und seinem Streben nach außen besitzt.

* *

Mehr Interesse an der Ehe und mehr Talent für die Ehe, das bezeichnet in einem gewissen Sinn und bis zu einem gewissen Grad auch: mehr Verantwortlichkeit für das Glück der Ehe.

In gewissem Sinn und bis zu einem gewissen Grad! — Denn es ist wohl selbstverständlich, daß der Mann nicht einfach alles tun und lassen kann, was sich mit der Ehe nicht verträgt, ohne daß das auf ihr Glück zurückwirkt; und es ist nicht weniger wahr, daß der Mann in manchem Fall, in dem die Frau ihre Aufgabe nur ungenügend erfüllt, durch erhöhte Anspannung noch sehr viel retten kann, so daß er wohl tatsächlich mitverantwortlich ist, wenn er diese ausgleichende Anspannung unterläßt.

Und nicht zu vergessen: Ich nehme nichts zurück von meiner in der „Vollkommenen Ehe" ausgesprochenen Auffassung, daß es der Mann ist, der zum allergrößten Teil die Verantwortlichkeit trägt für das Schicksal der Ehe auf erotischem Gebiet — somit für die Grundlagen des ehelichen Glückes und zum nicht geringen Teil auch für den weiteren Verlauf der Ehe.

Aber mit diesen sehr wichtigen Einschränkungen kann man sagen, daß das Verdienst oder der Tadel für das Gelingen oder Mißlingen der Ehe hauptsächlich der Frau angerechnet werden muß.

Will man es etwas anders in einem Aphorismus ausdrücken, dann könnte man sagen:

Das Schicksal der Ehe hängt anfänglich vom Mann ab, später von der Frau.

Oder noch anders: Für den Unterbau der Ehe ist der Mann verantwortlich, für den Aufbau die Frau.

* * *

Ich habe in meinem ersten Buch dargetan, daß der Mann diese Verantwortlichkeit nur zu oft nicht fühlt und die Aufgaben, die ihm in erotischer Hinsicht in bezug auf seine Frau erwachsen, nicht oder nur schlecht erfüllt. Gleichzeitig konnte ich dem Mann aber den Weg weisen, auf dem er zur Behebung seiner Mängel gelangen kann. Da das Betreten dieses Weges kein wirkliches Opfer von ihm erfordert, sondern im Gegenteil — abgesehen von der Einsicht, die er jetzt ohne allzugroße Anstrengung erreichen mag — nichts anderes verlangt, als sich selbst zu beherrschen und in erster Linie an seine Frau zu denken, was doch schließlich und endlich auch seinen eigenen geschlechtlichen Genuß und seine erotischen Freuden erhöht und bereichert, so zweifle ich nicht, daß der Mann, der weiß und begreift, diese seine Aufgabe nunmehr den Forderungen entsprechend erfüllen wird.

* *

Ob die Frau ihre Verantwortlichkeit und ihre Aufgaben begreift — oder wenigstens fühlt — und einigermaßen richtig erfüllt?

Für viele Frauen kann man diese Frage glücklicherweise noch immer mit einem mehr oder weniger überzeugten, nicht selten mit einem von Herzen kommenden Ja beantworten. Und das Wort „Ehret die Frauen" mit allem, was danach folgt, hat für diesen Teil des „schwächeren Geschlechtes" noch immer mehr als geschichtliche Bedeutung.

Aber daß in den letzten Jahrzehnten eine beunruhigend große, immer schneller ansteigende Zahl von Frauen jedes Verantwortlichkeitsgefühl und beinah jeden Begriff in dieser Hinsicht verloren hat, so daß an das Erfüllen einer Aufgabe beim Aufbau der Ehe überhaupt nicht mehr gedacht wird, — auch das kann ich, diesmal zu meinem Bedauern, nicht bezweifeln.

Hätte ich daran gezweifelt — was für jemanden, der nicht mit sehenden Augen blind ist, unmöglich gewesen wäre —, so würden mich die vielen Briefe, die ich nach Erscheinen der „Vollkommenen Ehe" von Männern aller Art und verschiedener Altersstufen bekommen habe, wohl belehrt haben, wie die Dinge stehen.

Solche Briefe sind besonders lehrreich. Die von Frauen — ich erhielt auch solche in großer Zahl, wenn auch jenes Werk eigentlich nicht für

Frauen geschrieben ist — sind ohne Ausnahme und ohne jeden Rückhalt mit der Tendenz des Buches einverstanden; manche von ihnen danken mir „im Namen der Frauen" dafür, daß ich unumwunden ausgesprochen habe, wie sehr die meisten von ihnen in der Ehe zu kurz kommen, weil sie in sexueller Hinsicht unbefriedigt bleiben.

Hingegen beginnen zwar die Briefe der Männer beinahe alle damit, offenherzig zuzugeben, daß ich auf einen sehr häufigen Fehler im Betragen der Gatten gegen ihre Frauen hingewiesen habe, aber sie spiegeln doch die so gut wie einstimmige Meinung wider, daß in meinem Buch „die Frau viel zu gut wegkommt".

Ich will mich hier nicht gegen die darin enthaltene, gelegentlich auch deutlich ausgesprochene Beschuldigung, für die Frau gegen den Mann parteiisch gewesen zu sein, verteidigen, weil jene Briefschreiber außer Betracht gelassen haben, daß ich in dem genannten Buch nur eine Seite des Problems behandeln wollte. Denn eine solche Verteidigung würde den Lauf meiner jetzigen Darlegungen nur unterbrechen, statt uns weiter zu bringen. Aber ich halte es doch für wichtig, den Gedankengang dieser Männer wiederzugeben, weil das für manche Frauen, die dieses Buch lesen, dazu beitragen kann, zu der für den Aufbau des Eheglückes so hochwichtigen Einsicht in die Denkweise des anderen Geschlechtes zu gelangen.

So halte ich ihnen also als Spiegel den folgenden Brief vor. Er ist ein typisches Beispiel für den hier gemeinten Gedankengang und stammt von einem mir befreundeten, etwa 50 Jahre alten, sehr intelligenten Ingenieur, der eine große Fabrik leitet, glücklich verheiratet und ein ausgezeichneter Vater seiner beinahe erwachsenen Kinder ist, gut zu beobachten versteht und sich viel in der Welt umgesehen hat.

Also: „Die Frau kommt mir in Ihrem Buch zu gut weg. Es ist mir klar, daß der Mann in der Ehe sehr viele Fehler begeht, und daß er ein sehr ungeschickter Liebhaber ist, zu viel an sich selbst denkt und überdies zu wenig über Körper und Seele der Frau weiß; daß er sich also, um es so auszudrücken, einigermaßen dumm und tölpelhaft benimmt. Das ist richtig, und es ist gut, daß Sie darüber ein kräftig Wörtlein gesprochen haben. Aber andererseits habe ich doch den Eindruck, daß die meisten Ehen aus dem bürgerlichen Milieu hauptsächlich durch den Mann beisammengehalten werden. Die Frau geht auf in den Pflichten des Haushaltes, in ihren Vergnügungen, in ihren Tändeleien, in einer unsinnigen Vergötterung der Kinder und in maßloser Oberflächlichkeit, die sich hauptsächlich in dem ganzen Getue mit den Kleidern äußert. Von der eigentlichen sittlichen Bedeutung der Ehe und der Familie haben die meisten Frauen gar keine Ahnung. Sie betrachten die Ehe als ein Gebiet, auf dem sie so viel wie möglich ungestört ihren kindlichen

und oft kindischen Vergnügungen leben können. Der Mann soll dabei materiell versorgt werden; seine Anforderungen auf geschlechtlichem Gebiet muß man wohl ertragen [1]); aber er ist und bleibt ein einigermaßen lästiges Anhängsel. Ich hätte darum gewünscht, daß Sie in Ihrem Buch auch den Frauen ein kräftig Wörtchen gesagt hätten, um sie darauf hinzuweisen, was sie dazu beitragen könnten, um eine wirklich vollkommene Ehe zu ermöglichen. Sieht man in der Frau nichts als die Geliebte, dann wird sie natürlich mit der Zeit sehr an Bedeutung verlieren; sie muß auch eine wirkliche Lebensgefährtin sein und ihrem Gatten dadurch vorwärts helfen, daß sie seinen Manneswert erhöht und ihn fühlen läßt, wozu er imstande ist. Die meisten Frauen setzen hingegen ihre Männer herab und stellen sich selbst als ungeschickte Regentinnen an die Spitze der Familie. Ich habe einmal gesagt: ‚Der Mann sieht sein Glück in seinem Beruf, die Frau ihren Beruf im Glück.' Nun ist aber das Leben nicht eine Anhäufung von Glück, sondern eine unberechenbare Vermischung guter und schlechter Karten, geradeso wie beim Bridge. Es kommt darauf an, trotzdem sein Spiel gut zu spielen und, wenn man einmal eine Menge schlechter Karten in die Hand bekommt, seine gute Laune nicht zu verlieren. Die Frau will aber nur Trümpfe in Händen haben und ist böse auf das Schicksal und auf ihren Mann, wenn sie einmal ein schlechtes Spiel bekommt."

Man sieht, daß dieser Mann — einer von vielen! —, der persönlich nicht einmal Grund zur Klage hat, für den Frauentypus, den er in dem ihm gut bekannten Milieu häufig trifft, keine Bewunderung hegt.

Und dabei schweigt er dann noch über den anderen Typus, dem man, echt oder in verschiedenwertigen Imitationen, je länger je mehr und in stets weiteren Kreisen begegnet, den Typus, den ich zufällig, während ich diese Zeilen schreibe, durch eine sicher nicht altmodische Frau gekennzeichnet finde, als das moderne, sich außer Haus vergnügende, anspruchsvolle, tanzende Weibchen mit kurzen Haaren [2]) und kurzen Röcken, mit gefärbten Wangen, Lippen und Brauen, die zwar ein Auto, aber nicht ihre Kinder zu lenken versteht, die mit einem Schwarm von Anbetern flirtet, aber ihren eigenen Mann nicht zu fesseln vermag, die auf Basaren Tee schenkt, Liebhabereien aller Art hat und sich auf alles versteht, außer auf den Haushalt [3]). — Und wir wissen alle, daß auch dieser Typus bei weitem noch nicht der schlechteste ist!

* * *

---

1) à qui la faute?! V.

2) Ich möchte nicht alle kurzen Haare über einen Kamm scheren (!). Für Frauen mit verhältnismäßig spärlichem Haarwuchs sind sie ein guter Ausweg — auch in hygienischer Hinsicht.

3) Emmy Belinfante in „De Groene Amsterdammer", Nr. 2585.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Fehler, welche die Frau beim Aufbau der Ehe begeht, weit schwieriger zu vermeiden sein werden als jene, die der Mann beim Unterbau zu überwinden hat, weil sie ihrerseits hierzu viel mehr wirkliche und vermeintliche Opfer zu bringen hat, als der Mann seinerseits dazu. In vielen Fällen wird deshalb der Mann nicht nur den natürlicher Weise auf seine Rechnung kommenden Teil des Aufbaues und des Unterhaltes des Ehegebäudes auf sich nehmen müssen, sondern auch noch einen Teil der Aufgaben seiner Frau zu übernehmen haben.

Kapitel X

Über die Gattenwahl

ERSTER TEIL

Liebe und Verstand

Wie schwierig es ist, eine Ehe glücklich zu machen und besonders, sie glücklich zu erhalten, haben wir im Vorhergehenden gesehen. Richtiger gesagt, wir haben gesehen, aus welchen Ursachen das eheliche Glück so wenig widerstandsfähig ist und so oft der ehelichen Abneigung weichen muß.

Wir wissen also auch, daß diese Ursachen zu einem bedeutenden Teil wesenseigentümlich sind, so daß sie wohl bekämpft (und mit Erfolg bekämpft!), aber nicht vermieden werden können; daß sie sich aber zu einem anderen, gleichfalls sehr wichtigen Teil, nämlich insofern sie ein akzidentelles Gepräge tragen, tatsächlich vermeiden lassen.

Es liegt auf der Hand, die Bekämpfung der ehelichen Abneigung mit der Vermeidung jener Schwierigkeiten, denen man aus dem Weg gehen kann, zu beginnen. Nicht nur in Theorie, hier also in unseren Betrachtungen, sondern vor allem in der Praxis.

Das haben im allgemeinen jene Menschen, die im Leben Erfahrungen gemacht und diese Erfahrungen überdacht haben, mit anderen Worten, alle Älteren, alle Eltern, überall und jederzeit getan, indem sie für die Unerfahrenen, für ihre Kinder, auf Grund verstandesmäßiger Überlegung die Wahl des Gatten getroffen und diese Wahl nicht der jüngeren Generation selbst überlassen haben. Denn sie wußten, daß eine Ehe um so mehr Aussicht auf Gelingen hat, je besser die Gatten in äußeren Umständen und inneren Anlagen zueinander passen.

Leider ist die Beurteilung der Anlagen weit schwieriger als die der Umstände, was zusammen mit der bei weitem nicht immer theoretischen Gefahr, daß bei den durch die Eltern zusammengebrachten Ehen eigenes Interesse überwiegend war, häufig dazu geführt hat, daß der erste Faktor, die Veranlagung, nicht derart beachtet wurde, wie er seiner Bedeutung nach verdiente.

Die Reaktion ist nicht ausgeblieben; die jungen Menschen der letzten Generationen haben sich mehr und mehr der bei der Eheschließung ausgeübten Vormundschaft entzogen, so daß jetzt in sehr breiten Schichten der europäischen und amerikanischen Gesellschaft die Eltern eine Mitteilung von den Eheplänen ihrer Kinder praktisch nur zur Kenntnis zu nehmen haben.

* * *

Betrachten wir die Dinge von einem breiteren Standpunkt aus, dann handelt es sich offensichtlich doch nicht so sehr um eine Reaktion gegen den Mißbrauch, den die Eltern von ihrer Macht in bezug auf die Ehe ihrer Kinder gemacht haben. Denn, wenn das auch in manchen Fällen vorkam; wenn in anderen Fällen die Jüngeren auch unter der nicht mißbrauchten, gutgemeinten und so häufig auch sehr nützlichen Strenge und Härte der Eltern in dieser Hinsicht litten; wenn sie auch noch weit öfter unter der scheinbaren Härte und der in ihren Augen verkehrten Einsicht der Eltern, die sie daran hinderten, ihre wahre oder vermeintliche Liebe durch eine Ehe zu krönen, zu leiden glaubten; — die Mühe, die sich die Eltern mit der Ehewahl gegeben haben, hat viel mehr Gutes als Böses zur Folge gehabt. Und gar nicht wenige Männer und Frauen unserer Zeit haben im Verlauf ihres Ehelebens sich selbst mit einem tiefen Seufzer bekennen müssen, daß der seinerzeit über den Widerstand der Eltern gegen ihre Ehe errungene Sieg zu ihrem Unglück geführt hat.

Nein, der Widerstand der letzten Generationen gegen die Einmengung der Eltern bei der Ehewahl ist keine vereinzelte Erscheinung. Er ist — ebenso wie das Widerstreben gegen die Bevormundung bei der Berufswahl — nur ein Teil eines Komplexes von Erscheinungen, die sich in eben jenem Zeitraum entwickelt haben. Ob diese Erscheinungen sich nun auf die oben genannte Weise zeigen oder aber sich in dem Widerstreben der Frauen gegen die Leitung, gegen die Vormundschaft, die Herrschaft der Männer äußern; ob sie aus der Auflehnung des Demos gegen die Überherrschung durch die Aristoi oder aus dem Widerstand des Ostens gegen die Einmengung des Westens bestehen; — sie beruhen alle auf demselben dringenden Verlangen nach Emanzipation, nach Mündigsprechung; auf dem Widerstreben gegen Zwang; sie sind Zeichen von ein und derselben Unbotmäßigkeit gegen Autorität. Kurzum, sie gehören zu der Welle des Dranges nach „Freiheit", die alle Schichten der Menschheit mitgerissen hat — teilweise zu ihrem Nutzen, aber nicht weniger zu ihrem Schaden. Daß diese Welle in mancher Beziehung noch nicht ihren Scheitelpunkt erreicht hat, ist ebenso sicher, wie daß sie anderwärts schon am Umschlagen ist. Und daß ihre Höhe wieder von einem Wellental gefolgt werden wird, kann wohl nicht bezweifelt werden. Wir können das nicht nur aus unserem Wissen ableiten, daß jedes Geschehen im Rhythmus von Spannung und Spannungslösung verläuft, und aus unserer Wahrnehmung, daß die Wendung bereits beginnt. Es zwingt sich uns auch auf, weil bloß ein wenig Einsicht in das Wesen des Menschen nötig ist, um zu verstehen, daß hier etwas verlangt wird, was weitaus die meisten *nicht* begehren, das zu begehren sie sich nur einbilden, aber das sie in Wahrheit scheuen: *die Unabhängigkeit*. Denn dieser übergroße Teil der Men-

schen weiß zwar, was er nicht will, aber wahrhaftig nicht, was er wirklich will. Er will keine Befehle empfangen und meint alles sehr gut selbst tun zu können — solange es nur auf das Kritisieren und nicht auf das Handeln ankommt. Er trachtet, sich von einem bestehenden Zwang zu befreien, — und unterwirft sich (zu diesem Zweck), sobald gehandelt werden muß, einem anderen, scheinbar selbstgewählten, der meistens weit drückender ist.

Denn die Unabhängigkeit und das Selbstbestimmungsrecht, über die man so viel spricht und die man so sehr zu wünschen behauptet, stimmen nur bei einigen Kraftnaturen mit den vitalen Instinkten, über die sie verfügen, überein. Und die meisten Menschen wollen in Wirklichkeit viel lieber gehorchen als befehlen, viel lieber geleitet werden als leiten. Denn dieses ist weit schwieriger als jenes, es erfordert Anspannung und Kraft, während jener, der sich leiten läßt, nur dem Gesetz des geringsten Widerstandes folgt.

Diesen Gedankengang für die politischen Probleme, die ich eben angedeutet habe, zu verfolgen, liegt absolut nicht auf meinem Weg. Ich habe denn auch die Andeutung nur deshalb gemacht, weil es interessant ist, besondere Erscheinungen im Rahmen des allgemeinen Geschehens zu betrachten.

Für die Beziehung zwischen Mann und Frau hat ihn Gina Lombroso in ihrem Buch „La femme aux prises avec la vie"[1]) fesselnd und überzeugend dargestellt.

* * *

Was die Neigung der Jugend, sich bei der Wahl eines Lebensgenossen der elterlichen Herrschaft zu unterwerfen, betrifft, so bin ich bei weitem nicht sicher, daß das Wellental wieder erreicht werden wird. Die Tatsache, daß die Fälle, um die es sich hier handelt, gewöhnlich einen mehr akuten Charakter besitzen; die Stärke des Affektes, der da, wo auf diesem Gebiet ein Zusammenstoß zwischen Eltern und Kindern entsteht, meistens im Spiel ist; das der Jugend mehr als älteren Menschen eigene Verlangen, selbst ihren Weg zu suchen; die Eigenartigkeit des Zustandes, daß jener, der zu der Überzeugung kommt, daß er verkehrt tat, seinen eigenen Weg zu gehen und den Rat seiner Eltern in den Wind zu schlagen, nicht mehr zurück kann — das sind ebenso viele Ursachen dafür, daß man, nachdem einmal die Autorität der Eltern in dieser Hinsicht wesentlich beeinträchtigt ist, eine Wiederherstellung dieser Autorität in absehbarer Zeit nicht für wahrscheinlich halten kann.

---

[1]) In der französischen Übersetzung von François le Hénaff, 1924 bei Payot erschienen.

Um so mehr Grund, den jungen und sogar auch noch den weniger jungen Menschen, die ans Heiraten denken, mit allem Nachdruck vorzuhalten, daß sie doch gut daran tun werden, den Rat derer, die Erfahrung besitzen und Wissen, nicht nur ernstlich zu überdenken, sondern sogar zu suchen, — ob nun die Ratgeber die Eltern sind oder ältere und in dieser Beziehung reifere Menschen, die es sich zur Aufgabe stellen, den von ihnen verlangten Rat sachkundig zu erteilen.

Um so mehr Grund auch, den Eltern jene Kenntnis zu vermitteln, die sie neben ihrer Lebenserfahrung brauchen, um richtig Rat erteilen zu können.

Um so mehr Grund letzten Endes — aber sicher nicht an letzter Stelle —, die jungen Menschen selbst begreifen zu machen, was da alles im Spiel ist; sie nicht bei der Meinung zu lassen, daß ihre junge, knospende Liebe, ihre heiligen Gefühle und Vorsätze genügende Bürgschaft bieten für ein dauerndes Eheglück.

* * *

Ob ich dann aber die Liebe, die ich in diesem Zusammenhang eben zum ersten Male erwähnt habe, gering schätze und ihr beim Schließen einer Ehe wenig Bedeutung zuerkenne?

Das liegt mir fern! —

Nicht bloß, weil ich selbst Idealist bin und bleiben will; nicht nur, weil ich meine, daß der Mensch um seines eigenen wie um fremden Glückes willen das Ideal hochhalten soll. Sondern tatsächlich auch, weil die Intuition, die während des Prozesses der Systematisierung der noch indifferenzierten Liebesgefühle diese Gefühle auf ein bestimmtes Individuum des anderen Geschlechtes richtet und konzentriert, sehr viel dazu beitragen kann, daß eine in gewissem Sinn richtige Wahl getroffen wird.

* *

Ich sage: Dazu beitragen kann, daß eine in gewissem Sinn richtige Wahl getroffen wird.

Was dieses „kann" betrifft, so muß betont werden, daß die „intuitive Liebeswahl" manchmal nichts anderes als Schein ist und in Wirklichkeit nicht durch die Intuition, sondern durch den Zufall (manchmal sogar durch den absichtlich in Szene gesetzten „Zufall") beherrscht wird. In einem solchen Fall ist von Wahl keine Rede und also noch viel weniger von einer intuitiv richtigen Wahl — was sich nämlich stets dann sagen läßt, wenn ein Mann oder ein Mädchen (bzw. eine Frau) während eines Stadiums besonderer Empfänglichkeit für erotische Eindrücke bloß einem für die Fixie-

rung der individuellen Liebesbedürfnisse in Betracht kommenden andersgeschlechtlichen Menschen begegnet.

Über die „in gewissem Sinn" richtige Bahn, in welche die Institution die Liebesgefühle lenkt, glaube ich folgendes bemerken zu müssen:

Natürlich glauben zwei Menschen, die sich ineinander verliebt haben, daß ihre Liebeswahl auf individuellen Motiven beruht und zu ihrem persönlichen Glück leiten wird. Diese Meinung, nein, diese innige, feste Überzeugung ist ein Wahn, der Schopenhauer[1]) zufolge auf einem Betrug der Natur beruht. Denn diese spiegelt dem Mann und der Frau, die sich ineinander verlieben, nur vor, daß ihrem Wohlsein, ihren Wünschen, ihrem Glück damit gedient sei, während sie, die Natur, in Wahrheit nur den Interessen der Gattung dient, indem sie die Liebeswahl dieser beiden Menschen zustandekommen läßt.

Denn da es nicht die persönlich zueinander passenden Individuen sind, die eine gegenseitige erotische Anziehungskraft aufeinander ausüben, sondern jene, deren Eigenschaften in bezug auf die Fortpflanzung der Gattung (also in bezug auf die Möglichkeit des Entstehens einer für die Rasse brauchbaren Nachkommenschaft) einander kompensieren, so muß die Natur, die den Interessen der Art dient auf Kosten des Individuums und seines Glücks, dieses Individuum, um es ihren Plänen dienstbar zu machen, wohl wähnen machen, daß es in seiner Liebeswahl seinem eigenen Interesse nachstrebt. Auch hier aber ist der Wahn kurz, — und die Reue lang.

So läßt sich ungefähr der bittere und höhnische Gedankengang des Schöpfers der „Welt als Wille und Vorstellung" wiedergeben. Zweifelsohne hat das pessimistische Gefühlsleben des Philosophen ihm diesen Gedankengang diktiert. — Denn nicht nur in der Kunst, auch in der Wissenschaft (die Philosophie am allerwenigsten ausgenommen) wird die Natur wahrgenommen „à travers un tempérament".

Wenn wir Schopenhauer aber bei seinen melancholischen Folgerungen auch nicht begleiten wollen, so können wir doch nicht leugnen, daß er mit großem Scharfsinn die Absicht der Natur, die Instinkthandlungen der Individuen an erster Stelle für die Gattung nutzbar zu machen, durchschaut hat.

Das durch das tägliche Leben angestellte Experiment beweist diese These. Aber besser als aus der Betrachtung des Lebens durch gelegentliche Beobachter, deren Eindrücke eine verschiedene Auslegung erlauben, ergibt sich das aus den Ergebnissen einer Untersuchung, die Kretschmer über die körperliche und geistige Übereinstimmung in der Ehe bei 100 ihm gut bekannten Ehepaaren (denen später noch 70 Paare aus einer anderen Gruppe hinzu-

[1]) Metaphysik der Geschlechtsliebe.

gefügt wurden) angestellt hat[1]). Aus dieser Untersuchung geht hervor, daß in beinah 60 Prozent der Fälle die Paare durch hauptsächlich ungleiche Teilhaber gebildet wurden und in gut 15 Prozent durch mehr oder weniger einander gleiche Partner, während beim Rest der Fälle die Gleichheit oder Ungleichheit unentschieden bleiben mußte. In der Mehrzahl der Ehen haben also ungleichartige Elemente einander gesucht, und zwar, wie aus einer genauen Sichtung hervorgegangen ist, um so auffallender, je mehr die Temperamente auseinanderliefen und jedes an sich zur Extreme neigte. Eine Ehe zwischen gleichartigen Menschen hingegen wurde hauptsächlich in den Mittellagen gefunden, sowie bei jenen, die erst in höherem Alter geheiratet hatten.

Der Autor sieht in der sich aus dieser Untersuchung ergebenden Neigung zu Kontrastehen die Wirkung wunderbarer Regelungen des Instinktes, großer über das Persönliche hinausgehender Naturprinzipien, die individuell-psychologisch bei weitem nicht ganz erklärt werden können und zum Teil sogar direkt dem widersprechen, was man erwartet hätte, — die aber für das Wohl der Gattung den nicht zu überschätzenden Vorteil haben, eine übermäßige Zunahme der zu Extremen neigenden biologischen Varianten zu verhindern und die folgenden Generationen zum gesunden, gut den Lebensumständen angepaßten Mittelmaß zurückzubringen.

* *

Wie es nun aber mit dem persönlichen Glück steht, das aus dieser, die Interessen der Gattung fördernden Ehewahl für die Gatten entstanden ist, darüber schweigt die Forschung, wenigstens in concreto, — begreiflicherweise. Der Verfasser beschränkt sich darauf — von einzelnen Fällen, in denen er sich bestimmter faßt, abgesehen, — im allgemeinen als seine Überzeugung auszusprechen, daß die Kombinationen, die für die Fortpflanzung am zweckmäßigsten sind, auch oft für die Individuen als günstig betrachtet werden müssen; daß z. B. die instinktive Neigung zur Kontrastehe nicht nur zu einer günstigen Mischung der Eigenschaften bei den Nachkommen führt, sondern daß auch die Ergänzung der beiderseitigen Eigenschaften den Gatten manchmal im Lebenskampfe sehr zugute kommt.

Diese gegenseitige Ergänzung gibt — wie Kretschmer hervorhebt — ein dauerhaftes Gefühl von relativem Glück als breite Grundlage für die

[1]) Die erste Untersuchung ist in Kretschmers Beitrag zu Keyserlings Ehebuch enthalten und auch in der Zeitschrift für Menschenkunde, November 1925, erschienen. Über alle 170 Paare hat Kretschmer in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, Jahrgang 52, Bd. 1, 1926, berichtet.

Eine Beobachtungsreihe an 100 Ehepaaren hat Herbert Gerstner zu analogen Schlußfolgerungen geführt (siehe seinen kurzen Aufsatz „Charakterologie und Eheprognose" in Bd. II der von M. v. Kreusch veröffentlichten „Charakterologischen Jahrbücher", Verlag Kreusch, Berlin, 1926).

persönliche Lebensgemeinschaft, während die Reibung und die Abstoßung, die als Folge der Ungleichartigkeit der Eigenschaften entstehen, sich im allgemeinen mehr in von Zeit zu Zeit auftretenden gewitterartigen Krisen entladen.

* *

Hatte bei Schopenhauer der Pessimist das Wort, so spricht aus Kretschmers Auffassungen ein deutlicher Optimismus. Auch er schaut durch die Brille seines Temperaments, und wer die oben angeführten Zeilen liest, wundert sich nicht, diesen Autor als den Prototypus des pyknischen, syntonen (d. h. kurz und breit gebauten, gleichmütigen) Menschen charakterisiert zu sehen, gesellig und gemütlich, freundlich, dabei geistreich und schlagfertig, wie van der Horst ihn beschreibt[1]).

Beweise aber gibt Kretschmer ebensowenig für seine Auffassung von dem Maß des persönlichen Glückes, das sich für die Gattung aus der Neigung zur Kontrastwahl ergibt, wie Schopenhauer sie für seine Darlegung beigebracht hat.

Besonders wird der Glaube an das relativ seltene Auftreten jener ehelichen Unwetter, die durch die Reibung und Abstoßung erregt werden, dem Leser, der nicht das Glück hat, zu dem soeben mit den Worten van der Horsts skizzierten Menschentypus zu gehören, einigermaßen fehlen, — wenn er wenigstens seine Augen und Ohren richtig gebraucht. Denn er sieht dann nicht bloß, daß die Gewitter recht häufig und kräftig sind, sondern er hört auch während der Zwischenpausen beinahe ununterbrochen einen fernen Donner grollen und fühlt, daß die Atmosphäre geladen ist.

* *

Alles Temperament — soweit wie das möglich ist — beiseite lassend, glaube ich, meinen Lesern die Lage der Dinge folgendermaßen wiedergeben zu dürfen:

Bei der intuitiven Liebeswahl, das ist also bei der jungen Liebe in ihrer reinsten — ich meine damit: primitiven — Form, sind, soweit diese Wahl nicht durch den bloßen Zufall bestimmt wird, unter der Maske persönlicher Motive überpersönliche Kräfte wirksam, die mehr das Heil der Gattung als das der Einzelwesen bezwecken. Wenn die Liebeswahl in Ehewahl übergeht, machen sich diese Kräfte auch dann noch geltend, wenn die Intuition der Verstandesprobe unterzogen wird. Es besteht aber gute Aussicht, daß die Schwierigkeiten, die sich für das Individuum daraus ergeben können, daß eigentlich die Gattung wählt, durch jene Prüfung (wenn man sich ihren Konsequenzen nicht entzieht) verringert werden.

* * *

[1]) Van der Horst, Constitutietypen bij geesteszieken en gezonden. Groningen 1924.

Die rein intuitive Ehewahl kann neben Nachteilen wohl auch Vorteile für das Individuum haben, und zwar dann, wenn unterbewußte persönliche Motive die unbewußten, nicht persönlichen aufwiegen, oder noch besser, wenn sie beide in der Richtung des persönlichen Glückes wirken.

Andererseits: Die Anwendung verstandesmäßiger Überlegungen bei der Wahl kann für die Interessen der Nachkommenschaft und also der Gattung von großem Nutzen sein. Man braucht bloß an die Ausschaltung erblicher Krankheiten bei der Fortpflanzung zu denken, um das sofort zu begreifen.

Die Nachteile, die mit der rein intuitiven Ehewahl verbunden sind, brauchen wahrhaftig nicht zu unüberwindlichen Schwierigkeiten in der Ehe und damit zu unbesieglicher Abneigung zu führen. Die Schwierigkeiten können durch bewußte Anspannung beider Gatten überwunden werden, wodurch also der Nachteil der reinen Liebeswahl für die zu Ehegatten gewordenen Liebenden auf die Notwendigkeit hinausläuft, sich in der Ehe für die Bewahrung ihres Liebes- und Eheglückes stärker anzustrengen.

* * *

Wollte ich die äußerst verwickelten und zum Teil selbst unübersehbaren Vorgänge, die hier im Spiel sind, zwecks Begriffsbildung auf eine möglichst vereinfachte Formel bringen, so müßte diese lauten: Für das Erreichen und Bewahren des Eheglückes sind Liebe und Verstand nötig. Was der Verstand bei dem Eingehen der Ehe zu wenig geleistet, das muß er während der Ehe gewöhnlich mit Wucherzinsen nachzahlen.

Es ist äußerst schwierig — ja es erfordert manchmal sogar eine Anstrengung, welcher der Mensch nicht gewachsen zu sein scheint —, während des Affektzustandes, der durch einen heftigen Liebesrausch verursacht wird, den Verstand sprechen zu lassen. Aber es erfordert noch weit mehr Anstrengung, das, was der Verstand vor der Ehe versäumt hat, während der Ehe gut zu machen, weil es sich dann nicht mehr um einen einmaligen heroischen Entschluß handelt, sondern um eine jahrelang dauernde Arbeit, die mit Anstrengung, Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung so gut wie ununterbrochen fortgesetzt werden muß. — Wer sich gedankenlos von dem nur allzu schnell die Gefilde der Seligkeit durchfließenden Strom der Liebe mitreißen läßt, läuft große Gefahr, nachher um so härter um sein Liebesglück, ja selbst um seinen Lebensfrieden und seine Lebensfreude ringen zu müssen. Wer hingegen beizeiten seine intuitiven Liebesgefühle verstandesgemäß einzudämmen versteht, mag dann zwar nicht so unmittelbar der Seligkeiten, mit denen Eros lockt, teilhaftig werden, er verbessert aber wesentlich seine Aussichten auf ein dauerndes Glück, das keine allzugroßen Anstrengungen von ihm erfordern wird.

Dabei braucht er doch sicher nicht den Wonnen des Liebesrausches zu entsagen, und, was noch mehr heißt, diese brauchen absolut nicht hinter jenen zurückzustehen, welche die völlig unkontrollierte intuitive Liebe ihm schenkt. Denn, nennt man Eros oft blind, zeigt er sich auch gern als „enfant de bohême“, entzieht er sich mit besonderer Vorliebe jedem Gesetz, so läßt er sich doch tatsächlich führen und leiten — wenn man ihm nicht erst ungeleitet allzuweit in eine bestimmte Richtung zu gehen gestattet.

Einmal auf die Wege des mit Einsicht und Durchsicht geführten praktischen Sexuallebens geleitet, — das ist bei unseren Voraussetzungen also während der ersten Monate der Ehe — entwickelt sich dann der unter solchen Umständen zuerst einigermaßen schüchterne Liebesgott zu Psyches kräftigem, ihr das volle Glück bringenden Gefährten.

Und auch die spätere eheliche Liebe braucht in keiner einzigen Hinsicht geringer zu sein, wenn bei der Eheschließung die primäre Zerebralfunktion die sekundäre kontrolliert hat. Man kann bis zu einem gewissen Grad sogar sagen: im Gegenteil!

„Plus qu'on ne le croit, ce nom d'époux engage;
Et l'amour est souvent un fruit du mariage [1]).“

Oder will man es mehr im allgemeinen und in der Philosophensprache ausgedrückt sehen: Es ist klar, daß auch in der Ehe, ja besonders in der Ehe, „der Sinn den Tatbestand schafft“ [2]).

---

[1]) Molière, „Sganarelle“, erste Szene.
[2]) Keyserling, Schöpferische Erkenntnis.

Kapitel XI
Über die Gattenwahl
ZWEITER TEIL
Die äußeren Umstände

Wir werden jetzt sehen, welche Punkte für die verstandesmäßige Überlegung in Betracht kommen, wenn die Vernunft die intuitiven Anweisungen der erwachenden Liebesgefühle für eine bestimmte Person in der Hinsicht zu untersuchen beginnt, ob es wünschenswert sei, daß diese Gefühle sich zu einer Liebeswahl und in weiterer Folge zu einer Ehewahl entwickeln.

Diese Punkte der Überlegung können wir am besten einteilen in solche, welche die äußeren Umstände, in die, welche die Gesundheit, und die, welche die Anlagen und den Charakter betreffen.

Bei den äußeren Umständen werden wir uns nicht allzulange aufhalten dürfen.

Sie können gewiß von großem Einfluß auf das Glück der Ehe sein. Auch bieten sie Stoff genug für eine lange, wichtige und fesselnde Besprechung, was Leopold Löwenfeld in seinem Werk „Über das eheliche Glück“[1]), dessen Lektüre ich schon in meinem ersten Buch angeraten habe, bewiesen hat.

Es ist mir aber unmöglich, alles, was mit unserem Thema in Verbindung steht, gleich eingehend zu behandeln, weil ich dazu ein Vielfaches des mir zur Verfügung stehenden Raumes brauchen würde. Außerdem können meine Leser, soweit sie es nötig haben, gerade über diese Dinge in zahlreichen Büchern von sehr verschiedenem geistigem Gehalt genug kluge Gedanken finden. Die meisten dieser Gedanken können sie sich wohl auch selbst denken. Denn dazu braucht man keine psychologisch geschulte Denkfähigkeit, nur eben gesunden Verstand. Mit dessen Hilfe kann ein jeder ohne Anstrengung prüfen, welche Umstände die Aussichten für das Glück einer geplanten Ehe im günstigen Sinn beeinflussen werden und welche darauf in ungünstigem Sinn einwirken.

Doch der gesunde Verstand wird bei der Ehewahl nur allzuoft ausgeschaltet, und zwar nicht nur dann, wenn man „la douce rage“ schon zu weit hat gehen lassen, sondern manchmal auch in den Fällen, in denen von einem Liebesaffekt keine Rede ist, so daß der Verstand sich tatsächlich noch geltend machen könnte.

---

[1]) 4. Auflage, J. F. Bergmann, München, 1919.

Es ist eine höchst merkwürdige Tatsache, daß auch Menschen, — ich meine da besonders Männer, Männer von verschiedener Art; Frauen folgen nun einmal gewöhnlich mehr Gefühls- als Verstandesimpulsen, womit ich indessen absolut nicht sagen will, daß bei ihrer Ehewahl die Gefühlsimpulse immer Liebesimpulse sind; — daß also auch Männer, die gewöhnt sind, in ihren Geschäften, in ihrer Arbeit nur wohlüberlegte Beschlüsse zu fassen und darauf ihre Handlungen zu gründen, sobald es sich um die Wahl einer Gattin handelt, nicht selten eigentlich völlig unüberlegt vorgehen. Nicht, weil Liebe sie zwingt; nicht weil sie intuitiv mit ihrer Wahl den Interessen der Gattung dienen, denn gerade in solchen Fällen widerspricht die Wahl manchmal diesen Interessen; sondern einfach, weil sie über die Bedeutung, die jene Wahl für ihre eigene Zukunft und nicht weniger auch für ihre Kinder hat, nicht nachdenken. Und doch handelt es sich dabei um die wichtigste Wahl, meist sogar um die wichtigste Handlung ihres Lebens, weil das Glück oder das Unglück des durch die ehelichen Beziehungen beherrschten häuslichen Lebens sich in allem widerspiegelt, — auch in der Arbeit des Mannes!

Das kann man dem Mann, dessen Ehewahl noch bevorsteht, denn auch nicht ernst genug vorhalten. — Er muß davon überzeugt sein, daß er einen Fehler begeht, wenn er sich diese Wahl nicht unter Erwägung aller Anhaltspunkte sehr ernsthaft überlegt.

* * *

Daß es sich bei diesen Anhaltspunkten absolut nicht bloß um das Vermögen und die finanziellen Aussichten der künftigen Gattin — oder des Gatten, denn wir sprechen jetzt wieder über beide Parteien — handeln soll, darauf sei unmittelbar und an erster Stelle hingewiesen.

Immerhin sind die pekuniären Umstände, unter denen eine Ehe geschlossen wird, von großer Bedeutung für ihre Zukunft. Die Illusion, daß sich die eheliche Liebe dauernd mit der traditionellen „kleinsten Hütte“ zufrieden zeigt, stellt sich besonders in den Fällen, in denen die Bewohner dieser Hütte an eine behaglichere Umgebung gewöhnt waren, als Illusion heraus. Wer Beethovens „Ich liebe Dich“ singen hört, fühlt bei der Stelle „Noch war kein Tag, daß du und ich nicht teilten unsre Sorgen“ das Beste seines Wesens erwachen. Aber wer mehr als kindliche Erfahrungen und Begriffe hat, der weiß doch recht gut, daß, trotz des folgenden „auch waren sie für dich und mich geteilt leicht zu ertragen“, die jeden Tag wiederkehrenden Sorgen, wenn sie Geldsorgen sind, einen solchen Druck auf das ganze Leben und auf das Zusammensein ausüben, daß ihm nur sehr wenige Ehen gewachsen sind. Sicher, man findet sie, die Ehen, in denen der gemeinsame Kampf gegen die unaufhörlich einhämmernde Not die Liebe immer nur verdichtet und

veredelt; — der Eindruck, dadurch hervorgerufen, kann so groß und bedeutsam sein, daß er imstande ist, auch den Beobachter zu erheben. — Aber sehr viel öfter sieht man, daß Mann und Frau einander ihre Geldsorgen vorwerfen, und muß man feststellen, daß diese Sorgen in hohem Grad dazu beitragen, die eheliche Liebe in ihr Gegenteil zu verwandeln und die eheliche Abneigung in ihrer gehässigsten Form zum Vorschein zu bringen.

Zugegeben also, daß es Ausnahmen gibt; — im allgemeinen flieht doch die Liebe früher oder später vor dem Elend. Und ein zu weit gehender Idealismus, der seine Anhänger die Augen vor der Realität des Lebens schließen läßt, führt auch in dieser Hinsicht nur allzuoft zum Unglück.

* *

Ist es nun wünschenswert, ausführlich auseinanderzusetzen, in welcher Weise die finanziellen Verhältnisse der künftigen Gatten am besten geregelt werden, auf daß sie möglichst wenig Gefahren für das eheliche Glück mit sich bringen und dieses Glück so viel wie möglich fördern? — Ich glaube nicht. Denn ein Autor muß das Nötige dem Denken der Leser selbst überlassen. Aber ich will nicht versäumen, ihnen durch Erwähnung einzelner wichtiger Punkte Gelegenheit zu geben, diese speziell zu überdenken.

Wollte ich diese Punkte als Thesen aufstellen, so müßte ich sagen:

I. Der Mann darf von seiner Frau nicht finanziell abhängig sein.
II. Der Mann muß Geld verdienen.
III. Keine Gütergemeinschaft.
IV. Es ist wünschenswert, daß die Frau etwas Vermögen in die Ehe mitbringt.
V. Es ist wünschenswert, daß nicht nur der Mann, sondern auch die Frau über einen, den Umständen angemessenen Teil der Einkünfte frei verfüge.

Ich weiß wohl, daß hieran noch manche These, besonders auf dem Gebiet des ehelichen Güterrechtes, hinzugefügt werden kann. Ich weiß gleichfalls, daß man das alles von sehr verschiedenen Standpunkten aus beurteilen und daß man also endlos darüber reden kann. Aber ich weiß noch besser, daß solche Rederei uns nicht viel weiter bringen würde, und darum habe ich hier nur mitgeteilt, was mir für die Wahrung des Eheglückes am wichtigsten scheint.

* *

Bloß bei der vierten These glaube ich, einige Worte zur Erläuterung meiner Auffassung nicht unterlassen zu dürfen: Es ist nicht nötig, daß das „Vermögen“, das die Frau in die Ehe bringt, groß ist. Natürlich ist auch hier

der Begriff groß und klein relativ; er ist abhängig von der Lebensführung des Ehepaares. Auch wenn die Lebensumstände, an welche die künftigen Gatten gewöhnt sind, bescheiden genannt werden müssen, kann es doch wohl möglich sein, daß das Mädchen Gelegenheit hat, einen verhältnismäßig nicht geringen Betrag mit in die Ehe zu bringen. Das hängt sehr von den Gewohnheiten in bestimmten Ländern oder Gegenden und bei bestimmten Menschengruppen ab. Der Zufall brachte mich auf Sizilien in Berührung mit einzelnen kleinbürgerlichen Familien. Bei allen traf ich dasselbe: Die Eltern und die Brüder(!) arbeiteten angestrengt, um dafür sorgen zu können, daß die Mädchen aus der Familie einen anständigen Betrag in die Ehe mitbringen konnten.

Daß der Mitgift besonders in Frankreich große Bedeutung zuerkannt wird, brauche ich nicht zu erzählen.

Meiner Ansicht nach bedeutet es eine Entwicklung in verkehrter Richtung, daß dieses früher so gut wie allgemein gültige System jetzt, zum Teil der Not gehorchend, mehr und mehr verlassen wird. Denn die Mitgift bringt in verschiedener Hinsicht einen bedeutenden Vorteil für den ehelichen Organismus wie für jeden seiner Teilhaber mit sich. In der einen Ehe wird sich der Vorteil auf die eine, in der anderen auf die andere Weise herausstellen.

Ich bin überzeugt, daß der günstige Einfluß der Mitgift auf die Ehe nur selten fehlen wird. Unter der einen Bedingung freilich, daß sie nicht zum raschen Verbrauch bestimmt wird.

Manchmal kann auch die künftige Gattin selbst dafür sorgen, daß sie in der Form eines tüchtigen Sparpfennigs ein kleines Kapital mit in die Ehe bringt. Auch in einem solchen Fall würde ich — vielleicht mit noch größerem Nachdruck — raten, diesen Betrag, wenn es nur irgend möglich ist, unangetastet zu lassen.

Andererseits halte ich es aber für einen auf die Ehe ungünstig einwirkenden Umstand, wenn dem Wunsch (den manche Frauen als Eheprinzip zu propagieren beginnen) nachgegeben wird, daß die Einkünfte eines großen oder verhältnismäßig großen, durch die Frau in die Ehe eingebrachten Kapitales gänzlich für ihre persönlichen Zwecke verfügbar bleiben müssen.

Für ebenso unrichtig wie diese Regelung halte ich natürlich eine solche, bei welcher der Mann seine nicht allzugroßen regelmäßigen Verdienste (z. B. sein Gehalt) zwecks Bestreitung der gemeinsamen Unkosten des Haushaltes zur Verfügung stellt, während er die Rente des durch ihn mitgebrachten oder ihm später zufallenden Kapitales oder die Extraeinkünfte, die er durch außergewöhnliche Arbeiten zu erhalten versteht, gänzlich für die Erfüllung seiner persönlichen Wünsche gebraucht. Ich habe eine solche Regelung, die dazu führen kann, daß der Mann ein weit üppigeres Leben führt als seine

Frau und seine Kinder, oft angetroffen und habe feststellen müssen, daß sich daraus begreiflicherweise üble Folgen für die eheliche Harmonie ergeben haben.

* *

Diese Andeutungen dürften wohl genügen, um dem Leser zu zeigen, welche finanziellen Regelungen ich als günstige und welche ich als ungünstige Nebenumstände für die Ehe betrachten zu müssen glaube, und besonders, um ihn ahnen zu lassen, daß materielle Überlegungen bei der Ehewahl doch wirklich nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Daß bei diesen Überlegungen von seiten der Frau an erster Stelle die Frage gestellt werden muß, ob der Mann imstande ist, eine anfänglich kleine, aber voraussichtlich mit der Zeit größer werdende Familie gebührend zu erhalten und nach menschlicher Berechnung bleibend zu versorgen, ist selbstverständlich. Es ist nur die Frage, was dabei unter „gebührend" verstanden werden muß.

Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich sage, daß wir als gebührend einen Grad von Wohlstand zu betrachten haben, der es den Gatten ermöglicht, a u f d i e D a u e r in einem Milieu zu leben, das nicht hinter dem, an das sie vor der Ehe gewöhnt waren, zurücksteht, und ihren Kindern eine mindestens ebenso gute Erziehung zu geben, wie sie ihnen selbst zuteil geworden war.

Dieser Formulierung muß als Kommentar hinzugefügt werden, daß es einer jungen Ehe nicht schadet — eher nützt —, wenn auf verhältnismäßig einfachem Fuß begonnen wird. Armut ist gefährlich für das eheliche Glück, aber übermäßiger Reichtum, wenigstens in der Zeit der Jugend, ebenso. Überdies wirkt die aufsteigende Linie in jeder Hinsicht günstig. Es ist denn auch nicht nötig, daß die Einkünfte des Mannes schon sofort hoch seien. Im Beginn etwas rechnen zu müssen, ist sicher nicht von Übel, wenn nur keine wirklichen Sorgen da sind und wenn die Stellung und die Fähigkeiten des Mannes eine Steigerung der Einkünfte mit der Zeit verbürgen. Im Zusammenhang damit ist es nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Erziehung der künftigen Gatten auch in dieser Hinsicht von großer Bedeutung ist: Eltern, die einen Sohn oder eine Tochter an zu viel Luxus gewöhnen, erschweren dadurch die Ehelasten des Gatten ihres Kindes und dadurch die des Kindes selbst nicht unwesentlich.

* * *

Wir können das hier behandelte Thema nicht verlassen, ohne noch ein Problem ins Auge gefaßt zu haben, das sich aus den sozialen Verhältnissen, wie sie sich besonders in den letzten Jahren entwickelt haben, ergibt; die Frage nämlich, ob es als nützlich oder schädlich für das eheliche Glück be-

trachtet werden muß, daß die verheiratete Frau einen Beruf ausübt, und ob es wünschenswert ist, daß der Mann seine Ehewahl auf eine Frau fallen läßt, die einen Beruf gelernt hat und praktisch auszuüben versteht.

Wollen wir den modernen Zeitschriftstellern glauben, dann würden „die" jungen Männer von heute — die unter dem Einfluß des immer schwieriger gewordenen Kampfes ums Dasein bei ihrer Ehewahl stets empfänglicher für materielle Überlegungen geworden sind und die außerdem mehr Ansprüche als früher stellen, weil die Überzahl der Frauen bedeutend gestiegen ist — eine ausgesprochene Vorliebe für Frauen, die in einem Beruf ausgebildet sind, an den Tag legen und das Kapital, das die sich daraus ergebende Fähigkeit darstellt, dem vorziehen, das in Wertobjekten angelegt ist, deren Sicherheit, wie so viele Erfahrungen bewiesen haben, keineswegs über jeden Zweifel erhaben ist.

Was die berufstätigen Frauen betrifft, so meinen jene Autoren, daß sie, an eigene Einkünfte gewöhnt, bei dem Drang nach Luxus und kostspieligen Erholungen, der das heute lebende Geschlecht kennzeichnet, auf das eine ebensowenig wie auf das andere verzichten wollen, so daß sie auch nach der Ehe in dem gewählten Beruf tätig zu bleiben wünschen. Ehrlicherweise muß diesen Ansichten die Beweisführung vieler Schriftstellerinnen gegenübergestellt werden, derzufolge die meisten Frauen eine solche Verbindung der Tätigkeit, die sie vor der Ehe ausgeübt haben, mit der als Frau-und-Mutter, die ihnen in der Ehe zuteil wird, nicht wünschen. Die Statistik verschiedener Berufe zeigt denn auch, daß die übergroße Zahl der Frauen bei der Heirat oder einige Jahre später den früher ausgeübten Beruf aufgibt.

Das scheint mir auch wirklich das Klügste, wenigstens sobald Kinder da sind, weil es — abgesehen von außergewöhnlicher Begabung, verbunden mit besonders guter körperlicher und geistiger Gesundheit — unmöglich ist, umfangreiche Berufsaufgaben zusammen mit den Pflichten, welche die Ehe und die Mutterschaft auferlegen, in gebührender Weise zu erfüllen. Das eine oder das andere muß notgedrungen darunter leiden, — und eine Frau, die alle diese Pflichten ernst nimmt, selbst wohl am meisten. Die Auswege aus dem Dilemma, wie die Frau auf die Dauer einen in vollem Umfang ausgeübten Beruf mit der Ehe vereinigen kann — das Überlassen der Sorge für die Kinder an andere, und die gewollte Kinderlosigkeit —, mögen zeitweilig zum erwünschten Ergebnis zu führen scheinen; aber lange kann man sie nicht begehen, ohne daß sowohl der Frau selbst als der Ehe wesentlich dadurch geschadet wird.

Die üblen Folgen, die das erste Vorgehen für die Kinder haben kann und gewöhnlich auch hat, brauche ich nicht darzulegen.

Und der Mann? — Daß er auf indirektem Weg, nämlich durch die Rück-

wirkung der hier angeführten Umstände, ins Gedränge geraten muß, ist klar; und es versteht sich ebenso, daß er auch in direkter Weise Unannehmlichkeiten ausgesetzt ist.

Aus all diesen Gründen kann ich also auch die erwähnte Auffassung „vieler junger Männer" (sind es wirklich schon so viele?) nur in engster Verbindung mit der nachfolgenden zwingenden Einschränkung als richtig betrachten: Der Beruf der Frau darf sie nicht so weit in Anspruch nehmen, daß ihr Lust und Gelegenheit fehlen, ihrem Haus und ihrem Haushalt den eigenen Stempel aufzudrücken — einen Stempel, der dieses Haus für sie und für ihren Mann zu einem wirklichen Heim macht, in dem alle Freuden des häuslichen Herdes locken. Der Beruf darf weiter nicht dazu führen, daß die Geburt des ersten Kindes allzulange aufgeschoben wird; er darf die Frau nicht hindern, ihre Mutterpflichten vollständig zu erfüllen, — was notwendigerweise in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen, nach und nach mit der gänzlichen oder teilweisen Aufgabe der Berufsbeschäftigungen verbunden sein wird. Und schließlich — eine rein medizinische Einschränkung, die sehr große und weitgehende Bedeutung hat, aber sich nicht in allen Schichten der Bevölkerung gleich stark geltend macht — der Beruf darf keinen Schaden an ihrer Gesundheit, besonders auch nicht an dem normalen Verlauf ihrer typisch-weiblichen körperlichen Funktionen, verursachen.

Mit dieser Einschränkung — aber nur unter nachdrücklicher Betonung dieser Einschränkung — der Folgen der Berufstätigkeit kann es von Nutzen, sogar von großem Nutzen sein, wenn der Mann bei der Ehewahl seine Augen auf eine Frau richtet, die zur Ausübung eines Berufes fähig ist[1]).

* *

Von diesem Standpunkt aus gesehen, doch auch in mancher anderen Hinsicht, ist es also für das Mädchen gut, wenn es einen Beruf versteht.

Und es kann für den Mann wie für die Frau sehr gut sein, wenn sie diesen Beruf, wenn er nicht allzu anstrengend ist und nicht ihre gesamte Zeit in Anspruch nimmt, in der ersten Zeit ihrer Ehe weiter ausübt. Nicht so sehr um finanzieller Vorteile halber, die sich daraus ergeben, obwohl auch diese

---

[1]) Der Leser, der sich über das große Problem unterrichten will, das die Arbeit und das Studium der Frau, im Zusammenhang mit ihren psychischen und physischen Funktionen und ihrer Gesundheit umfaßt, studiere an erster Stelle das ausgezeichnete Buch von Max Hirsch „Über Frauenstudium" (Leipzig, Kabitzsch, 1920) und die Monographie desselben Autors „Frauenarbeit und Frauenkrankheiten" in Halban-Seitz „Handbuch der Biologie und Pathologie des Weibes" (Wien, Urban & Schwarzenberg, 1925) sowie W. Schweisheimers Aufsatz „Die Entwicklung der Frauenarbeit in Deutschland und ihre sozialhygienischen Auswirkungen" in „Soziale Praxis" Gustav Fischer 1920, H. 48, S. 1178).

tatsächlich zu beachten sind; sondern vor allem als Heilmittel gegen das Gefühl der Einsamkeit und die damit oft verbundene Langeweile, welche die junge Frau bedrohen, die der Mann um seiner Arbeit willen notgedrungen während eines Großteils des Tages allein läßt.

Es ist aber selbstverständlich, daß der eine Beruf sich viel besser dazu eignet, von einer Frau auch während der Ehe ausgeübt zu werden, als der andere. Manche Berufe können, kurz gesagt, nicht ohne ernste Nachteile mit der Ehe vereinigt werden. Andere hingegen brauchen absolut nicht mit Nachteilen verbunden zu sein. Es gibt selbst solche, die große Vorteile für die ehelichen Beziehungen mit sich bringen. Das sind besonders die, welche eine enge Zusammenarbeit zwischen den Gatten erlauben, besser: erfordern, und überdies Gelegenheit geben, die Berufstätigkeit einzuschränken, je nachdem dies durch die Anforderungen der Ehe verlangt wird. Beispiele dafür sind in der Landwirtschaft, in den Kreisen der Handwerker, die in ihrer Wohnung ein kleines Geschäft auf eigene Rechnung betreiben, und im Handelsstand in großer Zahl zu finden. Ich habe nicht eine, sondern verschiedene solche Familien aus dem letzterwähnten Stand während langer Jahre aus der Nähe verfolgt; habe gesehen, wie die junge Frau mitgeholfen hat; wie mindestens ebenso durch ihre Anstrengung wie durch die des Mannes ein anfänglich kleines Geschäft sich ausbreitete; wie es sich, je nachdem die Kinder kamen, aufwuchsen und immer mehr die Leitung der Mutter selbst nötig hatten, als möglich erwies, die Zeit, die sie dem „Geschäft" widmete, zu beschränken, während sie selbst, jetzt mit mehr Hilfskräften, doch ihre Abteilung — die im Beginn gewöhnlich die ganze, später einen Teil der Buchführung und Korrespondenz mit umfaßte — weiter versorgte. Ich habe gesehen, daß solche, durch Mann und Frau zusammen betriebene Geschäfte immer aufgeblüht, und daß einzelne von ihnen im Verlauf eines Vierteljahrhunderts wirklich groß geworden sind, und ich habe den Eindruck erhalten, daß dazu die Zusammenarbeit von Mann und Frau viel beigetragen hat. Vor allem aber haben jene Beobachtungen mir die verstärkende und bewahrende Kraft, welche diese Zusammenarbeit auf die eheliche Liebe in ihrem vollen Umfang ausübt, aufs deutlichste gezeigt.

Auch in anderen Berufen, namentlich in denen, wo hauptsächlich oder ausschließlich intellektuelle Arbeit verrichtet wird, können Mann und Frau, ohne die oben erwähnten Beschränkungen aus dem Auge zu verlieren, zusammenarbeiten, sei es nun, daß der Anteil der Frau einen selbständigen Charakter trägt, sei es — was oft vorkommt —, daß die Frau die Arbeit ihres Mannes durch ihre manchmal sehr wichtige Hilfeleistung erleichtert. Auch hier ist solch ein Zusammenwirken, selbst wenn es nur in bescheidenem

Maßstab ausgeübt werden kann, von großer Bedeutung für die Wahrung des ehelichen Glücks, weil es nicht wenig dazu beiträgt, der Frau Einsicht in die Arbeit ihres Mannes und damit größeres Interesse für sie zu verschaffen; — ein Interesse, das für ein glückliches Zusammenleben so wichtig ist, daß ich geneigt bin (wenn ich auch wiederum die Möglichkeit von Ausnahmen zugebe), es als eine unumgängliche Bedingung für ein dauerndes Eheglück zu betrachten.

Überdies ist gerade auf intellektuellem Gebiet die gemeinsame Arbeit von Mann und Frau, besonders wenn dabei die natürliche Beziehung der Geschlechter in jeder Hinsicht gewahrt bleibt, mit einer psycho-erotischen Wechselwirkung von eigenartigem Reiz verbunden, und der Arbeits-Eros — so hörte ich Ludwig Klages diese Wechselbeziehung nennen — kann nicht nur Liebe hervorbringen, sondern ebenso — und nicht wenig — zur Bewahrung der Liebe beitragen.

* *

Für das alles hat ein Mädchen gewöhnlich keine bestimmte Berufsschulung nötig. Aber es ist von besonders großer Bedeutung, daß sie alle Fächer, die eigentlich bei jeder Arbeit, an der besonders das Gehirn beteiligt ist, zustatten kommen, möglichst gründlich kennt, um so mehr, weil diese Fächer ihr auch in einem Leben, das nicht auf Berufsarbeit eingestellt ist, von großem Nutzen sein können. Wenn ein Mädchen wirkliche Sprachkenntnisse besitzt, tüchtig stenographieren und maschinenschreiben kann, eine gewisse Erfahrung im Anlegen und Führen von Registern hat und etwas vom Einreihen und In-Ordnung-Halten einer Bibliothek versteht. überdies noch genügend gewandt in der Anwendung der Grundlagen der Buchhaltung ist, dann kann sie wohl fast unter allen Umständen großen Nutzen davon haben — mag sie später die Frau eines kleinen Garagebesitzers sein oder eines Ministers des Äußeren, eines Geschäftsmannes oder eines Gelehrten; — müßte sie ihren Weg, ohne geheiratet zu haben, machen oder als ungenügend versorgte junge Witwe diesen Weg von neuem suchen gehen; — gleichgültig, ob sie sich dabei um einen Platz als Verkäuferin bewirbt oder aber eine Stellung als Sekretärin im Bureau eines Gesandten findet; ob sie die Buchhaltung eines Arbeitgebers führt oder ihr eigenes Kapital verwaltet; ob sie fremde Arbeiten kopiert oder die Vorträge, die sie zu ihrem eigenen Vergnügen hört, stenographiert; — ob sie ihrem Mann hilft oder ihre Kinder unterrichtet.

Der Nutzen dieser Fähigkeiten wird auch für den Mann so groß sein, daß er gut daran tut, bei einer vernunftmäßigen Ehewahl tatsächlich darauf Rücksicht zu nehmen.

Solche allgemein brauchbaren Kenntnisse und Geschicklichkeiten sind — zusammen mit einer allgemeinen Entwicklung, die sich mit dem Milieu und mit persönlichen Eigenschaften und Neigungen im Einklang befindet — für das Mädchen, das die Ehe als seine Zukunft wünscht, ebenso wie für den Mann, der es heiratet, viel mehr wert als eine eigentliche Fachschulung. Ich kann mir sogar sehr wohl denken, daß der Mann, der gut überlegt, die Befähigung und die Liebe für ein bestimmtes, den ganzen Menschen erforderndes Fach bei seiner Frau als für die Ehe nicht ungefährlich erachten würde. Auch für die Frau selbst können verschiedenartige Nachteile damit verbunden sein.

* *

Die Kenntnis oder die Ausübung eines anstrengenden intellektuellen Spezialberufes durch die Frau gehört also in der Regel nicht zu den Umständen, welche die Aussichten für ein bleibendes Eheglück vergrößern. Der Ausbildung in solchen Fächern müssen sich also nach meiner Meinung nur die Mädchen unterziehen, die besondere Vorliebe und Begabung dafür an den Tag legen und den festen Glauben haben, daß sie die Ausübung des erwählten Berufes dem Leben als verheiratete Frau vorziehen werden. Es gibt solche Mädchen; ich kenne mehr als eines — wenn auch nicht viele —, die durchgehalten haben, unverheiratet geblieben sind und mit der Ausübung ihrer schweren Berufspflichten anderen zum Segen und sich selbst (soweit sich das beurteilen läßt!) zum Heil sind. Es läßt sich begreifen, daß gerade diese Mädchen — um ihrer geistigen Reife willen wollen wir sie lieber Frauen nennen — nicht mehr jung waren, als sie ihren Entschluß faßten. Ein junges Mädchen weiß selten, was es tut, wenn es einen schwierigen Beruf wählt, der sich mit der Ehe nicht oder nur schwer vereinigen läßt, — ob es nun meint, daß eine solche Vereinigung tatsächlich möglich ist oder sich auf Grund oberflächlicher Lebens-„erfahrungen“ einbildet, daß es ganz bestimmt nicht heiraten will, oder ob es schließlich, wie es gewöhnlich der Fall ist, nicht weiter denkt und sich lediglich einen Beruf wählt, angesichts der Möglichkeit, daß es keinen Mann finden wird.

Natürlich ist es nicht rationell, ohne Überlegung ein langdauerndes und schwieriges Studium zu beginnen. Die Folgen liegen dann auch auf der Hand und sind täglich wahrnehmbar. Insoweit sie vornehmlich die Gemeinschaft (den Staat also) betreffen, können wir hier von ihnen absehen. Hingegen dürfen die verschiedenartigen Einflüsse, die ein solches Studium mit allem, was dazu gehört, auf die Psyche ausübt, sowie die damit verbundene Tatsache, daß es die Studierende gewöhnlich der Erziehung zu den typisch-weiblichen Fähigkeiten entzieht, in ihrem Zusammenhang mit der Ehewahl nicht aus dem Auge verloren werden.

Die Hauptsache ist aber, daß eine junge Frau dieser Kategorie, wenn sie doch eine Ehe schließt, begreift, wie gut sie daran tut, dann auch entschlossen den anderen Weg einzuschlagen und ihren Beruf aufzugeben. Halbheit hat stets eine ungünstige Prognose, — auch hier.

Eine Ausnahme können die Fälle bilden, in denen die Frau einen intellektuellen Beruf zusammen mit ihrem im gleichen Fach tätigen Mann auf Grund übereinstimmender Wünsche weiter ausübt, wobei gleichwohl die Gefahr groß bleibt, daß sie durch ihre Berufsarbeit, wenn diese mit dem nötigen Ernst dauernd verrichtet wird, mit der Zeit doch zu sehr in ihren ehelichen und speziell auch mütterlichen Funktionen behindert wird, so daß ein zu starker Druck auf das eheliche Glück daraus folgen kann. Der gewöhnliche Ausweg, der den drohenden Konflikt zwischen den Pflichten und Interessen, die sich aus der Vereinigung des Berufes und der Ehe ergeben, vermeidet, — die Berufstätigkeit mehr und mehr aufzugeben, je mehr die sich aus der Ehe ergebenden Pflichten Zeit und Kraft erfordern —, führt in den Fällen, die wir hier betrachten, nicht leicht zu einem befriedigenden Ergebnis, weil das Interesse der Frau an einem derartigen Beruf, wenn sie ihm einmal auch in ihrer Ehe treu geblieben ist, sich häufig als zu stark erweist, um ihn *teilweise* aufzugeben.

Der unter diesen Umständen geradezu heldenmütige Entschluß, der stets mehr liebgewonnenen Arbeit zu entsagen, kann mit einem psychischen Trauma verbunden sein, das sich auch für das Eheglück als bei weitem nicht bedeutungslos herausstellen mag. Wird dieser Entschluß aber nicht gefaßt, so entstehen infolge der meistens vergeblichen Versuche, die durch die Vereinigung der Berufs- und Ehepflichten gestellten übermäßigen Ansprüche nach beiden Richtungen dauernd gut zu erfüllen, oft wirklich krankhafte Störungen. Auch die verkappte Resignation in der Form einer „Flucht in die Krankheit" ist in derartigen Fällen keineswegs selten, — wenn auch weniger häufig als der einfache Verzicht auf weitere Bemühungen, um die eheliche Harmonie zu bewahren, mit dem diesem Verzicht folgenden Beruhen oder auch Nichtberuhen in der vollendeten Tatsache einer bleibenden Abneigung.

In keinem dieser Fälle wird jedoch eine *Lösung* des Konfliktes gebracht; im Gegenteil, es siegt eben der Konflikt!

Als einziger wirklicher *Ausweg* bleibt für solche Ehen: die Umsetzung der *ehelichen* Beziehungen in ein möglichst asexuelles, mehr oder minder freundschaftliches, sachliches Verhältnis, — mit Unterdrückung, Sublimierung oder Ableitung in eine andere Richtung (was also praktisch gesprochen sagen will: in die Richtung nach einem, bzw. nach einer, anderen!) von allen Gefühlen und Wünschen, die einer solchen Umsetzung im Weg stehen. Das

ist denn auch der Ausweg, der in den noch relativ gut verlaufenden Fällen dieser Art gefunden wird; — derselbe wie der, auf dem man, soweit sie sich nicht schon vorher völlig festgerannt haben, früher oder später jene Ehepaare antrifft, von denen die weibliche Hälfte einen anstrengenden intellektuellen Spezialberuf ausübt, der nicht derselbe ist, wie der des Mannes.

Wohl niemand wird aber behaupten wollen, daß eine auf solche Weise doch noch „verhältnismäßig gut verlaufende" Ehe wünschenswert sei. Und die Ableitung der Gefühle und Wünsche, die ich soeben ins Auge faßte, d. h. also die Ableitung der erotischen Sentiments, in die Richtung nach einem Dritten mag zwar, wenn auf sie die Fixierung dieser Gefühle folgt, bis zu einem gewissen Grad dem Leben des Individuums neuen Inhalt schenken, — zu einer Rettung der Ehe führt sie wohl am allerwenigsten.

* *

Indem ich die Forderung, daß man bei der Beurteilung der Sachlage hier so gut wie sonst individualisieren muß (und zwar in doppelter Hinsicht, nämlich was die Persönlichkeit des Beurteilers wie die der Beurteilten betrifft) mit allem Nachdruck voranstelle und das Vorkommen von Ausnahmefällen zugebe, glaube ich, als Schlußfolgerung meiner Betrachtungen wiederholen zu müssen:

daß das Studium eines anspruchsvollen intellektuellen Spezialfaches im allgemeinen keine empfehlenswerte Vorbereitung der Frau für die Ehe bildet;

daß hingegen eine tüchtige „allgemeine Berufsschulung" in dem oben dargelegten Sinn als günstiger Faktor aufgefaßt werden darf;

und daß eine auf die beschriebene Weise beschränkte Ausübung eines solchen „allgemeinen" Berufes durch die verheiratete Frau, besonders dann, wenn diese Ausübung im Zusammenwirken mit ihrem Mann und (oder) als Hilfe bei dessen Arbeit stattfinden kann, in vielen Fällen und in den verschiedensten Fächern als sehr gut möglich, in vieler Hinsicht wünschenswert und in der Regel als förderlich für das Eheglück betrachtet werden muß.

Meiner Überzeugung nach werden jene Männer in hohem Maß vernünftig handeln, die bei ihrer Ehewahl tatsächlich mit dem Vorhandensein der materiell wie ideell sehr wertvollen Mitgift rechnen, die durch den Besitz einer auf gründlicher Schulung beruhenden Kenntnis der jederzeit und überall in und außerhalb der Ehe brauchbaren „allgemeinen Fächer" gebildet wird.

Ist es auch selbstverständlich, so sei es hier doch ausgesprochen, daß jene Mitgift allerdings nur dann ihren vollen Wert hat, wenn die vorhandenen

Fähigkeiten sich mit einer Geistes- und Gemütsverfassung paaren, die ihre frohe und hingebungsvolle Anwendung auch dann erwarten läßt, wenn nicht die Not zur Arbeit zwingt. Denn was nützen Fähigkeiten und Kenntnisse, wenn man nicht den Wunsch hat, sie anzuwenden, — die wesenseigentümliche, von jedem Zwang unabhängige Arbeitslust, die Freude zur Arbeit, in der Arbeit und durch die Arbeit?

Allein, — an der Ausbildung der Mädchen in diesen „allgemeinen Berufskenntnissen" fehlt sehr viel, meistens auch dann, wenn sie eine bestimmte Schulung in dieser Richtung genossen haben. Vor allem fehlt beinahe immer, auch wenn sie so manches Examen abgelegt haben, die Kunst rationell zu arbeiten. Und dann besonders eine flotte und dabei doch gründliche Kenntnis der modernen Sprachen.

Eine tiefgehende Verbesserung ihrer Ausbildung in der angegebenen Richtung wird die Aussichten unserer Mädchen auf Eheglück, ebenso wie die auf einen guten Arbeitskreis außerhalb der Ehe, weit mehr vergrößern, als es die Freigabe verschiedener Berufe und Studienzweige zu tun vermocht hat.

* * *

Eine andere, für ihre Eheaussichten dringend nötige Verbesserung in der Erziehung der Mädchen von heute muß das Gebiet umfassen, das man, wenn ich mich nicht irre, mit dem schönen Namen der „praktischen Ehewissenschaften" bezeichnet.

Wenn eine solche Benennung dazu beitragen kann, die Sache, um die es sich hier handelt, zu fördern, so mag man ihr wohl zustimmen, sofern bei der eigentlichen Schulung das praktische Wissen (das ist nicht an erster Stelle K e n n e n, sondern K ö n n e n!) über, und zwar weit über die „Wissenschaft" gestellt wird. Daß an diesem Können, an der praktischen Geschicklichkeit auf dem Gebiet des Haushaltes, bei einer großen Anzahl von Mädchen unserer Zeit bedenklich viel fehlt und meistens auch dann noch fehlt, wenn sie einen Schulungskurs durchgemacht haben, das geben auch ausgezeichnete Leiterinnen solcher Kurse unumwunden zu. Wie würde es auch anders möglich sein, wo diese Kenntnis doch stets nur während einer relativ kurzen Zeit praktisch angewendet und nicht durch ständige Übung in geregelter häuslicher Arbeit — die ihr wirklich noch genügend Zeit für andere Beschäftigung und für Vergnügen lassen kann — ausgebaut und vertieft wird!

Wir wollen nicht versuchen, die vielfältigen Ursachen auseinanderzusetzen, die bei so vielen Frauen und Mädchen zu mangelnder Geschicklichkeit für den Beruf der Gattin und Mutter geführt hat. Die Erscheinung b e s t e h t.

Sie bildet nur einen Teil der Reihe jener Erscheinungen, welche die Krisis der Ehe (die von allen Seiten nicht ohne Besorgnis festgestellt wird) hervorgerufen haben, sie begleiten und ihr folgen. Aber diese Erscheinung hat besondere Bedeutung, weil sie schon an sich nicht wenig zur Verschärfung der in der Ehe entstehenden Schwierigkeiten beitragen kann.

Von der Häufigkeit der Ungeschicklichkeit ihrer Geschlechtsgenossinnen auf jenem Gebiet sind zahlreiche Frauen ebenso überzeugt wie von der Bedeutung dieses Mangels für das Glück der Ehe, das Heil der Kinder, das Blühen der Familie und das Wohl der Gesellschaft. Und von dieser Überzeugung haben sie schon seit Jahren praktische Beweise gegeben durch die Errichtung von Kochschulen und Haushaltungsschulen, später (im Zusammenwirken mit Ärzten) von Schulen für Mütter, Kurse für Säuglingspflege und durch allerlei andere Maßnahmen dieser Art. Solche Frauen haben z. B. in der Schweiz seit langem auf die Verpflichtung eines fortgesetzten Mädchenunterrichts auf dem Gebiet des Haushaltes (hauswirtschaftliche Mädchenfortbildung) gedrungen und dieses Streben vor kurzem wieder energisch aufgenommen [1]). Sie haben auch in Holland, aber besonders in Deutschland und in der Schweiz eine sehr aktive Propaganda geführt für die Einrichtung eines „Dienstjahres der Frauen", wobei gewiß auch andere Absichten vorwalten, aber die Abhilfe jenes Übels doch einen wichtigen Beweggrund bildet. Sie haben, um jetzt sofort mit einer der merkwürdigsten Erscheinungen auf diesem Gebiet zu schließen, vor einiger Zeit in Boston eine Hochschule errichtet, wo Mädchen in einem dreijährigen Lehrgang zur „certificated bride" (mit c. b. auf ihrer Visitenkarte!) ausgebildet werden sollen. Scheint dort, den Nachrichten über den Lehrplan zufolge, auch der Schwerpunkt im psychologischen Unterricht zu liegen, so verbürgt uns doch der praktische Sinn der Amerikaner, daß die nötige Übung der Geschicklichkeit im Haushalt von den Schülerinnen nicht vernachlässigt werden wird.

So nützlich und wichtig auch alle Versuche dieser Art sind, so können sie doch nicht zum wirklich nötigen Ergebnis führen, wenn es ihnen nur gelingt, eine solche Geschicklichkeit zustande zu bringen, aber keinen häuslichen Sinn.

Es steht mit dieser Berufsgeschicklichkeit ebenso wie mit jenen, die wir früher besprochen haben. Ist sie nicht mit wirklicher Lust, sie geregelt anzuwenden, verbunden, so hat sie — es sei denn in Zeiten der Not — nicht gerade viel Wert. Deshalb wird denn auch der Mann, der verständig genug ist, bei seiner Ehewahl mit dem Vorhandensein der Geschicklichkeit im Haushalt zu rechnen, dem häuslichen Sinn nicht viel weniger Beach-

[1]) Neue Züricher Zeitung 1927, Nr. 129.

tung zollen als der Kenntnis des Haushaltes. Beide zusammen bürgen dafür, daß in der Ehe wenigstens eine Klippe weniger zu umschiffen sein wird.

Glücklicherweise gibt es doch noch wesentlich mehr Mädchen und Frauen, die diese Bürgschaft zu leisten vermögen, als man oberflächlich annehmen würde. Aber das sind gewöhnlich nicht *die*, welche am meisten ins Auge fallen.

* * *

Für die weibliche Partei ist die Frage nach dem Beruf jenes Mannes, auf den ihre Wahl fallen könnte, gleichfalls von großer Bedeutung, und es ist eine Kurzsichtigkeit, die sich nur allzuoft rächt, daß dem gewöhnlich so wenig Beachtung geschenkt wird. Ob der Mann, mit dem sie verheiratet ist, einen ruhigen Arbeitskreis hat oder aber einen anspannenden und entnervenden Beruf; ob er außerhalb seiner festen Arbeitsstunden frei ist oder in jedem Augenblick bereitstehen muß und sich seiner freien Zeit nie sicher fühlen kann; ob seine Arbeit ihn an einem Platz festhält oder aber ihn zwingt, oft, lang und weit von zu Hause fern zu sein; ob . . . — Ich brauche nicht weiter zu gehen, es gibt zuviel Umstände dieser Art, als daß man sie alle aufzählen könnte. Aber eben diese Umstände üben ersichtlich nicht selten einen entscheidenden Einfluß auf das Gelingen oder Mißlingen einer Ehe aus. Drum prüfe, wer sich ewig bindet, insbesondere auch, ob der Charakter der Frau und die Ansprüche, die sie ans Leben stellt, mit den Anforderungen des Berufes des Mannes im Einklang sind.

Der eine Beruf fordert nicht allein vom Mann selbst, sondern auch von seiner Frau viel größere Opfer als der andere. Will man ein Beispiel, dann denke man an die Frau eines Arztes.

* *

Wie wichtig es indessen auch für die künftige Gattin sein mag, bei ihrer Ehewahl gehörig darauf zu achten, welchen Arbeitskreis der Mann hat, — es ist von noch viel größerer Bedeutung für sie, *daß* er überhaupt einen hat. Einen Mann zu heiraten, der nichts tut, würde ich jeder Frau, wenigstens wenn ihr an einer guten und glücklichen Ehe etwas liegt, abraten. Ein kindlich denkendes Mädchen wird sich vielleicht einbilden, daß es ein Vorrecht ist, einen nicht durch Berufspflichten gestörten Gatten „ganz für sich allein zu haben". Die Wirklichkeit sieht aber anders aus: mag es länger dauern oder kürzer, die Langeweile muß kommen. Und mit der Langeweile, die man zuerst noch zu zweit, rasch aber auch allein empfindet, ihre für die Ehe unheilvollen Folgen, als deren erste ich die Entfremdung anführe. Denn

der Mann taugt seiner ganzen Art nach nicht dazu, den „Gesellschafter" bei seiner Frau zu spielen. Tut er es doch, dann ändert er oft seinen „Posten".

* * *

Die Frage, ob der Mann seinen Beruf nur ausübt, weil ihn die Umstände dazu zwingen, oder ob er mit Einsatz von Hirn und Herz seine Arbeit verrichtet, muß gleichfalls bei der Ehewahl tatsächlich berücksichtigt werden. Denn die Antwort auf diese Frage legt Zeugnis ab von einem wichtigen Teil seiner *Lebensauffassung*.

Bei diesem Punkt muß folgendes überlegt werden: Ein *wesentlicher* Unterschied in der Lebensauffassung der künftigen Gatten läßt sich *vor* der Ehe wohl verwischen, — wenn er sich auch dann schon in mehr oder weniger störender Weise geltend macht. Solange weiter in der Ehe der erotische Affekt übermächtig bleibt, wird jener Unterschied gleichfalls noch nicht zu einem Zusammenstoß führen, weil es unter diesen Umständen auch nicht gerade schwierig ist, durch Ableitung der Gefühle und Gedanken nach einer anderen Richtung das Ausbrechen eines Konfliktes sofort zu unterdrücken. Es kommt aber unwiderruflich eine Zeit, in welcher der erotische Affekt nicht mehr so ununterbrochen überwiegt, daß er imstande sein würde, wesentliche Unterschiede in der Lebensauffassung ständig in den Hintergrund zu drängen und ihre Äußerung unentwegt zu unterdrücken. Dann sind also die Zusammenstöße unvermeidlich. Und weil wir von *wesentlichen* Unterschieden in der Lebensauffassung reden, so sind auch diese Zusammenstöße wesentlich; es ist also nicht möglich, sie durch Besprechungen und Auseinandersetzungen aus der Welt zu schaffen und zu wirklicher Übereinstimmung zu gelangen; und es ist ebensowenig möglich, eine Grundlage für das weitere Verhalten zu finden, auf der beide Parteien im Einverständnis leben können. So ist denn die Möglichkeit häufiger Wiederholungen gegeben, und *braucht* es dabei auch nicht heftig zuzugehen (das hängt von den Charakteren und dem Maß von Selbstbeherrschung, also auch großenteils von der Erziehung ab), wird auch nicht unbedingt Rankünе entstehen, — die Wahrscheinlichkeit, daß etwas „übrig bleibt", ist doch wirklich nicht gering.

Mag auch der Unterschied in der Lebensauffassung nur selten die *ausschließliche* Ursache des Entstehens der ehelichen Abneigung werden, so kann er doch zu diesem Entstehen wesentlich beitragen, und auf jeden Fall kostet es mit der Zeit so viel Anstrengung, um wichtige Unterschiede dieser Art immer wieder zu überbrücken, daß es bei weitem den Vorzug verdient, sich die Notwendigkeit dieser Anstrengung zu ersparen.

Die Verschiedenheit der *Charaktere* und *Temperamente* der beiden Gatten kann, wenigstens bis zu einem gewissen Grad, Vorteile mit sich

bringen. Eine deutliche Ungleichheit ihrer Lebensauffassungen aber hat lediglich Nachteile, häufig sogar ernste Nachteile. Wer sie durch eine auch in dieser Hinsicht richtige Ehewahl vermeidet, handelt sehr vernünftig.

* *

Unter den Unterschieden in der Lebensauffassung, welche die Harmonie der Ehe gefährden können, ist einer der wichtigsten jener, der sich in der Beziehung des Individuums zu „Arbeit“ und „Vergnügen“ äußert. Es gibt eine Lebensauffassung, die von der Denkweise (richtiger: vom Gefühl) ausgeht, daß das, was neben oder selbst über der Liebe das Leben lebenswert macht, die Arbeit ist. Das ist die Auffassung des Mannes, die wir in dem Aphorismus „Des Mannes Werk ist ihm sein Leben“ ausgedrückt gefunden haben. Er verschmäht sicherlich kein „Vergnügen“; es ist ihm als Ableitung, als Abwechslung sogar sehr willkommen; er nunanciert es auch, je nach seiner Art und seinen Einfällen; — aber es ist und bleibt ihm Nebensache. Seine Lebensfreude, sein Lebensinteresse, seine Haupttätigkeit und die Tätigkeit seines Hauptes liegen (abgesehen von zeitlichem Überwiegen der erotischen Gefühle) in seiner Arbeit, — in der Befriedigung, die sie ihm schenkt; im Erfolg, den sie ihm bereitet; in den Schwierigkeiten, die sie ihm in den Weg stellt; in den Gefahren, in die sie ihn führt; in den Ängsten, die sie ihn ausstehen läßt; — — sogar in den Enttäuschungen, die sie ihm verursacht; weil diese Enttäuschungen, diese Schwierigkeiten, diese Gefahren ebenso viele Reize — erwünschte, begehrte Reize — für ihn sind zu vermehrter und erneuter Anstrengung, zur Verstärkung seines Willens „es zu schaffen“, zu widerstehen, zu siegen.

Dieser Auffassung steht jene gegenüber, die von dem Gefühl (besser: der Denkweise) ausgeht: Wir sind auf der Welt für unser Vergnügen und wir arbeiten nur insoweit, als wir es nun eben notgedrungen nicht lassen können, oder soweit und solange es uns freut, — stets bereit, die Arbeit, sei sie auch unvollendet, wieder liegen zu lassen, sobald die Notwendigkeit, sie zu leisten, aufhört oder neue Wünsche uns beschäftigen und ablenken. „Car tel est notre bon plaisir.“

Ich bin der letzte, zu behaupten, daß diese Anschauung die der Frau ist, — wenn ihr auch von vielen (oder sehr vielen? — Wer will das sagen?) Frauen gehuldigt wird. Denn ich bin fest davon überzeugt, daß das, auch heute noch, nicht die wahre Art „der“ Frau ist. Und ich weiß auch viel zu gut, daß es zu allen Zeiten eine Kategorie von Männern gegeben hat, die nach dem Grundsatz gelebt haben, der in dem eben erwähnten — übrigens von einem Mann herrührenden — Zitat enthalten ist.

Was ich aber dartun zu müssen glaube, ist folgendes: Jetzt, wo die Lebensauffassung des „bon plaisir“ nicht mehr das „Vorrecht“ einer verhältnis-

mäßig kleinen Gruppe von Menschen ist, sondern in vielen Ständen und als Richtschnur ganzer Familien gefunden wird, darf sie bei der Ehewahl nicht länger unbeachtet bleiben. Ein Mädchen, das in den in einer solchen Familie herrschenden Begriffen erzogen ist, das während einiger Jahre in Übereinstimmung mit dieser Auffassung gelebt hat, das familiäre und freundschaftliche Beziehungen in Kreisen besitzt und unterhält, in denen besonders solche und ähnliche Ansichten im Schwange sind, ein solches Mädchen wird sich enttäuscht und betrogen fühlen, wenn es mit einem „Mann der Arbeit" verheiratet ist.

Der „Mann der Arbeit" aber, der ein Mädchen von so völlig anderen Lebensauffassungen und -gewohnheiten heiratet, mag dabei vielleicht in der naiven Vorstellung befangen sein, daß seine Liebe zu ihr und der Einfluß seiner Ideen sie verändern werden. Er vergißt aber, daß Erziehung, Jugenderinnerungen, Gewohnheiten und Beziehungen eine zweite Natur bilden, die ebensogut wie die angeborene doch immer wieder zurückkehrt, auch wenn man sie mit den kräftigsten Mitteln verjagt[1]). Und wenn er sich die erste Zeit bemüht hat, sich einigermaßen ihrer Lebensauffassung anzupassen und sie unterdessen für die seine zu gewinnen, wird er schon verhältnismäßig rasch zu der Schlußfolgerung kommen, daß seine Ehe eine unverzeihliche Dummheit gewesen ist, weil es unmöglich ist, zu einer genügenden Übereinstimmung über das, was er und sie vom Leben erwarten und also auch über die Art und Weise, auf die sie ihr Leben einrichten wollen, zu gelangen[2]).

* * *

Öfter und mit größerem Nachdruck als auf das, was wir soeben dargetan haben, wird in Büchern über die Ehe dort, wo es sich um religiöse Überzeugungen handelt, darauf hingewiesen, daß das „Art zu Art" wünschenswert, um nicht zu sagen notwendig sei. Man weiß, daß die Religionen, entsprechend der Strenge ihrer Grundsätze und Vorschriften „gemischte Ehen" verbieten oder wenigstens von ihnen ernstlich abraten. Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß damit nicht zuletzt auf die Interessen der Gesamtheit abgezielt wird. Aber es ist wohl sicher, daß diese Interessen in dieser Hinsicht völlig in Übereinstimmung sind mit denen der Individuen. Tatsächlich kann man, wenn man versuchen will, durch seinen Rat eheliches Unglück zu verhüten und die Umstände, unter denen eine Ehe geschlossen wird, für eine bleibende Harmonie so günstig wie möglich zu machen, nicht anders vorgehen, als von einer Eheverbindung zwischen Menschen, die verschiedenen Religionen zugehören, ernsthaft abzuraten, auch wenn man selbst nicht auf einem kirchlichen, ja nicht einmal auf einem

---

[1]) Naturam expellas furca, tamen usque recurret (Horatius, Epist. I, 10. 24).

[2]) Vgl. den Schluß von Kapitel IV.

„gläubigen" Standpunkt steht. Denn die Aussicht auf Schwierigkeiten in den langen Jahren einer Ehe ist — trotz aller guten Absichten und ehrlich gemeinten Versprechungen beim Anfang — groß. Und mögen sich auch Schwierigkeiten dieser Art durch Liebe und Verträglichkeit überwinden lassen, so können doch die Ansprüche, die dabei an die Ausharrungsfähigkeit gestellt werden, sich mit der Zeit als so hoch erweisen, daß ihre Erfüllung beim besten Willen unmöglich ist.

Natürlich hat das Problem ein ganz anderes Aussehen, wenn die künftigen Gatten nur dem Namen nach mit den verschiedenen Religionsgemeinschaften, zu denen sie auf dem Papier gehören, verbunden sind. Es mag aber auch dann nicht aus dem Auge verloren werden, daß die Psyche während der Jugend so stark in bestimmten Vorstellungen und Gebräuchen verwurzelt sein kann, daß die alten Vorstellungen ihren Einfluß leicht zurückgewinnen können, sobald das Leben wieder mystische Bedürfnisse aufkommen läßt.

* * *

Wer seine Stimme erhebt, um Männer und Frauen gegen ihre eigene Kurzsichtigkeit bei der Ehewahl in Schutz zu nehmen, darf nicht versäumen, sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, mit denen ein Standesunterschied zwischen den Gatten die Harmonie der Ehe bedroht. Um so mehr, als jugendlicher Idealismus und der Einfluß, den die jetzt vorherrschenden politischen Gleichheitstendenzen auch auf das persönliche Denken vieler Menschen ausüben, sich nur allzuleicht mit einem beginnenden Liebesaffekt verbinden, wenn es darum geht, Bedenken gegen die sich entwickelnde Liebeswahl zurückzudrängen.

Will man nun auch der Gleichwertigkeit aller Stände in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft nicht den geringsten Abbruch tun, so wird doch wohl niemand an ihrer Gleichartigkeit festhalten. Jeder Stand hat seine Lebensgewohnheiten, seine Manieren, auf beinah jedem Gebiet seinen eigenen Geschmack, seine in vieler Hinsicht charakteristische Lebensbetrachtung und Lebensauffassung. Es geht damit wie mit den verschiedenen Nationalitäten, um von Rassenunterschieden gar nicht zu sprechen. Auch hier Gleichwertigkeit, aber Ungleichartigkeit — die indessen oft jene, die zur einen Art gehören, die Minderwertigkeit der anderen folgern läßt! —, eine Ungleichartigkeit, die in mancher internationalen Ehe[1]) Anlaß zu Disharmonie und in weiterer Folge sogar zur völligen Entfremdung zwischen den Gatten gibt.

[1]) Wenn wenigstens die Gatten nicht zu der verhältnismäßig kleinen Gruppe jener Menschen gehören, die ein wirkliches internationales Leben führen; — aber auch dann noch! Denn internationales Leben und internationale Umgangsformen sind bei weitem nicht identisch mit wahrem internationalem Fühlen. Und es können Augenblicke und Umstände, ja sogar Zeiten kommen, in denen „Blut dicker ist als Wasser".

Es würde mir nicht schwer fallen, zur Illustration des eben Gesagten eine Anzahl Beispiele aus meiner Praxis anzuführen, in denen ich die Erscheinungen der ehelichen Abneigung auf geradezu typische Weise habe ausgehen sehen von dem charakteristischen Unterschied der Gewohnheiten und Auffassungen zwischen Holländern und Schweizern, Schweizern und Italienern, Deutschen und Holländern, wobei ich dann noch von den ungarisch-holländischen und rumänisch-schweizerischen Ehen erst gar nicht rede, weil ich nur einzelne solcher Fälle kenne (die freilich alle zu der Gruppe der auch infolge der verschiedenen nationalen Eigenarten mißglückten Ehen gerechnet werden müssen). Für besonders lehrreich und darum einer eigenen Erwähnung wert halte ich eine Anzahl von Beobachtungen auf diesem Gebiet, die holländische Ehepaare betrafen, bei denen die englischen Tendenzen und Beziehungen des einen Teils und die deutschen des anderen zu so vielen Reibungen Anlaß gaben, daß Eros nach einiger Zeit die Flucht ergriff und das Terrain der Abneigung überließ.

Bei einer Verschiedenheit des Standes zeigt sich die Entfremdung meistens rascher und stärker. Natürlich kann auch hier der Unterschied durch Anpassungsfähigkeit überbrückt werden. Es fällt manchen Männern und Frauen nicht allzu schwer, zumindest bis zu einem gewissen Grad die Umgangsformen und Manieren eines anderen Standes zu übernehmen. Aber mit der Fühl- und Denkweise, mit den Auffassungen auf verschiedenen Gebieten steht es anders; hier zeigt sich in weitaus den meisten Fällen früher oder später die Erinnerung übermächtig, die Verankerung zu stark, — und die Abneigung, welche die Stände voneinander trennt, bricht sich mit elementarer Gewalt Bahn. Einen Augenblick nur — aber in diesem Augenblick fällt ein Wort, das wie ein Blitz wirkt. Es braucht nur ein halbes Wort zu sein, eine Andeutung, — aber der Bann ist gebrochen, die Fiktion vernichtet, der wirkliche Zustand enthüllt. Die weitere Entwicklung . . . — die überlasse ich dem Dramatiker.

* * *

Ein wesentlicher Unterschied in der Lebensauffassung der Gatten zeigt sich am stärksten bei den Fragen, die sich bei der Erziehung der Kinder ergeben. Mag es Mann und Frau gelingen, den bedeutsamen Schwierigkeiten, die sich aus dem Gegensatz ihrer Lebensbetrachtungen ergeben müssen, mit Takt auszuweichen oder sie etwa mit Hilfe bindender erotischer Gefühle zu besiegen, so können doch die Unterschiede nicht mehr aus dem Weg geräumt werden, sobald es sich um die Kinder handelt. Wie die Kinder zu erziehen sind, mit welchem Ziel, mit welchen Mitteln, welche Ideen ihnen beigebracht werden sollen, was sie zu lernen haben, zu welcher Zukunft sie

zu leiten sind — wie können der Vater und die Mutter darüber einig werden, wenn sie über das Leben, über das, was man ihm schuldig ist und was man von ihm verlangen darf, völlig verschieden denken? Es versteht sich von selbst, daß in einem solchen Fall der Mann der Meinung ist, daß die Frau ununterbrochen Fehler in der Erziehung macht, und die Frau, daß der Mann auf Grund falscher Begriffe handelt. Wenn das Kind dem Vater folgt, ist es der Mutter unsympathisch, und wenn es nach den Auffassungen der Mutter handelt, so wird der Vater es sich anders wünschen.

So wirkt also das Vorhandensein von Kindern unter diesen Umständen, statt das Band zwischen den Eltern zu verstärken, trennend. Die Kinder sind der Ausgangspunkt der ehelichen Abneigung, und sie leiden in hohem Maß mit unter dem Unterschied der Lebensauffassungen, also unter der unbedachten, fehlerhaften Ehewahl ihrer Eltern. In bezug auf die Wahl kann denn auch das Ergebnis der Beweisführung, diesmal auch was die Kinder anbelangt, nicht anders lauten als: Art zu Art!

* * *

Zum Schluß muß man bei der Ehewahl noch eine wichtige Sache bedenken: Man heiratet nicht allein einen Mann oder eine Frau, sondern eine F a m i l i e. — Ich sehe schon das Achselzucken, mit dem mancher Leser diese Mitteilung begrüßt. Denn ich kenne den „törichten Traum“ junger — nicht einmal immer nur junger! — Menschen nur allzugut, und ich weiß, wie dieser Traum ihnen vorspiegelt, daß man, wenn man ein Mitglied einer unerwünschten Familie heiratet, mit dieser nichts weiter zu tun zu haben braucht, wenn man nur darüber von vorneherein einig geworden ist.

Ich muß also das ungläubige Achselzucken mit einer Darlegung zum Beweis der Richtigkeit meiner Behauptung beantworten; diese Darlegung soll aber nur kurz sein und kann deshalb nur aus ein paar Andeutungen bestehen.

Zuerst also: Vielfache Erfahrung lehrt, daß auch hier wieder das Blut in einem bestimmten Augenblick doch „dicker als Wasser“ ist, und daß man mit beinahe mathematischer Sicherheit voraussagen kann, daß solch ein Augenblick nicht ausbleibt. Überdies weiß gewöhnlich gerade eine unerwünschte Familie erst recht Mittel und Wege zu finden, um ihre Existenz deutlich merkbar zu machen.

Aber das ist nicht die Hauptsache. Die ist, daß kein Mensch zur Zeit der Ehe noch einem unbeschriebenen Blatt Papier gleicht, und daß alles, was das Leben in der der Ehe vorausgehenden, gewöhnlich in der Familie verbrachten Zeit in die Seele geschrieben hat (e i n g e g r a b e n hat, können wir in bezug auf die Eindrücke, die in der so außergewöhnlich empfänglichen Jugend empfangen worden sind, wohl sagen), unauswischbar bleibt, in der Tiefe weiter wirkt und in jedem Augenblick wieder an die Oberfläche kommen kann.

Und dann die Bande der Erblichkeit, durch die das Individuum mit Familie und Verwandtschaft so eng verbunden ist! Ich kann sie nur anführen, aber das ist genug, um jenen, die das einen Moment vergessen möchten, in die Erinnerung zurückzurufen, daß ein lebendes Wesen in dieser Beziehung nicht an sich existiert, sondern ein Teil eines aus Familienmitgliedern und Vorvätern bestehenden Ganzen ist, eines Ganzen, das man kurz als einen Komplex von Verwandten bezeichnen könnte.

Ich verweise jene meiner Leser, welche die Einsicht, die ich ihnen auf dem Gebiet der Ehe zu vermitteln mich bestrebe, mit einer Übersicht der in jeder Beziehung so eng mit der Ehe zusammenhängenden Erblichkeit ergänzen wollen, auf die „Grundlagen der Vererbungslehre" von J. Meisenheimer in Veit-Stöckels „Handbuch der Gynäkologie"[1]), während ich jenen, die sich mehr speziell mit dem Problem, das wir hier im Auge haben, beschäftigen wollen, rate, in Hermann Hofmanns Buch „Das Problem des Charakteraufbaues"[2]) den dritten Teil, „Erbbiologische Persönlichkeitsanalyse" durchzuarbeiten. Wer nicht mit solchen Studien vertraut ist, dem wird es nicht leicht fallen, aber er wird Tatsachen und Betrachtungen darin finden, die ihm seine Mühe lohnen. Besonders die vergleichende Charakteranalyse der Mitglieder der Familie Buonaparte und des durch H. Lundberg[3]) beschriebenen Geschlechts Pehr Pehrsson gibt eine auffallend deutliche Illustration dessen, was ich soeben über den Zusammenhang des Individuums mit seinen Verwandten gesagt habe. Will man sich das auf völlig andere, aber nicht weniger überzeugende Weise vor Augen führen lassen, so lese man die (nicht mit dieser Absicht geschriebene) Analyse, die Keyserling in seinem Buch „Menschen als Sinnbilder"[4]) von sich selbst gibt.

Um auf die mehr zutage liegende Bedeutung der Familienbeziehungen für die Ehewahl zurückzukommen: es ist klar, daß diese Beziehungen mindestens ebensogut günstig als, wie oben zuerst angenommen wurde, ungünstig sein können. In den günstigen Fällen, die glücklicherweise zahlreich genug sind, hat nicht nur die Familie bei der Ehe eines der Kinder den Gewinn eines Schwiegersohnes oder einer Schwiegertochter, die in Wahrheit Kinder des Hauses werden können, zu verzeichnen — der in die Familie Aufgenommene gewinnt auch ein zweites Elternhaus. Gründe genug, um bei der Ehewahl streng darauf zu sehen, in welches Haus man eintritt und wen man in sein Haus, in seine gesamte Familie aufnimmt.

---

[1]) Band II, J. F. Bergmann, München, 1926.

[2]) J. Springer, Berlin, 1926.

[3]) „Medizinisch-biologische Familienforschung innerhalb eines 2232 köpfigen Bauerngeschlechts in Schweden." (Jena, 1913, G. Fischer.)

[4]) Otto Reichel, Darmstadt, 1926.

Kapitel XII

Über die Gattenwahl

DRITTER TEIL

Die Gesundheit

Es sollte mich nicht wundern, wenn man von einem Arzt, der über Ehewahl schreibt, erwarten würde, daß er lange Zeit bei der Bedeutung stehen bleibt, welche die Gesundheit der Gatten für die Ehe und ihre Folgen besitzt. Und doch werde ich das nicht tun. Im Gegenteil, ich will diesem Thema nur ein kurzes Kapitel widmen, auch wenn ich sicherlich nicht weniger als andere Ärzte meine, daß jeder künftige Gatte von dem Wert einer tadellosen Gesundheit seines Partners und von seiner eigenen Verpflichtung, eine solche Gesundheit mit in die Ehe zu bringen, voll überzeugt sein soll. Man hat aber in den letzten Jahren (mit Recht!) schon so viel auf diesem Amboß gehämmert, daß ich glaube, meinen Lesern und mir selbst das Hören und Ausüben dieses verhältnismäßig ermüdenden Klopfens ersparen zu dürfen. Überdies betrachten wir hier die Ehewahl ausschließlich mit der Absicht, das Entstehen der ehelichen Abneigung nach Möglichkeit zu verhüten. Und ist es auch nicht zweifelhaft, daß z. B. die Lungentuberkulose auf sehr verschiedene Weise das Glück einer Ehe ernstlich schädigen kann, so würde es doch etwas zu weit liegen, Tuberkulose als zur ehelichen Abneigung prädisponierendes Moment zu betrachten. Es sei denn, daß es sich herausstellt, wie eine schon bestehende Erkrankung dieser Art oder eine deutlich vorhandene Anlage dazu absichtlich verschwiegen wurde.

Das kann sich rächen, so wie jede Vorspiegelung über das, was der künftige Gatte in der Ehe erwarten darf oder muß, ihre Gefahren — große Gefahren sogar! — für die eheliche Harmonie mit sich bringt.

Schließlich habe ich noch einen Grund, aus dem ich die Bedeutung der Gesundheit für die Ehewahl nicht ausführlich besprechen will, und das ist der wichtigste: Die mit diesem Thema zusammenhängenden Tatsachen sind so zahlreich und die hervorstechenden Überlegungspunkte geben so viel zu denken, daß sie die Aufmerksamkeit meiner Leser mehr als ich es für wünschenswert halte von den Dingen ablenken würden, die ich in diesem Buch als Hauptsache betrachte.

Ich beschränke mich also darauf, meine Leser an die große Bedeutung jener Tatsachen und Überlegungen — die sie in sehr vielen langen und kurzen, gelehrten und populären Abhandlungen finden können — zu erinnern und hier das Auge nur auf einzelne, gewöhnlich nicht oder nicht

genügend bemerkte Punkte gerichtet zu halten, die ich auf Grund meiner Erfahrung als besonders wichtig erachte.

Ich beziehe mich dabei an erster Stelle auf das, was ich in der „Vollkommenen Ehe" und in meinem Aufsatz „Ärztliche Untersuchung auf Heiratsfähigkeit und Infantilismus der weiblichen Geschlechtsorgane"[1]) gesagt habe, wo ich darzutun versuchte, wie wünschenswert es ist, daß die künftigen Gatten sich in unzweideutiger Weise gegenseitig über ihren Gesundheitszustand Klarheit verschaffen, und wo ich gezeigt habe, in welcher Weise dies am besten und unter möglichster Beschränkung unangenehmer Eindrücke geschehen kann.

Auch jetzt wieder lege ich den Nachdruck darauf, daß die Ehe ihrer eigentlichen Anlage nach eine geschlechtliche Beziehung ist, was zur Folge hat, daß die Möglichkeit ihres Gelingens zu allererst vom Vorhandensein gesunder, zu einer allseitig normalen Funktion geeigneter Geschlechtsorgane bei beiden Gatten abhängig ist.

Die Ansprüche, die Mann und Frau in dieser Hinsicht an sich selbst und an ihren Partner stellen dürfen und müssen, sind:

I. Die Geschlechtsorgane sollen: a) frei von krankhaften Abweichungen und b) zur Ausübung normaler Geschlechtsgemeinschaft fähig sein;

II. ihre Tätigkeit muß: a) zur Befruchtung führen können und b) bei der Frau einen ungestörten Verlauf der dieser nach den Regeln der Natur folgenden Funktionen ermöglichen;

III. die Organe dürfen keine Mikroorganismen enthalten, die, auf den Gatten übertragen, diesen schädigen können.

* * *

Den ersten Punkt brauche ich hier nicht zu kommentieren.

Bei Punkt II a ist in bezug auf den Mann zu bemerken, daß sich im Sperma lebenskräftige Spermatozoen in genügender Zahl nachweisen lassen müssen, und daß besonders dann eine Untersuchung nach ihrem Vorhandensein nicht umgangen werden darf, wenn in der Vergangenheit des künftigen Gatten eine Nebenhodenentzündung vorgekommen ist.

Bei der Frau kann ein ungestörter regelmäßiger Verlauf der Menstruation als eine wichtige Anweisung für das Bestehen eines normalen Zustandes betrachtet werden, — wenn wir auch Fruchtbarkeit bei anormaler und noch öfter Unfruchtbarkeit bei normaler Menstruation finden.

Von Bedeutung ist weiter — und darauf wird nach meiner Meinung viel zu wenig (gewöhnlich überhaupt nicht!) hingewiesen — die Sterilität als Folge von Verwachsungen in dem unteren Teil der Bauchhöhle, die in-

[1]) Im Zentralblatt für Gynäkologie 1926, Nr. 13.

folge akuter oder chronischer Bauchfellentzündung bei jungen Mädchen entstehen können. Sie beruhen meistens auf einer tuberkulösen oder gonorrhoischen Infektion oder sind der Ausbreitung eines vom Appendix ausgehenden Entzündungsprozesses zuzuschreiben. Dieser Prozeß kann so ziemlich in jedem Lebensalter solche Verwachsungen veranlassen; ebenso die tuberkulöse Entzündung, doch kommt diese häufiger in den eigentlichen Kinderjahren vor. Die gonorrhoische Bauchfellentzündung des Mädchens hingegen ist — mit der nachher anzuführenden Einschränkung — beinahe ausschließlich eine Erscheinung der frühen oder wenigstens relativ frühen Jugendjahre, weil die Schleimhäute der Geschlechtsorgane des jungen Kindes sehr empfänglich für diese Infektion sind und weil ein Aufsteigen des Prozesses bis in die Bauchhöhle ziemlich leicht stattfindet. Dazu ist gerade in diesem Lebensalter die Gelegenheit zu einer gonorrhoischen Ansteckung groß. Gewöhnlich geht sie von der Mutter (manchmal schon durch Ansteckung während der Geburt) oder von einem Schwesterchen oder einem Dienstmädchen aus; doch kann die Ansteckung auch während einer Endemie in Schulen, Internaten usw. stattfinden, wobei die Krankheitskeime in der Regel durch Waschmaterial, Wäsche, ungenügend gereinigte Hände, von dem einen Kind auf das andere übertragen werden.

Es läßt sich verstehen, daß die Kindergonorrhöe in der angegebenen Weise auch für die Ehe Bedeutung bekommen kann. Wenn ich auch zur Beruhigung gleich hinzufüge, daß ich sehr viele solcher Infektionen bei kleinen Mädchen beobachtet habe, bei denen keine Erscheinung eines Aufsteigens zu bemerken war, und daß ich schon manche Frau, die ich in ihrer Jugend wegen dieser Krankheit behandelt habe, schwanger werden sah, so mag doch das Angeführte ein Ansporn für die Eltern sein, durch verschärfte Aufmerksamkeit und Sorgfalt auch in dieser Hinsicht ihre Töchter so weit wie möglich vor Schaden zu behüten.

* *

Wenn ich nun im Zusammenhang mit dem Punkt II a der oben angeführten Forderungen doch den Infantilismus der weiblichen Geschlechtsorgane nachdrücklich erwähne, obwohl ich ihn in meinen oben zitierten Veröffentlichungen schon ausführlich genug besprochen habe, dann tue ich das nicht bloß, weil es mir richtig scheint, auch hier noch einmal auf die besonders große Bedeutung, die er für die Prognose der Ehe haben kann (und deshalb bei der Ehewahl haben sollte!), hinzuweisen und zu betonen, daß er, falls er rechtzeitig erkannt wird und falls nicht allzu hohe Grade vorliegen, noch vor der Ehe wesentlich verbessert werden kann, sondern ich tue das auch, weil ich auf eine wenig bekannte, aber interessante und wichtige Ursache dieser Ent-

wicklungsstörung aufmerksam machen, — vorsichtiger ausgedrückt: auf einen merkwürdigen Zusammenhang Licht werfen will, in dem ich diese Abweichung wiederholt vorgefunden habe. Dieser Zusammenhang — ich will noch vorsichtiger sein: dieses Zusammentreffen, das mir verschiedene Male auffiel — ist das des Infantilismus der inneren Geschlechtsorgane der erwachsenen Tochter mit einer ungenügend behandelten, aus der Zeit vor der Ehe stammenden Syphilis des Vaters. Ich kann hier keine ausführliche Arbeit über dieses Thema schreiben, sondern will nur einzelne Besonderheiten festlegen: Der Infantilismus zeigte sich in gewissen Fällen bloß an der Gebärmutter, andere Male aber waren gleichfalls die Ovarien in ihrer Entwicklung zurückgeblieben. In einigen Fällen war der Körper in allen übrigen Teilen gut entwickelt, in anderen ließen sich hingegen auch Erscheinungen von Rückständigkeit an weiteren Organen nachweisen, obzwar eine typische, unmittelbar erkennbare Infantilität des ganzen Körpers (und Geistes) immer fehlte. Verhältnismäßig gewöhnlich waren aber Erscheinungen, die an Chlorose erinnerten, sowie eine gewisse, besonders bei Röntgenuntersuchung auffallende Infantilität des Herzens. Von hereditär-syphilitischen Erscheinungen im gewöhnlichen Sinn war bei diesen Patientinnen niemals etwas zu finden. In den Fällen, bei denen ich Gelegenheit hatte, die Wassermannreaktion vornehmen zu lassen, war der Ausschlag negativ. Auch dann, wenn es mir gelang, den Infantilismus des Uterus so weit zu verbessern, daß das Organ eine Größe erhielt gleich der, die in analogen Fällen hinreichend war, um Schwangerschaft auftreten zu lassen, blieb in diesen Fällen die Sterilität bestehen.

Bei den Müttern dieser Patientinnen hatten sich, soweit sich das feststellen ließ, niemals syphilitische Erscheinungen gezeigt.

Die luetische Infektion der (ausnahmslos zur besseren Gesellschaft gehörenden) Väter hatte in allen Fällen einige Jahre vor der Ehe stattgefunden. Sie hatten sich behandeln lassen und waren für geheilt erklärt worden. Aber diese Infektionen stammen aus Zeiten, die jetzt 60 bis 30 Jahre zurückliegen! — Auf jeden Fall weiß ich durch vertrauliche Mitteilung der sie behandelnden Ärzte von mehr als einem dieser Väter, daß in späteren Jahren noch Krankheitserscheinungen aufgetreten sind, die mutmaßlich mit der luetischen Infektion in Zusammenhang standen.

Das Mitgeteilte möge, soweit es die Beobachtungen betrifft, genügen.

Und zur Theorie: die Keimvergiftung liegt auf der Hand. Doch man wird mir die theoretischen Betrachtungen wohl schenken.

Die praktische Folgerung? Sie spricht so sehr für sich selbst, daß es überflüssig ist, ihr viele Worte zu widmen. Man kann sich auch in diesem Zusammenhang nur über die großen Fortschritte der Syphilistherapie freuen und mit dem größtmöglichen Nachdruck aussprechen, daß kein Mensch sich er-

lauben darf, in die Ehe zu treten, wenn nicht mit allen Mitteln der verfeinertsten Diagnostik ausgemacht ist, daß er von der erworbenen Syphilis so vollständig geheilt ist, daß nicht nur seine Frau, sondern auch seine Kinder nach menschlicher Berechnung keinen Schaden von den Folgen dieser Infektion erfahren können.

* *

Was Punkt II b der oben angeführten Forderungen angeht, habe ich darauf hinzuweisen, daß ein normaler Bau des weiblichen Beckens zu den Voraussetzungen gehört, die in bezug auf die natürlichen Folgen der Ehe nicht fehlen dürfen, und daß es also nötig ist, rechtzeitig auf den Zustand dieses Teils des Skeletts achten zu lassen.

Wenn ich jetzt noch daran erinnert habe, daß die Anomalien des Beckens, die zu ernsten Störungen bei der Entbindung führen können, häufig Folgen von Rachitis sind, dann scheinen mir schon genügend Grundlagen für die Schlußfolgerung vorzuliegen:

Während der gesamten Entwicklungsperiode — von den allerersten Anlagen an gerechnet — ist das Mädchen der Möglichkeit der Einwirkung schädlicher Einflüsse ausgesetzt, die seine Eignung für die Ehe vermindern können. Wohlmeinende und verständige Eltern werden diesem Umstand nach Möglichkeit Rechnung tragen. Auch die Ärzte werden gut daran tun, bei der Beobachtung und Behandlung von Mädchen mehr als es bisher gebräuchlich war, die Forderungen, welche die Ehe dereinst an sie stellen wird, im Auge zu behalten.

* * *

Die letzte der drei oben aufgestellten Forderungen veranlaßt mich auch noch zu einzelnen Bemerkungen.

Ein Partner, der seinen Gefährten beim Geschlechtsumgang der Gefahr einer Ansteckung aussetzt, handelt unverantwortlich, ja verbrecherisch. Ist dieser Genosse sein Gatte, dann handelt er außerdem äußerst dumm, weil er selbst mit das Opfer des angerichteten Schadens wird.

Es wird wohl wenige Menschen geben, die sowohl das eine wie das andere nicht bejahen werden. Trotzdem ist die Anzahl der Fälle groß, in denen der Mann seine Frau mit Gonokokken infiziert hat (denn diese Infektion habe ich hier besonders im Auge; der Syphilis haben wir soeben schon einige Aufmerksamkeit gewidmet). Die Ursache davon lag in verhältnismäßig wenig Fällen an Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl, viel öfter hingegen an Unwissenheit; Unwissenheit über die sehr ernsten Folgen, denen die Gonorrhöe die Frau aussetzt, Unwissenheit besonders auch über die Infektiosität von Gonorrhöe*resten*.

Dieses Nichtwissen mit den sich daraus ergebenden leichtsinnigen Auffassungen über die „geringe Bedeutung" einer Gonorrhöe, die man nur allzuoft gänzlich ungenügend — nicht selten auch überhaupt nicht — hat behandeln lassen, weil man so gut wie ausschließlich die Befreiung von den deutlichen Krankheitserscheinungen als Richtschnur gelten ließ, bestand in erster Linie bei den Patienten und den künftigen Patienten selbst, aber auch bei sehr vielen Ärzten, die ihre an dem Übel leidenden Kranken viel zu rasch aus der Behandlung entließen und nicht oder nicht genügend nachkontrollierten.

Dies alles ist in den letzten Jahren durch vermehrte Kenntnis und steigende Einsicht sehr wesentlich verbessert worden. Es muß aber gesagt, und sogar nachdrücklich gesagt werden, daß diese Verbesserung noch lange nicht genügt. Wir Gynäkologen können manche Fälle bezeugen, in denen der von sich selbst, aber bei weitem nicht selten auch vom Arzt als völlig geheilt erklärte Mann seine Frau doch noch angesteckt hat. Die Gonokokken sind Mikroorganismen, die außerhalb des Körpers sehr schnell zugrunde gehen, aber ein unglaublich zähes Leben haben können, wenn sie in den Verstecken, Falten, unzugänglichen kleinen Höhlen und mikroskopischen Drüsengängen der männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane verborgen sitzen. Eine gonorrhoische Infektion ist, was ihre Aussicht auf bedenkliche Folgen betrifft, eine ernste Erkrankung, die beim Mann wie bei der Frau mit der größtmöglichen Genauigkeit spezialistisch zu behandeln ist. Auch nach Verschwinden aller Erscheinungen ist noch wiederholte Kontrolle mit Gebrauch aller Hilfsmittel, welche die Bakteriologie und Serologie uns zur Verfügung stellen, nötig. Diese Kontrolle muß vor dem Schließen einer Ehe wiederholt werden und soll durch einen (oder einige) in jeder Hinsicht kompetenten Untersucher geschehen.

Eine gonorrhoische Infektion in der Ehe (ich rede nun nicht einmal von der Übertragung einer während der Ehe erworbenen Infektion auf den Partner) kann schon an sich genügen, um eine unüberwindliche Abneigung zu verursachen, so daß es auch schon in bezug hierauf dringend nötig ist, bei der Ehewahl diesen Punkt sorgfältig zu beachten.

* *

Ein paar Bemerkungen über das Vorkommen von Gonokokken in den Geschlechtsorganen künftiger Ehefrauen darf ich hier nicht unterlassen. Ich fasse sie kurz zusammen:

Wie es mit infektiösen Überbleibseln einer Kindergonorrhöe steht, muß ich unentschieden lassen. Meinen eigenen Erfahrungen nach kommen sie, praktisch gesprochen, bei Erwachsenen nicht mehr vor. So schrieb ich denn auch noch vor kurzem: Es scheint, daß im Lauf der Jahre (stärker als bei

der Gonorrhöe der Erwachsenen) eine Vernichtung der Keime durch Selbstimmunisierung des Körpers stattfindet. Dagegen sagt Ludwig Fraenkel, auf dessen Erfahrung und Meinung ich großen Wert lege, in seinem soeben erschienenen Werke „Soziale Geburtshilfe und Gynäkologie"[1]: „Nach scheinbar vollkommener Ausheilung des Kindes ist jahrelang später, wenn das Mädchen heiraten soll, die Erteilung des Ehekonsenses erst nach nochmaliger negativer bakteriologischer Untersuchung anzuraten. Manche unklare Fälle von Ehegonorrhöe rühren aus der Kinderzeit der Frau her." Selbstverständlich muß auch ich unter diesen Umständen, trotz meiner eigenen, wesentlich günstigeren Eindrücke, empfehlen, den sichersten Weg zu nehmen[2].

Frauen, die schon verheiratet gewesen sind, müssen sich vor dem Eingehen einer neuen Ehe einer genauen gynäkologischen Untersuchung unterziehen; der Arzt muß diese Gelegenheit zu einer bakteriologischen Nachforschung benützen.

Jetzt, wo es durch das Freierwerden der Sitten und durch die Abschwächung der durch die Eltern über ihre Töchter ausgeübten Aufsicht häufiger als früher und auch in anderen Kreisen als früher vorkommt, daß ein „heiratsfähiges junges Mädchen" ihre Virginität verloren hat, — jetzt, wo man in gynäkologischen Privatkliniken wahrhaftig nicht mehr so selten „junge Mädchen aus gutem Hause" findet, die wegen der Folgen eines kriminellen Abortes oder einer gonorrhoischen Infektion behandelt werden (vor zehn Jahren noch eine gewaltige Ausnahme!), — jetzt kann es weit mehr als früher für den Mann wichtig sein, sich bei seiner Ehewahl auch in dieser Hinsicht gegen Überraschungen zu schützen.

* *

Daß von allen Seiten größte Vorsicht erforderlich ist, um — auch in „verdächtigen Fällen" dieser Art — alle vermeidbaren Schwierigkeiten zu verhüten, bedarf keines Beweises; und es versteht sich erst recht von selbst, daß alles so vor sich gehen muß, daß das psychische Trauma, das selbst schon der Schein eines Verdachts einem wirklich „unschuldigen" Mädchen zufügen könnte, mit Sicherheit vermieden wird.

Als einen Ausweg, der vor jeder Verletzung des Zartgefühls sichert, rate ich, die Form einer ärztlichen Untersuchung für eine Lebensversicherung zu wählen, wobei natürlich die gewöhnliche Untersuchung durch eine genaue gynäkologische Nachforschung vervollständigt werden muß. Das alles hat natürlich nur dann Sinn, wenn der Arzt von dem eigentlich beabsichtigten Zweck unterrichtet ist.

---

[1]) Urban & Schwarzenberg, Wien, 1928.

[2]) Vgl. die Aufsätze von E. Vogt in der Deutschen Med. Wochenschrift 1926, Nr. 13, und Otto Herschan, ibid. 1927, Nr. 23.

Eine solche Untersuchung ist, wie ich bereits früher auseinandergesetzt habe, auch schon mit Hinsicht auf Infantilismus, auf Beckenanomalien usw. nötig. Ersucht man um ein solches ärztliches Zeugnis, so braucht das also absolut keinen unangenehmen Eindruck zu machen, — wenigstens gewiß nicht mehr, als wenn der Vater der künftigen Braut den Mann zum Vorlegen einer Bestätigung seiner Gesundheit (mit Einschluß eines Befundes über die Wassermann-Reaktion) auffordert.

Zieht man die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Lebensgewohnheiten unserer Zeit sowie unser heutiges Wissen über alles, was die Gesundheit im Zusammenhang mit der Ehe betrifft, in Betracht, so erscheint es jedenfalls als unbillig und sinnlos, nur von dem Mann ein Gesundheitszeugnis zu verlangen. Beide Parteien haben darauf gleich viel Recht. Der Mann darf aus dem gleichen Grund verlangen, daß seine Frau eine gute allgemeine Körperbeschaffenheit und gesunde, normale Geschlechtsorgane mit in die Ehe bringt, wie das die Frau vom Mann zu fordern berechtigt ist.

* * *

Zum Schluß noch eins: Wer eine so genaue ärztliche Untersuchung vor der Ehe für zu anstößig hält, der tut besser, den Gedanken an ein ärztliches Zeugnis ganz fallen zu lassen. Ich muß bekennen, daß ich ein Gefühl des Widerstrebens, sowohl bei den Eltern wie bei dem künftigen Gatten mancher Mädchen, sehr gut begreifen könnte, und ich kann mir denken, daß sie sich mit einer ehrenwörtlichen wechselseitigen Erklärung, daß nach ihrem besten Wissen nichts an ihrer Gesundheit fehlt[1]), zufriedengeben und das restliche Risiko auf sich nehmen wollen.

---

[1]) Eine solche Erklärung darf ein Mann nur dann abgeben, wenn er niemals geschlechtlich angesteckt war („Das gibt's" — weit häufiger als du denkst, o Leser, der du so skeptisch meine vermeintliche Naivität belächelst!), oder wenn er sich kurz vor Abgabe der Erklärung genau — im früher angeführten Sinn — hat untersuchen lassen.

Die Eltern eines Mädchens können, ohne eigens vorgenommene genaue ärztliche Untersuchung, nur dann in gutem Glauben erklären, daß ihre Tochter gesund und körperlich normal ist, wenn bisher keinerlei Erscheinungen von Erkrankungen der Geschlechtsorgane oder Entzündungen in der Bauchhöhle vorgekommen sind; wenn die Menstruation normal ist und wenn gelegentlich einer ärztlichen Untersuchung festgestellt wurde, daß die Genitalien und das Becken normal entwickelt sind.

Gewiß, — es bleibt dann ein Risiko! Denn Eltern kennen ihre Kinder wohl am wenigsten in sexuellen Angelegenheiten!

Fürs übrige — — man kann in diesen Dingen auch noch nach einer anderen Methode vorgehen. Die ist: keine Methode zu haben und nichts zu tun — nicht einmal nachzudenken — und es kommen zu lassen, wie es nun eben fällt. Das ist die Methode, die man aus Unwissenheit befolgt hat — und die, welche man, manchmal aus Prinzip, weit öfter aber aus Trägheit oder sogar aus Faulheit, noch meistens befolgt. Und ihr Ergebnis für das Eheglück? — Das hat die Erfahrung genugsam gelehrt!

Das ist ein Standpunkt — der des Gefühls —, den man als Mensch einnehmen kann.

Der früher beschriebene ist ein anderer — der des Verstandes —, auf den man sich als Arzt stellen muß.

Der jeden Prinzips ermangelnde, unüberlegte und oft unbillig einseitige Kompromiß zwischen diesen beiden Auffassungen, der jetzt so manchesmal eine ernsthafte „ärztliche Untersuchung vor der Ehe" vertritt, tut hingegen mehr übel als gut, weil die Schlußfolgerung, zu der er führt, ganz unzulänglich begründet ist, und weil er die „vertragschließenden Parteien" von dem Austausch einer auf Treu und Glauben beruhenden Erklärung enthebt.

Kapitel XIII
Über die Gattenwahl
VIERTER TEIL
Der Charakter

Wir haben im Vorhergehenden schon öfters auf die Bedeutung der Charaktere der Eheleute hingewiesen. Wer männliche und weibliche Eigenschaften beschreibt, wer von Lebensauffassung spricht, der beschäftigt sich schon mit dem Charakter.

Nichtsdestoweniger wollen wir diesen Gegenstand noch gesondert darstellen, weil es in hohem Maße erwünscht ist, daß, wer versucht, eine wohldurchdachte Gattenwahl zu treffen, den Charakter des künftigen Gefährten gründlich in Betracht zieht.

Den Charakter des (der) Anderen, — den eigenen Charakter aber nicht weniger. Sogar mehr!

Selbstkenntnis tut dem Menschen, der eine richtige Gattenwahl treffen will, wohl am allermeisten not. Und wenn je eine Akademie für Ehewissenschaften errichtet wird, so möge man für ihren Tempel die Aufschrift des Heiligtumes, das Delphi dem Apollo errichtete, übernehmen.

Natürlich können wir überhaupt nicht daran denken, an dieser Stelle auch nur einen Versuch zur Erörterung der Leitgedanken einer so äußerst schwierigen Kunst, wie des „Erkenne dich selbst", zu machen. Es wäre übrigens auch untunlich, an einen verhältnismäßig noch jungen Mann und an ein Mädchen, die sich gerade heiraten wollen, solche Forderung zu stellen. Nur der gereifte, außergewöhnlich veranlagte Mensch ist einer Selbstanalyse, wie Graf Keyserling sie in seinem schon angeführten „Menschen als Sinnbilder" gegeben hat, fähig.

So muß ich mich denn darauf beschränken, meine Leser auf den Ernst der Selbsterkenntnis und ihre Bedeutung für die eheliche Harmonie aufmerksam zu machen und mich bemühen, sie davon zu überzeugen, daß sie, sowohl bevor sie zur Gattenwahl schreiten, wie auch später, wenn sie danach streben, ihr Eheglück unversehrt zu erhalten, es erreichen müssen, nach dem Maße ihrer Fähigkeiten wie H e r a k l e i t o s sagen zu können: „Ich habe mich selbst durchforscht."

* * *

In welcher Weise ist der Heiratskandidat imstande, bei seiner Wahl auf den Charakter seines in Aussicht genommenen Gefährten Rücksicht zu nehmen? — So lautet die Frage, die sich jetzt stellt.

Da gibt es zwei Möglichkeiten.

Erstens dadurch, daß man auf die An- bzw. Abwesenheit bestimmter Charaktereigenschaften achtet, die für die Ehe besondere Bedeutung haben. Zweitens — und das ist eigentlich die Hauptsache — durch Erforschung des als einheitliches Ganzes genommenen allgemeinen Charakters (den wir hier kurz „den Charakter" nennen wollen).

Damit läßt sich also die oben gestellte Frage in die nachstehenden beiden anderen zerlegen:

I. Was haben wir unter dem Charakter eines Menschen zu verstehen? und

II. Woran und in welcher Weise läßt sich der Charakter erkennen?

Der Neuaufbau der Charakterkunde, die, trotz allzu vieler Mitarbeiter verschiedenster Gattung, von denen jeder nach einer andern Methode vorgeht, überraschend schnelle Fortschritte macht, hat in den letzten Jahren zum Erscheinen einer großen Zahl von Büchern geführt, die sich mit der Beantwortung der hier gestellten Fragen beschäftigen. Wenn ich mich auf die allerwichtigsten Werke beschränke, so habe ich gleich im Anfang die Arbeit des Mannes zu nennen, der Bahnbrecher der neuen charakterologischen Wissenschaft war und ihr Großmeister ist: Ludwig Klages, dessen „Grundlagen der Charakterkunde" als vierte Auflage seines 1910 als „Prinzipien der Charakterologie" zum erstenmal veröffentlichten Buches 1926 erschienen sind[1]).

Sodann C. G. Jungs „Psychologische Typen"[2]) und das Werk Ernst Kretschmers „Körperbau und Charakter, Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten"[3]), die, wenn auch untereinander völlig verschieden und jedes an sich ganz anders angelegt als das soeben genannte Buch Klages', nicht minder als bahnbrechend betrachtet werden müssen.

Wie Kretschmers Arbeit ist die von Hermann Hoffmann: „Das Problem des Charakteraufbaus"[4]), die sich — wir haben es in Kapitel XI schon gesehen — gutteils mit der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse befaßt, aus der Tübinger psychiatrischen Schule hervorgegangen.

Hoffmanns Anschauungen stimmen, wie er selbst hervorhebt, in mancher Hinsicht überein mit denjenigen, die Emil Utitz — der auf diesem Gebiet ebenfalls eine führende Stellung einnimmt — in seiner „Charakterologie"[5]) niedergelegt hat; — eine Übereinstimmung, die dem Leser, der sich

---

[1]) Joh. Ambr. Barth, Leipzig.

[2]) Rascher & Cie., Zürich, 1920.

[3]) 4. Aufl., Springer, Berlin, 1924.

[4]) Springer, Berlin, 1926.

[5]) Pan-Verlag, Charlottenburg, 1925.

in dem Irrgarten der Meinungen auf diesem Gebiete einen Weg sucht, Gelegenheit zum Aufatmen bietet und dabei um so wertvoller ist, als diese beiden Untersucher unabhängig voneinander und auf verschiedenen Wegen zu ihren Schlußfolgerungen gelangt sind.

Wenn ich nun dieser kleinen Reihe, die nur das Allerwichtigste an Büchern von grundsätzlicher Bedeutung erwähnt — und auch mit dieser Beschränkung keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt — noch Theodor Lessings „Prinzipien der Charakterologie“[1]) angegliedert habe, unter Erwähnung, daß dieser bedeutende und vielseitige Psychologe seit langen Jahren einen in mancherlei Hinsicht von den anderen verschiedenen Standpunkt einnimmt, dann kann ich meine Übersicht schließen mit der Mitteilung, daß er das Standardwerk unseres altväterlichen Zunftmeisters Karl Gustav Carus[2]) „Symbolik der menschlichen Gestalt“[3]) in einer neuen Bearbeitung herausgegeben hat, in der man, neben einer geschichtlichen Übersicht, viele Literaturangaben (international gehalten) finden kann[4]).

Ich muß es hierbei lassen[5]). Die meisten meiner Leser werden sich auf diesem Gebiet auch wohl nicht allzusehr für die reine Wissenschaft interessieren. Und ich muß offen sagen, daß wer sich als Nichtfach-

---

1) Deutsche Psychologie IV. 2. Carl Marhold, Halle a. d. S., 1926.

2) Dieser sehr besondere Mann erblickte 1789 in Leipzig das Licht der Welt. In seinem 23. Lebensjahr wurde er Dozent der vergleichenden Anatomie (ein Fach, das er sich selbst schuf) in Dresden, und drei Jahre später Direktor der dortigen Geburtshilflichen Klinik. Er blieb sein Leben lang in Dresden, wo er als Arzt und als Leibarzt des Königshauses, nicht weniger aber als Gelehrter, der in steter Bewunderung für die Natur auf mancherlei Gebieten ihren Gesetzen nachforschte, und als vielseitig-geschmackvoller kunstsinniger und kunstbeflissener Mensch (Musik, Malerei, Zeichenkunst, Radierung — seine Aquarellen werden jetzt im Kunsthandel hoch bewertet) bis in sein achtzigstes Lebensjahr in hohem Ansehen stand. Die Freundschaft Goethes, deren er sich während zwanzig Jahren erfreute, und der aus ihr hervorgehende Gedankenwechsel wirkte befruchtend auf ihn ein, so daß Lessing (der die „Symbolik der menschlichen Gestalt“ „ein Stück Goethesche Naturwissenschaft“ nennt) der Meinung Ausdruck gibt, daß auf jeder Seite von Carus' Schriften — der naturwissenschaftlichen und charakterkundigen sowohl wie der kunstphilosophischen — sich Goethes Geist nachweisen läßt. Auch Klages und seine Schüler tragen viel dazu bei, der Arbeit Carus' wieder Geltung zu verschaffen (z. B.: Carus' Psyche, herausgegeben von Klages; Verlag Diederichs, Jena).

3) Dritte Auflage. Niels Campmann, Heidelberg, 1925.

4) Lessing macht am Schluß seiner „Prinzipien der Charakterologie“ diejenigen seiner Leser, „welche auf dem unermeßlich weiten Felde der Charakterologie sich zu betätigen gedenken“, aufmerksam auf „die streng kritische Zusammenstellung aller auf charakterologischen (physio- und pathognomonischen) Gebieten erreichbarer Literatur, welche Dr. med. W. Rink als Vorarbeit und Material für seine ‚Geschichte der Charakterologie‘ unternommen hat“.

5) Trotzdem möchte ich nicht verfehlen, auf Fritz Künkels „Einführung in die Charakterkunde“ (C. Hirzel, Leipzig, 1927) hinzuweisen. Wer die sehr bedeutenden

mann die (nicht geringe!) Mühe nimmt, die genannten Werke durchzuarbeiten, Gefahr läuft, schließlich mit Faust seufzen zu müssen: „Da steh ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor." Die verschiedenen Zeitschriften, die sich in völlig-, halb-, nicht- oder antiwissenschaftlicher Weise mit allem, was den Charakter betrifft, befassen, werden ihm ebensowenig über dieses Gefühl hinweg helfen wie die, jedes an sich mehr oder weniger, und bisweilen sogar sehr, verdienstlichen Bücher der dii minores, — es sei denn, daß er einem der Götter des charakterologischen Olympos die Treue schwöre und die übrigen meide. Denn schon in bezug auf Einteilung und Benennung (z. B. der verschiedenen Typen) besteht auf diesem Gebiet eine solche Anarchie, daß die Begriffe und die Mitteilungen der meisten Autoren sich nur schwer — oft auch gar nicht — miteinander vergleichen lassen.

So gibt denn, bis es gelingt, die charakterologische Wissenschaft einheitlicher zu gestalten — und es wird noch wohl eine Reihe von Jahren dauern, bevor das erreicht wird! — ihr Studium jenen, die nicht so tief darin vordringen, daß sie sich eine abgeklärte eigene Meinung zu bilden vermögen, keine Antwort auf ihre Fragen.

* * *

Für uns — in diesem Buch — kann nur eine Methode in Betracht kommen, die es ermöglicht, die Fragen, die wir uns oben vorgelegt haben, sowie jene, die sich weiterhin aus dem eigentlichen Thema dieses Kapitels: Gattenwahl und Charakter, ergeben werden, so zu beantworten, daß das praktische Leben Nutzen daraus ziehen kann.

Diese Methode ist: immer die Praxis im Auge zu behalten und die „Gelehrsamkeit" so viel wie möglich aus dem Spiel zu lassen; den Worten und Begriffen, die zur Anwendung kommen, einen ganz bestimmten Sinn zu geben und jede Vieldeutigkeit zu vermeiden; uns der spekulativen Betrachtungen und des Phantasierens zu enthalten; die ganze Fragestellung nach Möglichkeit zu vereinfachen; und unsere Anforderungen derart zu beschränken, daß ihnen entsprochen werden kann.

* * *

Sehen wir jetzt, was sich mit dieser Methode erreichen läßt.

Dazu wollen wir zuerst die obenstehende, mit I bezeichnete Frage folgendermaßen beantworten:

Aufsätze in Betracht zieht, die dieser Verfasser, besonders auch über das gegenseitige Verhalten von Mann und Frau (z. B. in der Internat. Zeitschrift für Individualpsychologie Jahrg. 3 Nr. 6) geschrieben hat, kann nicht darüber in Zweifel sein, daß die Darlegung der charakterologischen Auffassungen dieses Vertreters der individualpsychologischen Schule wichtige Ein- und Ausblicke eröffnen wird.

Unter dem Charakter einer Person verstehen wir die Gesamtheit der kennzeichnenden Eigenschaften in Erscheinungs- und Ausdrucksformen und in Wirkungen, die diese Person von einer anderen unterscheidet; — und in engerem Sinne genommen: die einem Menschen, als fühlendem und wollendem Wesen, eigene Art, die sich in all seinem Handeln und Betragen, in seinen Reaktionen auf Eindrücke, offenbart.

Der Charakter steht in engem Zusammenhang mit dem Temperament; das ist, kurz gesagt, die bleibende Gemütsverfassung eines Einzelwesens (im Gegensatz zur augenblicklichen, mehr zufälligen), — die Art der Entstehung und des Ablaufes seiner Gemütsbewegungen, sowohl was die Stärke wie was die Geschwindigkeit dieser Bewegungen anbetrifft.

Die Persönlichkeit eines Menschen schließlich ergibt sich aus dem Zusammenspiel der ihm eigenen Art seines Denkvermögens — der ihn kennzeichnenden geistigen Eigenschaften — mit seinem Temperament und seinem Charakter. Sie ist um so schärfer ausgesprochen, je nachdem die geistigen Eigenschaften stärker entwickelt sind, so daß sie in ihren ausgeprägteren Formen an eine gewisse Geistesreife (das will zu gleicher Zeit besagen: an eine gewisse Veredelung des Geistes und an ein gewisses, zur Reife notwendiges Alter) gebunden ist.

Wir haben also unter Persönlichkeit das Potenzierte, unter Temperament und Charakter mehr das Elementare zu verstehen.

Mit Beziehung zur Gattenwahl werden wir — uns in den soeben abgesteckten Grenzen haltend — deshalb die Persönlichkeit außer Betracht lassen und uns auf den Charakter und das Temperament beschränken müssen. Praktisch gesprochen dürfen wir dabei diese zwei als ein Ganzes betrachten[1]), das wir in der Regel den Charakter eines Menschen nennen werden. Gelegentlich werden wir vielleicht aber auch von Temperament oder von Temperament und Charakter reden.

* * *

Allgemein genommen wird der Charakter von erblichen Faktoren bestimmt, dennoch aber auch durch Einwirkung der Umwelt und der Umstände beeinflußt, und zwar besonders in dem Sinne, daß gewisse Charakterzüge mehr in den Vordergrund gelangen können und andere zurückgedrängt werden. Deshalb darf denn auch der Charakter nicht als völlig feststehende Größe betrachtet werden, sondern er ist innerhalb bestimmter Grenzen der Möglichkeit einer Änderung ausgesetzt. Wir haben darauf schon im Kapitel XI hingewiesen, als wir die Bedeutung der Familienverhältnisse für die Gatten-

[1]) Wer sich wissenschaftlich für die Frage interessiert, unterlasse es nicht, G. Ewalds Buch „Temperament und Charakter" (Springer, Berlin, 1924) zu lesen. Er hält sie scharf getrennt.

wahl hervorhoben, und mit Beziehung zu dem Auftreten von Charakteränderungen das Beispiel des Grafen Keyserling genannt, bei dem sich in verschiedenen Abschnitten seines Lebens verschiedene Gruppen von Charakterzügen als dominierend erwiesen haben; wir wollen weiter das Beispiel Bleulers erwähnen, das ebenfalls besonders treffend ist.

Die Folgerung, die sich aus dem Gesagten für die Wahl eines Lebensgefährten ergibt und ergeben soll, wurde schon vorhin angedeutet: nicht ausschließlich den Charakter des in Aussicht genommenen Gatten zu beachten, sondern bestimmt auch die in dessen Familie vorherrschenden Charakterzüge zu berücksichtigen.

* * *

Bei der Beantwortung der unter II gestellten Frage: „Woran und in welcher Weise läßt sich der Charakter erkennen?" müssen eine direkte und eine indirekte Methode unterschieden werden.

Will man den Charakter eines Menschen wirklich kennen lernen, so muß man die beiden Methoden zusammen anwenden und eine außerordentlich umfangreiche spezialistische Untersuchung anstellen, im Sinne des von Kretschmer für kriminologische, differentiell-psychologische und psychiatrische Typenforschung ausgearbeiteten Psychobiogrammes, — dessen Schema allein schon zehn Druckseiten umfaßt. Ich erwähne ein derartiges rein wissenschaftliches Verfahren denn auch nur, um zu zeigen, daß es zur Gattenwahl unbrauchbar ist, — was ein jeder (und natürlich auch ein Mann der Wissenschaft wie Kretschmer — der nicht weniger auch ein Mann der Praxis ist —) wohl ohne weiteres zugeben wird.

Wer auf dem direkten Weg der praktischen Erfahrung zu der Erfassung des Charakters eines Menschen gelangen will, braucht dazu Jahre eines vertraulichen Umgangs, wie dieser, mit Ausnahme der Fälle erprobter inniger Freundschaft oder langer enger Zusammenarbeit, allein in . . . der Ehe möglich ist! Aber wie viele Eheleute, die von diesen Dingen wirklich etwas begreifen, werden sich trauen zu behaupten, daß sie, auch nach langjähriger Ehe, den Charakter ihres Gefährten kennen? — Ist dazu doch mehr nötig als die Erfahrung des Alltags, und zwar an erster Stelle Menschenkenntnis, nein, Menschenkunde. — So kann denn bei der Gattenwahl nur verhältnismäßig selten von der auf direktem Weg erhaltenen Kenntnis des Charakters ein mehr als oberflächlicher Gebrauch gemacht werden[2]).

* * *

[1]) Medizinische Psychologie. Georg Thieme, Leipzig, 1926.

[2]) Vgl. aber S. 218 bis 227 und besonders das auf S. 221 usw. über die Hilfe der Graphologie Gesagte.

Bleibt die indirekte Methode, die zwar keine exakten Unterlagen für die Beurteilung des Einzelfalles zu bieten vermag, — aber dennoch wertvolle Andeutungen gibt, weil sie es ermöglicht, auf Grund bestehender gegenseitiger Beziehungen (Korrelationen), mittels Übereinstimmungen (Analogien), Ableitungen (Deduktionen) und Wahrscheinlichkeiten ohne viel Zeitverlust zu Folgerungen zu gelangen, die für die Gattenwahl wichtig sein können.

Um zu verstehen, wie das möglich ist, haben wir zu bedenken, daß der Charakter des Einzelwesens der Hauptsache nach von dessen Konstitution bestimmt und beherrscht wird, und weiter, daß diese Konstitution gleichermaßen in seinem Körperbau zum Ausdruck kommt.

Wir können uns über den Begriff der Konstitution nicht so verbreiten, wie er es verdienen würde. Er ist so alt wie die medizinische Wissenschaft selbst und war mit den verschiedenen Auffassungen der Krankheitslehre starken Veränderungen ausgesetzt, wobei er doch immer ein mehr oder weniger unbestimmter — oder jedenfalls ungenügend bestimmter — Begriff blieb. Sobald man den Versuch machte, diese Unbestimmtheit durch Genauigkeit zu ersetzen, mußten spekulative Betrachtungen als feststehende Beobachtungen angenommen werden. Wir können uns deshalb nicht darüber wundern, daß man zu einer Zeit, in der das Mikroskop immer weitere und immer wichtigere Geheimnisse enthüllte, in Überschätzung dessen, was sich sehen, zählen und messen ließ, den ja nicht besonders exakten Begriff der Konstitution abgelehnt, — und dabei das Kind mit dem Badewasser ausgeschüttet hat. Seitdem wir aber gelernt haben, daß man, in dieser Weise vorgehend, nicht weniger zahlreichen unlöslichen Problemen gegenübergestellt blieb, in die wir doch wieder etwas mehr Einsicht zu erhalten vermochten, als andere Arbeits- und Denkweisen herangezogen wurden; seitdem die Biochemie bei der Enträtselung der normalen und krankhaften Lebensprozesse mitwirkt; seitdem die Lehre von der inneren Sekretion einen immer größeren Platz in den psychiatrischen Betrachtungen einnimmt und die genaue Kenntnis der Erblichkeitsgesetze besser hat erkennen lassen, wie vieles wir wissen können und wie noch weit mehr wir nicht zu wissen vermögen; — seitdem ist die Konstitution mit so vielem anderem, das übermütig und unnötig aus dem Haus der Wissenschaft entfernt worden war, wieder hereingeholt worden. Gewiß, dieser Begriff ist auch in der modernen Auffassung noch bei weitem nicht genau umschrieben und scharf abgegrenzt, und seine verhältnismäßige Unbestimmtheit bildet sogar für die, welche an der Illusion des Sichtbaren, Meßbaren und Wägbaren festhalten möchten, einen Grund, sich seiner Wiedereinführung zu widersetzen. Er darf aber auch — selbst wenn es möglich wäre — nicht scharf abgegrenzt werden, weil er die Dehnbarkeit

behalten soll, die er braucht, um einen Rahmen zu bilden, in den die — immer neue Gesichtspunkte bietenden — Ergebnisse der immer weiterschreitenden Forschung hineinpassen. Und uns modern denkenden Ärzten ist Konstitution doch mehr als ein unbestimmter Begriff. Sie ist der Ausdruck, der uns eine Gesamtheit von Eigenschaften eines Einzelwesens, oder, in weiterem Sinne genommen, einer einheitlichen Gruppe von Einzelwesen, vor das geistige Auge stellt (von Eigenschaften, die wir teilweise kennen, deren Art wir teilweise vermuten können und die wir wieder teilweise erfühlen, — „nur" erfühlen, dennoch aber als wesentlich erfühlen —), wodurch wir nicht allein eine gewisse Einsicht erhalten in sonst völlig unerklärlich bleibende Erfahrungen mit Beziehung zur größeren oder geringeren Empfänglichkeit für Krankheiten, sondern uns auch einigermaßen eine Vorstellung von dem Zustandekommen der individuellen Unterschiede bilden können, die wir täglich in allen möglichen Lebensäußerungen beobachten.

Wie wir den Zusammenhang jetzt sehen, sind die durch erbliche Veranlagung bestimmten Eigenschaften und die von den Drüsen mit innerer Sekretion verrichteten Leistungen die wichtigsten Faktoren, welche die Konstitution beherrschen; — wobei zu bedenken ist, daß die persönlichen Eigentümlichkeiten der inneren Sekretion eines Wesens auch wieder größtenteils von seiner Erbanlage abhängig sind, und daß, umgekehrt, die übrigen körperlichen und die psychischen Eigenschaften, die es ererbte, zu einem nicht geringen Teil auf die Eigentümlichkeit der inneren Sekretion seiner Ahnen zurückgeführt werden müssen.

Inzwischen vermögen auch andere als erbliche Umstände auf die Keime, aus denen das Individuum entsteht, einen Einfluß auszuüben, der sich später in seiner Konstitution ausprägt; ich erinnere an das schon früher über Keimvergiftung durch Syphilis Gesagte; ich weise auf die Möglichkeit eines schädlichen Einflusses durch Alkohol und andere Gifte hin; und will es nicht unterlassen, auch ein Beispiel physikalischer Einwirkung solcher Art zu geben, indem ich die Aufmerksamkeit auf die Schädigung männlicher und weiblicher Keimzellen durch Röntgenstrahlen hinlenke. Sowohl während des intrauterinen Lebens, wie auch im Laufe der weiteren Entwicklung können zudem Einflüsse verschiedener Art wirksam sein, welche die Konstitution eines Wesens mehr oder weniger ändern. Und schließlich ist eine solche Beeinflussung auch bei den Erwachsenen noch möglich; wir brauchen z. B. nur an den früher mitgeteilten Fall Sellheims zu denken, in dem die ganze Konstitution, die geschlechtlichen Kennzeichen, das Äußere und der Charakter einer Frau unter Einfluß der Entwicklung einer kleinen Geschwulst im Eierstock sehr starken Änderungen ausgesetzt waren. Übrigens — sehen

wir nicht sehr typische und sehr deutliche physiologische Änderungen der Konstitution auftreten, wenn die Geschlechtsdrüsen zu wirken beginnen und wenn sie ihre Funktionen einstellen?

Das Gesagte dürfte genügen, um einen Einblick in die Bedeutung dessen, was wir Konstitution nennen, zu vermitteln. Wir müssen es jedenfalls hierbei bewenden lassen, wie sehr der Gegenstand auch zu weiteren Mitteilungen und Betrachtungen reizen mag.

Für unsere Zwecke kommt es hauptsächlich darauf an, uns zu merken, daß die Konstitution größtenteils, sei es direkt, sei es indirekt, von der Wirkung der Drüsen mit innerer Sekretion abhängig ist. (Da die Absonderungsprodukte jener Drüsen Hormone genannt werden, kann man dieses ganze Gefüge, die Wirkung jeder der Drüsen an sich und die Wirkung verschiedener Drüsen zusammen, auf den ganzen Organismus oder auf einen seiner Einzelteile, und weiter die Wechselwirkung, die sie aufeinander ausüben, in dem Ausdruck „das hormonale System und seine Funktion" zusammenfassen. Daß diese Funktionen in engster Verbindung stehen mit denen des Nervensystems, und namentlich mit denen des vegetativen Nervensystems, und daß die Wechselwirkung zwischen diesem und dem hormonalen System sehr rege und äußerst wichtig ist, darf der Beobachter, der in seinen Betrachtungen nicht an der Oberfläche bleiben will, keinen Augenblick außer acht lassen.)

Das, was wir weiter zu merken haben, ist: daß die Konstitution sowohl in dem Charakter wie in dem Körperbau zum Ausdruck kommt; daß Änderungen in der Funktion des hormonalen Systems — mögen diese nun in einem Zuviel oder Zuwenig an Absonderung der einen oder der anderen Drüse, oder in einer andersgearteten Abweichung von der normalen Produktion, oder schließlich in einer Störung des Gleichgewichts der Wechselwirkungen bestehen — sich ebenfalls sowohl in Veränderungen des Charakters wie in solchen der Körperformen auswirken können, und daß eine deutliche und feste Korrelation zwischen diesen beiden Auswirkungen besteht (Beispiele: Eunuchoidismus des Charakters und Körperbaus bei fehlender innerer Sekretion der Geschlechtsdrüsen; geistiger — auch was den eigentlichen Charakter anbetrifft — und körperlicher Kretinismus bei bestimmten Änderungen in der Schilddrüse); und als Schlußfolgerung: der Zusammenhang zwischen Charakter und Körperbau in der Weise, daß wir in typischen Fällen aus dem Sichtbaren mit Wahrscheinlichkeit auf die Art des Unsichtbaren schließen können, ist theoretisch völlig annehmbar.

* * *

Damit haben wir der Theorie genügend Ehre erwiesen. Wir wollen deshalb jetzt die Frage von der praktischen Seite — und zwar ausschließlich von dieser — betrachten.

Die meisten Autoren, die sich mit diesem Gegenstand befassen, teilen die Charaktere in mehrere Gruppen ein. Die Zahl dieser Gruppen wechselt von 2 bis 64.

Im allgemeinen empfiehlt es sich, von zwei Hauptgruppen auszugehen. Zur feineren Unterscheidung kann man dann jede dieser Hauptgruppen wieder teilen und so weit unterteilen, wie man das für angebracht hält; — unseren Absichten entspricht es aber am besten, uns in der Hauptsache auf jene beiden Hauptgruppen zu beschränken.

Eine kurze, mehr oder weniger schematische Beschreibung der Eigenschaften, durch welche diese beide Gruppen gekennzeichnet werden, findet sich in der ausgezeichneten Arbeit von L. Van der Horst „Konstitutionstypen bei Geisteskranken und Gesunden"[1]). Van der Horst nennt als entscheidende Merkmale der ersten Gruppe:

„Gesellig, gutmütig, freundlich und geschwätzig, ruhig und gelassen, oder aber auch in Gesellschaft beweglich und lebhaft, jedoch nie auffällig; von ungezwungenem Auftreten, in einfacher Weise höflich, aber ohne Komplimente; natürlich flott, in allen Reaktionen angemessen; die Stimmung wechselnd, einmal ängstlich und bedächtig, ein anderes Mal sorglos und heiter; einmal sparsam, dann freigebig; nicht verschlossen, ehrlich, unkompliziert; über das Vergangene nachsinnend oder dem Heute lebend; entschlossen und praktisch, mitleidig, warm-religiös, kinderfreundlich, humoristisch, gemütlich, nicht steif-dogmatisch; Natur und das natürliche Leben, auch realistische Bücher, Natur- und Reisebeschreibungen liebend."

Und für die andere Gruppe:

„Im großen und ganzen zerstreut, still und zurückgezogen; in Gesellschaft bisweilen lebhaft, jedoch übertrieben und unnatürlich; nicht gesellig im allgemeinen Sinn, wohl aber eklektisch(= wählend)-gesellig; schüchtern, nervös; einmal überempfindlich, ein anderes Mal gleichgültig und kühl; reizbar und impulsiv; schwärmend, idealisierend, egozentrisch, bisweilen scheinbar altruistisch, aber tatsächlich der Umwelt nur geringe Teilnahme entgegenbringend; nicht mitleidig; im allgemeinen nicht kinderfreundlich; raffiniert, kompliziert; zu Abstraktionen geneigt; sich gerne in die Zukunft hineinlebend; traumselig, nicht humoristisch; intellektuelle Spiele, idealistische, bizarre und phantastische Bücher liebend."

Van der Horst skizziert hier den Grundtypus jeder der beiden Cha-

[1]) Holländisch. Amsterdam, 1924.

raktergruppen, wie ich schon sagte, in mehr oder weniger schematischer Weise und deshalb hin und wieder in einigermaßen verschärfter Form, so daß gewisse Eigenschaften den zwar zu einer dieser beiden Gruppen gehörenden, jedoch durchschnittlichen (im Sinne des gewöhnlichen, alltäglichen) Menschen etwas übertrieben charakterisieren dürften. Außerdem ist zu bedenken, daß nicht alle die erwähnten Eigenschaften einer Gruppe zu dem Charakter eines jeden ihrer Mitglieder passen, — was übrigens schon daraus hervorgeht, daß sich zwischen einigen dieser Eigenschaften ein gewisser Gegensatz nachweisen läßt.

Es hat deshalb seine Vorteile, diese Charakteristik zu ergänzen durch die Mitteilung, daß Kretschmer (Körperbau und Charakter, S. 170) zu der ersten Gruppe rechnet: 1. die geschwätzig Heiteren; 2. die ruhigen Humoristen, die friedlich ihre Wege gehen, hie und da eine köstliche Glosse machen, bisweilen, z. B. in Gesellschaft, auch lebhaft und witzig werden. „Sie sind zufrieden mit der Welt und haben ein natürliches Wohlwollen für Menschen und Kinder; nur das Ungemütliche und Prinzipielle ist ihnen zuwider. Sie sind treue Freunde, lassen jedem seine Art und wissen Menschen vortrefflich zu behandeln; rechtschaffene und volkstümliche Art ist ihnen am liebsten.“ Eine hervorragende Selbstcharakterisierung einer Frau, die als Prototyp dieser Gruppe genannt werden darf — Goethes Mutter —, fand ich im nachstehenden Zitat aus einem ihrer Briefe [1]): „Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen — hasche die kleinen Freuden — sind die Türen niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Weg tun, so tue ich's, ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut — und der Schlußstein, der Glaube an Gott, der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich —“; 3. die stillen Gemütsmenschen, — gewissenhaft und gut, sympathisch, ohne daß sie etwas sagen — sie haben eine gewisse Neigung zu Schwerblütigkeit und Weichherzigkeit; 4. die bequemen Genießer; 5. die tatkräftigen Praktiker, die die frische, bewegliche Lebendigkeit des erstgenannten Typus mit der Arbeitstreue und dem gesunden Lebensverstand der unter 2 und 3 erwähnten Typen in sich vereinigen.

Die hier gekennzeichnete Hauptgruppe ist die der „zyklothym“ genannten Charaktere. Das ist eine Zusammenstellung aus zwei griechischen Worten, von denen das erste Kreis, Zirkel, und das zweite Brust (im Sinne von Gemütsverfassung, Seele, die ja nach alter Auffassung in der Brust ihren

---

[1]) Das Zitat ist abgedruckt unterhalb des Bildnisses, das dem Titelblatt gegenübersteht in „Frau Aja, Goethes Mutter“, in ihren Briefen und Erzählungen der Bettina Brentano, herausgegeben von Käthe Tischendorf (Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München).

Sitz hatte) bedeutet[1]). In der medizinischen Fachsprache nennt man mehr oder weniger regelmäßig wechselnde, zwischen zwei Extremen hin und her schwankende, wellenartige Vorgänge gerne „zyklisch". Um ein Beispiel zu erwähnen, das in Verbindung mit dem Thema dieses Buches außerdem besondere Bedeutung hat: Erscheinungen, die ich (u. a. in Band I) als „Wellenbewegung der Lebensprozesse im weiblichen Organismus" beschrieben habe, werden von anderen „zyklische Veränderungen" („Menstruationszyklus" usw.) genannt.

Zu den Grenzfällen der zyklothymen Hauptgruppe gehören einerseits diejenigen Charaktere, die den äußersten Flügel der (unter 1 erwähnten) besonders heiteren, lebhaften, geschwätzigen Reihe von Menschen einnehmen. Sie nähern sich zwar den krankhaft Manischen, werden aber doch in verhältnismäßig großer Anzahl unter den geistig vollständig Gesunden angetroffen.

Auf dem anderen Flügel stehen die extremen Charaktere, die zu dem unter 3 erwähnten Typus gerechnet werden müssen. Das sind die stark empfindsamen, schwerblütigen Menschen. Sie befinden sich hart an der Grenze der pathologischen Depression und werden (im Gegensatz zu den den Manischen Nahestehenden) verhältnismäßig selten unter Gesunden angetroffen; mit anderen Worten: Menschen, die zu diesem Typus gehören, laufen — jedenfalls bei deutlicher Ausprägung der Art — Gefahr, der Melancholie zu verfallen. Die Erfahrung zeigt, daß dieses Leiden bei Frauen am leichtesten in den Wechseljahren zum Ausbruch gelangt, — was das vorhin über den Einfluß, den die innere Drüsenabsonderung auf die psychische Konstitution ausübt, Gesagte in treffender Weise bestätigt.

Zwischen diesen beiden Extremen liegen jene mehr gemäßigten Charaktere, die unter 2, 4 und 5 erwähnt wurden. Der Mustertypus dieser Mittellagen ist der zweite aus Kretschmers Reihe, — der Typus des ausgeglichenen, harmonischen, geistig und seelisch gesunden Menschen, der sich mit seinem natürlichen, einfachen Wesen jeder Umgebung anpaßt, sich wie von selbst durch die Welt schlägt und das Glück dort nimmt, wo es sich ihm bietet; der mit seiner Seele und mit seinen Sinnen zu genießen versteht, einem jeden mit Wohlwollen begegnet und andern gerne Freude bereitet, sich dabei allerdings entschieden zu behaupten weiß; der zu tüchtiger und vernünftiger Arbeit fähig und bereit ist und praktisches logisches Denken mit einer Lebensauffassung verbindet, die nach erreichbaren „Idealen" strebt.

---

[1]) Kretschmer wählte diese Bezeichnung, weil bekanntlich die an einer bestimmten Geisteskrankheit, der manisch-depressiven oder zirkulären Psychose, Leidenden aus dieser großen Konstitutionsgruppe hervorgehen.

Charaktere solcher Art, die also zu den Mittellagen der zyklothymen Hauptgruppe gehören, nennen wir mit einem Ausdruck Bleulers „synton", was wohl mit „harmonisch" übereinstimmt.

* *

Die zweite Hauptgruppe von Charakteren umfaßt die Schizothymen[1]) (aus den griechischen Worten, die spalten oder teilen, und Brust bedeuten, gebildet).

In dieser Gruppe unterscheidet Kretschmer die nachfolgenden Typen: 1. Die vornehm Feinsinnigen; sie sind viel mit ihrer eigenen Persönlichkeit beschäftigt und pflegen diese oft in übertriebener Weise; sie kennen und beobachten ständig die Finessen ihres Seelenlebens; sie zeigen feinste Empfindsamkeit für Stimmungen und Verstimmungen, sind im Verkehr mit ihren Mitmenschen überaus verletzbar; dagegen können sie gegen wenige Nächststehende innigste und zarteste Gefühle hegen, während sie doch immer, auch zu jenen, mit welchen sie eng verbunden sind, eine fast unmerkliche, dennoch aber wesentliche Distanz bewahren. Es ist der Typus des Aristokraten in seiner besten Form, des richtigen Edelmannes, seiner Geburt wie seiner Seelenverfassung nach; 2. die weltfremden Idealisten; 3. die kühlen Herrennaturen und Egoisten; 4. die Trockenen und Lahmen (der Typus des ausgetrockneten Beamten).

Während sich das Charakteristikum des zyklothymen Menschen in seinem verhältnismäßig einfachen, unkomplizierten Wesen finden läßt, ist es beim schizothymen — wie der Name schon andeutet — in seiner Kompliziertheit

[1]) Der Ausgangspunkt für diese Benennung war die Beobachtung, daß die an einer gewissen Form der Geistesgestörtheit, der Schizophrenie (= dementia praecox) Erkrankten aus den Angehörigen dieser zweiten Charakterhauptgruppe hervorgehen. Die Eigentümlichkeiten, die wir in dem kranken Geist eines Zirkulären (an manisch-depressiver Psychose Leidenden) in überstarkem Maße und ungehemmt zum Ausdruck kommen sehen, finden wir, innerhalb des Gesunden, Normalen, bei den Zyklothymen wieder; die Charakteristica der zweiten Patientengruppe finden wir ebenfalls bei geistig gesunden Schizothymen, dort aber innerhalb der Grenzen des Normalen. Diejenigen Menschen, deren Geisteszustand sich auf der (breiten!) Grenze zwischen Gesundem und Krankem befindet, nennt Kretschmer, soweit sie zur ersten Gruppe gehören, zykloid, und wenn sie bei der zweiten eingeteilt werden müssen, schizoid. (Andere wenden diese Worte auch für die völlig gesunden Zyklothymen und Schizothymen an.) Man hat anfänglich Kretschmer den Vorwurf gemacht, daß er in seinen Betrachtungen allzusehr vom Standpunkt des Psychiaters ausgegangen sei. Abgesehen von der Frage, ob ein Bedenken solcher Art überhaupt als gerechtfertigt betrachtet werden sollte, hat es seine Berechtigung verloren, seitdem die Untersuchungen Van der Horsts, die weiteren Nachforschungen, von Kretschmer selbst bei einer großen Zahl von Gesunden angestellt, und die Beobachtungen anderer Gelehrter in überzeugender Weise dargetan haben, daß der Gegensatz Zyklothym — Schizothym (mit dem hinzugehörigen Gegensatz der Körperformen) auch für Gesunde völlige Gültigkeit hat.

gelegen. Der schizothyme Mensch ist mit sich selbst im Widerspruch, sein Gemüt ist gespalten, sein Herz ist geteilt zwischen Empfindungen völlig verschiedener Art, so daß es den Anschein hat, als wohnten ihm zwei Menschen inne, als kämpften zwei Seelen in seiner Brust, — die „deux hommes en moi . . . (L'un tout esprit et tout céleste, . . . Et l'autre par son poids funeste / Me tient vers la terre penché)", die wir sowohl bei Racine („Cantiques spirituels") wie bei Wieland mit seinen „Zwei Seelen — ach, ich fühl' es zu gewiß / Bekämpfen sich in meiner Brust / Mit gleicher Kraft" („Die Wahl des Herkules"), im bekannten Faustzitat, und noch an manchen anderen Stellen in der Literatur aller Zeiten begegnen.

Dieser innere Zwiespalt, dieses „es schwer mit sich selbst haben", unter dem der schizothyme Mensch — und seine Umgebung! — um so mehr leidet, je feiner er besaitet ist (was sich bei Künstlern, die in vielen Fällen zu dieser Gruppe gehören, manchmal besonders stark zeigt), drängt ihn von vornherein in einen gewissen Gegensatz zur Umwelt; denn einerseits fühlt er sich über sie erhaben, andererseits aber ist er doch empfindlich, mehr oder weniger überempfindlich sogar, für die Eindrücke, die er von ihr empfängt (und oft auch für den Eindruck, den er auf sie macht). Das ist eine der Ursachen, die den Verkehr mit einem Schizothymen für beide Seiten schwierig — jedenfalls bei weitem nicht leicht — macht. Es gibt noch andere. Der Leser kann sie ohne allzu große Mühe selbst wohl aus dem Gesagten ableiten.

Dagegen müssen wir unsere Ausführungen über die zyklothymen und schizothymen Charaktere noch durch einige Bemerkungen, ihre besondere Art bei Frauen betreffend, ergänzen.

* *
* * *

Es wird jedoch Zeit, uns jetzt zuerst einmal mit den Körperformen zu beschäftigen, an denen man die Konstitution, welche die eine Gruppe von Charakteren entstehen läßt, und jene, welche die andere Charaktergruppe hervorruft, erkennen kann.

Wir sind in der theoretischen Betrachtung, die wir der Gruppierung der Charaktere vorausgeschickt haben, zur Schlußfolgerung gelangt, daß die heutigen wissenschaftlichen Erkenntnisse uns vollauf dazu berechtigen, das Bestehen gegenseitiger Beziehungen zwischen Körperbau und Charakter anzunehmen. Aber wie so oft haben auch hier die künstlerische Einsicht und die Erfahrung des stetig wechselnden und sich doch immer gleichbleibenden täglichen Lebens, die sich durch den Volksmund kundgibt, nicht

auf die Erlaubnis der Wissenschaft gewartet, um ihre Auffassung, daß bestimmte Charaktere und bestimmte Körperformen zusammengehören, darzutun. Wir könnten, um das mit Beispielen zu belegen, manches Sprichwort und eine Menge Sprüche und Redensarten sowie Zitate aus Werken zahlreicher Dichter anführen. — Halten wir uns jedoch an das, was wir sehen können.

Während meine Augen Reihen von Büchern entlangschweifen, wird mein Blick, wie zufällig, durch eine illustrierte holländische Ausgabe des unsterblichen Don Quichotte[1]) gefesselt. — Der fahrende Ritter und sein Knappe, Prototypen eines extrem-schizothymen und eines stark-zyklothymen Menschen, — wie werden sie von dem Zeichenkünstler dargestellt? So, wie sie auch in Cervantes' Phantasie lebten: lang und hager, bzw. kurz und dick (Abb. 1).

Mein Blick schweift weiter, bleibt auf einer durch farbige Zeichnungen geschmückten Ausgabe der Werke Molières[2]) ruhen. Ich blättere in dem Buch, begegne einem Bildnis des Don Juan auf der Anfangsseite der gleichnamigen Komödie und etwas weiter einem andern, das den Gatten und Vater der „Gelehrten Frauen", Chrysale, darstellt, mit der Überschrift: „J'aime fort le repos, la paix et la douceur." („Ich liebe sehr die Ruh', den Frieden und die Sanftmut.") — In welcher Gestalt sieht der Künstler (der vermutlich von wissenschaftlicher Psychologie keine Ahnung hatte, sondern von seiner Intuition und seiner Lebenserfahrung geleitet, die Menschen, die er sich dachte, darstellte) den typisch-schizothymen Don Juan? — Als einen verhältnismäßig langen, schlanken Mann, mit schmalen, abfallenden Schultern, einer prononzierten Nase und einigermaßen eckigem Profil (Abb. 2). Und den zyklothymen Chrysale[3]), den Mann, der seine Ruhe und seinen Frieden über alles liebt? — Als einen gemütlich-dicken, kurzen, gedrungenen Menschen, mit rund-ovaler Gesichtsform (Abb. 3). — — So viel zur Einführung.

Wenn wir nun darangehen wollen, die Lage der Dinge auseinanderzusetzen, so wenden sich unsere Gedanken an erster Stelle wieder den wissenschaftlichen Daten zu, die Kretschmer, Van der Horst und andere uns mit Hilfe von statistischen Untersuchungen, genauen Messungen und psychologischen Experimenten errungen haben. Und die Verführung ist groß,

---

[1]) Pieter de Hondt, 's Hage, 1746.

[2]) Laplace, Sanchez et Cie, Paris, 1875.

[3]) Molière hat selbstverständlich seine Bühnenfiguren so dargestellt, wie sie ihm, mit Hinsicht auf die Wirkung, die sie auf das Publikum — auf sein Publikum — auszuüben hatten, in den Kram paßten. Deshalb dürfen die beiden hier erwähnten in Beziehung zu unseren Erörterungen nur insofern als Typen gelten, als ich sie an dieser Stelle in Betracht gezogen habe.

mancherlei darüber mitzuteilen. Und doch darf ich ihr nicht unterliegen, ebensowenig wie ich meinem Wunsche nachgeben kann, eine kurze historische Übersicht einzuschalten.

Das alles würde nicht in Übereinstimmung sein mit dem vorhin angenommenen Grundsatz, uns nun weiter auf praktische Überlegungen und praktische Resultate zu beschränken. — Und ich muß an solchem Grundsatz wohl festhalten, wenn ich diesem Teil meiner Ausführungen keinen übergroßen Raum gewähren will.

Gehen wir also dazu über, die — an Positivität nichts zu wünschen übrig lassenden — Ergebnisse der angestellten Forschungen mitzuteilen, ohne die Wege zu beschreiben, auf denen man sie erreicht hat.

* * *

Das körperliche Seitenstück (Korrelat) des zyklothymen Charakters ist die pyknische Gestalt.

Sie ist kurz, gedrungen, mit abgerundeten Formen und verhältnismäßig kurzen Gliedern. In der Regel hat auch der Schädel eine mehr oder weniger runde Form; der Abstand von der Stirn zum Hinterhaupt übertrifft die Breite nicht stark; der Hinterkopf zeigt eine leichte, ebenmäßige Wölbung und gleitet allmählich in den Nacken über. Von dem Kinn läuft bei älteren Individuen eine leicht gebogene Linie zur Gegend des Kehlkopfes; diese Linie trägt das ihrige dazu bei, den ganzen Kopf rund erscheinen zu lassen. Die Leute, die zu diesem Typus gehören, sehen wohlernährt bzw. behäbig aus und haben meistens eine frische Gesichtsfarbe. Das Knochengerüst ist zart gebaut, was sich, auch wenn eine starke Fettschicht besteht, immer erkennen läßt — insbesondere an dem Schädel, dem Antlitz, vor allem aber auch an der kurzen und breiten, aber zierlich geformten Hand, und namentlich an dem grazilen Handgelenk. Zu dem pyknischen Körperbau gehört eine Neigung zur Fettbildung, die sich besonders im Gesicht, am Hals, an Bauch und Hüften zeigt. Ein Mensch von typisch pyknischer Gestalt ist also nicht nur kurz, sondern auch dick, — was den Eindruck der Gedrungenheit erhöht. Man darf aber nicht vergessen, daß bei jungen Menschen des pyknischen Typus — das soll in diesem Fall heißen: bei Leuten unter 30 bis 35 Jahren — und weiter bei jenen, die viel Muskelarbeit verrichten, der Fettansatz oft fehlt, so daß, wenn auch keine auffallende Kürze der Gestalt besteht, die Feststellung (oder die Vermutung), daß sie nichtsdestoweniger in diese Gruppe hineingehören, hauptsächlich auf Grund des allgemeinen Eindrucks in Verbindung mit der Bewertung der Art des Knochengerüstes, der mehr oder weniger deutlichen Kürze des Halses und der Gesichtsform, zustande kommt.

Was die Gesichtsform anbetrifft: das Profil ist ebenmäßig, nicht vorspringend, sondern leicht gebogen: die verschiedenen Teile des Antlitzes (Stirn, Mittelgesicht, Nase und Kinn) sind gut proportioniert; die Nase ist fleischig (d. h. sie sieht nicht besonders knochig oder groß oder spitz aus); die Form von Lippen und Kinn ist harmonisch; das Ganze macht einen wohlgestalteten, jedoch nicht „interessanten" Eindruck.



Typischer, d. h. leichter erkennbar, ist die Gesichtsform von vorne gesehen, weil das Antlitz, in der Weise betrachtet, deutlich (wenn auch schematisch) die Form eines Fünfecks oder eines breiten Schildes zeigt. (Siehe die nebenstehenden Figuren, die dem Kretschmerschen Buch entnommen sind.)

* *

Besser als eine Beschreibung vermitteln Bilder einen Eindruck der Körperform, — wenn man wenigstens weiß, was man zu beachten hat.

Da ich nun die wichtigsten Kennzeichen des pyknischen Typus als bekannt voraussetzen darf, so kann ich den Leser einladen, die Abbildungen 4 bis 18, welche diese Körper- bzw. Gesichtsformen veranschaulichen, aufmerksam zu betrachten, und zwar nicht nur was den allgemeinen Eindruck angeht, sondern auch was Einzelheiten betrifft.

Auf dem ersten dieser Bilder (Abb. 4) lassen sich die wichtigsten Kennzeichen des pyknischen Weibes (sogar in mehr oder weniger von der Natur „übertriebener" und gewiß nicht idealisierter, demgegenüber jedoch lebenswahrer Form) wiederfinden. Diese Frau wurde von Mathes[1]), den wir als einen der Begründer der heutigen Konstitutionslehre des Weibes ehren, als Beispiel ausgesucht, weil sie deutlich die Kennzeichen der „Jugendform mit guter sexueller Differenzierung" (so nannte Mathes diesen Typus, der nach seinem eigenen Ausspruch mit Kretschmers typus pycnicus identisch ist) zeigte und dabei durch ihr ganzes Benehmen, insbesondere auch durch ihre Unbekümmertheit ihrer ernsten Krankheit gegenüber, sowie durch ihre Heiterkeit, jene Gemütsverfassung bekundete, die zu diesem Körpertypus gehört.

Neben diesem, nicht auf die Befriedigung ästhetischer Wünsche berechneten Vorbild einer Pycnica zeige ich in Abb. 5 (Raffaels „Drei Grazien", aus dem Musée Condé in Chantilly) ein Beispiel, das solchen Forderungen gewiß wohl zu entsprechen vermag. Besonders die beiden rechtsstehenden Frauen sind typisch pyknische Gestalten.

---

[1]) In: Halban und Seitz, Handbuch der Frauenheilkunde, Band III, Urban & Schwarzenberg, Wien.

Weiter, als Abb. 6, 7 und 8, drei Photographien aus dem bekannten Werk von C. H. Stratz „Die Schönheit des weiblichen Körpers“[1]). Sie bedürfen keiner Erläuterung. Nur zu dem achten Bild ist zu sagen, daß man allein das linksstehende Mädchen betrachten soll; der andere Körper hat zu viel Fehler (u. a. X-Beine). Das Bild der Javanerin habe ich, trotz des Rassenunterschiedes, nicht weglassen wollen, weil dieser Körper (das Gesicht soll außer Betracht bleiben) ein ganz ausgezeichnetes Beispiel der pyknischen Gestalt darstellt und weil zu gleicher Zeit der Typus des vollwertigen Frauenkörpers aus ihm spricht.

Dasselbe läßt sich von der in Abb. 9 abgebildeten Frau mit dem Speer sagen, die in einer der modernen Schulen für Leibesübungen photographiert wurde. Zum Vergleich mit diesem ausgereiften Körper diene das ebenfalls aus einem derartigen Gymnasion (gymnós = nackt) stammende Bild einer etwa Sechzehnjährigen (Abb. 9b) und ein solches eines schon wieder reiferen Mädchenkörpers (Abb. 9c).

Von dem fünfeckigen Gesichtsumriß gebe ich in Abb. 10 (Holbeins Anna von Cleve — Louvre) und 11 (Peruginos Madonna mit Kind und Johannes — Städelsches Institut, Frankfurt a. M.) zwei Beispiele, die ich, wenn auch die Ecken, infolge der weiblichen Abrundung, nicht schematisch stark zum Ausdruck gelangen, gewählt habe, weil die Figuren auch sonst einen typisch pyknischen Eindruck machen. (Beachte die Hände.) Ich füge zur Veranschaulichung der Schildform des Gesichtes, als Abb. 12, Peruginos Madonna mit zwei Heiligen (Louvre) hinzu. Auch hier sind die übrigen Formen deutlich pyknisch.

Als Übergang zu den Männern des pyknischen Typus folgt jetzt als Abb. 13 das Selbstbildnis des Perugino aus der Wechselstube in Perugia, — nicht weil das runde Antlitz einen der beiden oben beschriebenen Umrisse zeigt, sondern weil es auch in seinem Ganzen (ebenso wie das mutmaßliche Bildnis Peruginos von Raffaels Hand in der Galleria Borghese, das ich hier aber weglasse) den bestimmten Eindruck eines Mannes von unzweifelhaft pyknisch-zyklothymer Konstitution vermittelt, — was besondere Bedeutung hat, weil es erklärt, weshalb dieser Künstler vorzugsweise pyknische Modelle wählte. Ist es doch bekannt, daß der Mensch diejenige Gruppe von Charakteren am besten zu verstehen vermag, zu der er selbst gehört. Wir können das bei bildenden und dichtenden Künstlern ebenso gut beobachten wie bei Männern der Wissenschaft, die psychologische Vorgänge beschreiben und erklären.

Abb. 14 und 15 geben Darstellungen von pyknisch gebauten Männern.

[1]) 40. Aufl., Ferd. Enke, Stuttgart, 1925.

Bei diesen Männern fehlt aber der Fettansatz. Das liegt nicht allein daran, daß sie noch verhältnismäßig jung sind, sondern wird hauptsächlich durch ihre rege gymnastische Tätigkeit bedingt; denn infolge solcher Übungen sind die Muskeln kräftiger entwickelt und deshalb auch besser sichtbar als das in der Regel bei pyknischen Männern der Fall ist. Der Gesamteindruck, den diese Körper machen, ist doch der einer gewissen Gedrungenheit, was nicht wegnimmt — und auch nicht wegzunehmen braucht —, daß sie im großen und ganzen ebenmäßig, also wohlgebaut, sind.

In Abb. 16 gebe ich dann noch das Bild des Großherzogs Karl August im Park (von C. A. Schwertgeburth gezeichnet, aus „Das Leben in Alt-Weimar", von Wilhelm Bode, übernommen), das als charakteristisches Beispiel eines pyknischen alten Herrn dienen kann.

Ich schließe die Reihe mit zwei Bildnissen von Matronen. Das erste, die Wiedergabe eines gezeichneten Bildes von Goethes Mutter aus „Dorows Reminiszenzen" (Leipzig 1842) zeige ich, sowohl um ein pyknisches Profil vorzuführen (welches aber, was Nase und Stirn anbetrifft, an typischer Form zu wünschen übrig läßt), wie hauptsächlich, um die äußere Erscheinung der „Frau Rat", die mit aller Deutlichkeit ihren syntonen Charakter bewiesen hat, sehen zu lassen. Und das zweite ist das Bild einer jener — glücklicherweise auch in unserer Zeit doch noch nicht seltenen — pyknisch-syntonen Frauen, die ihren Gatten und Kindern zum Segen sind, doch deren Existenz nur jene kennen, die das Vorrecht haben, mit ihnen in Berührung zu kommen.

* * *

Zu dem schizothymen Charakter gehört die leptosome Gestalt. Sie kann allgemein gekennzeichnet werden durch: lang und schmal.

Meistens sind diese Menschen schlank und mager; sie haben einen langen Hals, ein schmales Gesicht, eine in der Regel gut geformte, aber scharfe Nase, ein Winkelprofil (d. i. ein vorspringendes, eckiges Profil, in dem Sinn, daß die vordere Begrenzungslinie, von der Nasenspitze aus gerechnet, nach oben und nach unten zurückläuft), während das Gesicht, von vorne betrachtet, einen eiförmigen Umriß zeigt. Arme und Beine sind, auch im Verhältnis zur Gesamtlänge des Körpers, lang; sie laufen in lange, nicht zugespitzte Finger und Zehen aus. Hände und Füße neigen zur blauroten Verfärbung; dagegen ist die Hautfarbe des Gesichts gewöhnlich mehr oder weniger blaß.

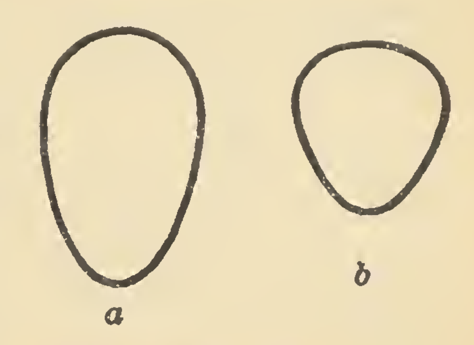
Die leptosome Gestalt hält die Mitte zwischen zwei Extremen (und muß in manchen Fällen als deren Mischform betrachtet werden), der asthenischen und der athletischen[1]) Gestalt, die der Hauptsache nach die obengenannten Kennzeichen sowie die Korrelation mit der Schizothymie

[1]) Asthenisch = kraftlos; athletisch = kraftstrotzend.

gemeinsam haben, jedoch — dafür bilden sie ja Extreme! — untereinander stark verschieden sind, wie das übrigens schon aus ihrer Benennung hervorgeht!

Der asthenisch gebaute Mensch hat schmale, abfallende Schultern; beim athletischen sind sie breit, horizontal und weit ausladend; der Brustkorb ist bei jenem lang und flach, bei diesem aber breit und gewölbt; die Wirbelsäule des Asthenikers ist im Halsteil nach vorne gebogen, während die Schulterblätter nach hinten vorspringen, wogegen der Athletiker einen geraden Rücken hat. Die langen knochigen Finger des einen Typus kontrastieren mit den auffallend großen breiten Händen und den plumpen Fingern des andern. In dieser Beziehung muß als auffallendes Kennzeichen des Athletikers noch der grobe Bau des ganzen Knochengerüstes erwähnt werden.

Bei Leuten von asthenischer Gestalt — sie sind die recht eigentlichen Leptosomen — fällt sowohl das Winkelprofil wie die Ausladung des Hinterkopfes auf, die bei dem athletischen Typus fehlen. Bei diesem sind dagegen die Größe des Kopfes, und besonders die Höhe des Mittelgesichtes (des Abstandes von der Nasenwurzel zur Mundspalte) sowie Länge und Breite der Nase auffallend. Infolge dieser Unterschiede im Bau des Kopfes hat sein frontaler Umriß beim athletischen Typus eine steile (a), beim asthenischen eine verkürzte Eiform (b).



Bei den „gemischten“ Leptosomen wechselt diese Form zwischen Steilheit und Verkürzung.

* * *

Der Habitus asthenicus — die asthenische Gestalt in Verbindung mit der asthenischen Körperhaltung — deutet, namentlich in den ausgesprochenen Fällen, schon beim Manne auf Krankheit oder wenigstens auf Neigung zu gewissen Krankheiten. (Vergleiche den Habitus phtisicus.) Beim Weibe ist das in noch viel stärkerem Maße der Fall, weil hier nicht allein die Veranlagung zur Tuberkulose (besonders der Lungen) dieselbe ist wie beim Manne dieses Typus, sondern weil auch Störungen der Bauchorgane bei asthenischen Mädchen und Frauen oft vorkommen. Diese Störungen können sowohl in einer allgemeinen Senkung der Eingeweide wie in unvollständiger Entwicklung der Geschlechtsorgane mit ihren Folgen bestehen.

Der athletische Körperbau ist für den Mann normal. Das will nicht heißen, daß ein Mann nur dann als normal gebaut betrachtet werden darf,

wenn er eine athletische Gestalt besitzt; auch der Körperbau des (wohlgeformten) pyknischen Mannes kann normal genannt werden; und die Mischformen zwischen diesen beiden Typen sind es ebenfalls. Wohl aber bedeutet es, daß auch ein ausgesprochen athletischer Körperbau beim Manne nicht auf ein abnormes Wachstum oder auf eine fehlerhafte Anlage in irgendeiner Richtung hinweist, — solange dabei wenigstens ein ungefähr richtiges Verhältnis der Körperteile besteht. Es gibt aber unter den Männern, die zu diesem Typus gehören oder ihm nahezustehen scheinen, ziemlich oft Individuen, die, sei es durch die Neigung zur übermäßigen Fettbildung, sei es in anderer Weise, ein unvollständiges Gleichgewicht der Funktion ihres hormonalen Systems bekunden, — wobei der Fehler gewöhnlich darin besteht, daß die Geschlechtsdrüsen zu wenig inneres Sekret liefern, während die Hypophyse (der Hirnanhang) in dieser Hinsicht zuviel tut. Daß eine derartige Störung des konstitutionellen Gleichgewichts auch im Charakter zum Ausdruck kommen kann, ist klar.

Was das Weib anbetrifft, — es gibt zweifelsohne athletische Frauen, bei denen keine Störung irgendeiner Art nachweisbar ist und die deshalb insoweit als vollständig normal zu betrachten sind. Wenn man aber den ausgesprochenen athletischen Typus ins Auge faßt und den individuellen Besonderheiten körperlicher und psychischer Art (insbesonders der Wechselwirkung zwischen Körper und Psyche) genügende Beachtung schenkt, so findet man Frauen, die man diesbezüglich normal nennen kann, doch verhältnismäßig selten; denn der außergewöhnliche Einschlag von Männlichkeit ist dann fast immer leicht herauszubekommen und meistens sogar auffallend. Der Frauenarzt weiß, daß man Störungen der geschlechtlichen Funktionen infolge ungenügender Entwicklung der inneren Genitalien, bzw. zu geringer Eierstockwirkung, bei Frauen von diesem Typus oft begegnet. Auch in den weniger ausgesprochenen Fällen lassen sich bei athletisch gebauten Frauen doch oft Anzeichen einer gewissen „Männlichkeit" nachweisen. Im allgemeinen dürfen denn auch athletische Merkmale beim Weibe als nicht normal — d. h. als nicht zu dem typisch Weiblichen gehörend — betrachtet werden.

* * *

Eine Abbildung des athletischen Frauentypus bringt die Abb. 19, eine des asthenischen Abb. 20. Beide sind der schon erwähnten Monographie von M a t h e s entnommen. Während ich mich, was das erste Beispiel anlangt, auf die Wiedergabe des Körperprofils beschränke, zeige ich in Abb. 20 diese „intersexuelle Schizothymica", wie M a t h e s sie bezeichnenderweise nennt, sowohl von der Seite wie von vorne, weil beide Bilder charakteristische

Eigentümlichkeiten dieses Typus darbieten. Als die bedeutendsten, die an diesem Profil zu bemerken sind, erwähne ich: die (nicht besonders ausgesprochene) Eckform des Gesichts; die Art der Kopfhaltung (nach vorne); den langen Hals; den flachen Brustkorb; die typische Form des Bauches mit seinem vorspringenden unteren Teil; Form und Haltung des unteren Teiles der Wirbelsäule; das flache und offensichtlich schlaffe Gesäß. Von größerer Bedeutung als alle Einzelheiten ist jedoch der Gesamteindruck, den die Haltung dieser Frau macht, — ein Eindruck, den das Profilbild am besten vermittelt. Dagegen ist auf dem anderen Bild ein Kennzeichen zu sehen, das ebenfalls wichtig ist. Es besteht darin, daß in stehender (militärischer) Haltung mit geschlossenen Beinen die Innenflächen der Oberschenkel einander nicht anliegen.

Zwei Bemerkungen müssen der Betrachtung dieser Asthenica noch folgen. Die erste ist, daß asthenische Frauen — und das gilt für leptosome Körper im allgemeinen — durchaus nicht immer absolut lang zu sein brauchen; für die Einreihung in diese Gruppe sind die angeführten Kennzeichen sowie das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Teile des Körpers, besonders aber auch die Körperhaltung, maßgebend. Die zweite Bemerkung ist folgende: die Frauen, die zum asthenischen Typus gehören, haben bei weitem nicht immer einen so resolut männlichen Gesichtsausdruck wie diese Patientin von Mathes. Sie können sogar besonders liebliche, echt weibliche Züge haben. Ein Beispiel davon sehen wir in Botticellis Venus (Geburt der Venus, Florenz, Uffizi), die in Abb. 21 wiedergegeben ist. Sie ist viel mehr weiblich, vollständig weiblich sogar, während sie doch deutlich asthenische Kennzeichen aufweist; sie hat sogar einige, die auf der vorhergehenden Figur nicht oder weniger deutlich zu sehen sind: den eiförmigen Umriß des Gesichtes, den noch längeren Hals, insbesondere die schmalen abfallenden Schultern und die langen Arme. — Daß Botticelli seine Venus als Asthenica malte, lag nicht allein daran, daß sein (mutmaßliches) Modell den habitus phtisicus hatte (und dann auch mit 23 Jahren an Schwindsucht starb). Wäre das sein einziger Beweggrund gewesen, so hätte er keinen Anlaß gehabt, die Frauen in seiner „Primavera" und in der „Calunnia" (jetzt beide ebenfalls in den Uffizi) auch asthenisch, oder jedenfalls in leptosomer Gestalt, darzustellen, — wie er es tatsächlich getan hat. Nein, seine Neigung, gerade diesen Typus von Frauen zu malen, muß wohl in erster Linie aus seinem eigenen schizothymen Charakter erklärt werden[1]). Und weiter ist

[1]) Diese Schizothymie kann wohl niemand, der von Giorgio Vasaris Lebensbeschreibung des Künstlers Kenntnis hat, oder liest, was G. V. Lucas in „A Wanderer in Florence" (Methuen & Co., London) über ihn mitteilte, bezweifeln, — wenn auch das einzige (Selbst-)Bildnis, das wir von ihm haben (die Figur in der rechten Ecke der „Anbetung durch die Heiligen Dreikönige" in den Uffizi) eine Diagnose seines Körperbaues nicht erlaubt.

sie gewiß bedingt gewesen von . . . der Mode, — oder sagen wir lieber von dem Geschmack seiner Zeit, d. h. jedenfalls von dem Geschmack, der in jener gärenden Übergangszeit der Frührenaissance in weiten Kreisen vorherrschend war. Will man einen Beweis für diesen Geschmack, der leptosome Frauenkörper bevorzugte? Ich fand eine merkwürdige Probe davon auf einem der Affresken Francesco del Cossas im großen Saal des Palazzo Schifanoia (jetzt städtisches Museum) in Ferrara. In dem Teil, der den Triumph der Venus darstellt, befinden sich auch die drei Grazien Abb. 22, rechts oben), die (Kleinigkeiten außer acht gelassen) in derselben Haltung und Stellung abgebildet sind wie die oben (in Abb. 5) gezeigten Chariten Raffaels. Nun denn, del Cossas Grazien sind Muster von leptosomen (nicht asthenischen) Frauenkörpern, während, wie wir gesehen haben, Raffael sie pyknisch dargestellt hat[1]). Die vergleichende Betrachtung der beiden Gruppen ist nicht nur von dem Gesichtspunkt der Kunstgeschichte und der Charakterologie aus interessant, sondern gewiß auch dazu geeignet, den Unterschied zwischen den beiden (nicht in übertriebener Weise dargestellten) Typen des weiblichen Körperbaues klarzumachen.

Es gab schließlich noch einen wichtigen Grund für die damals und früher in der Malerei und in den plastischen Künsten — wenn auch weit weniger oft — zum Ausdruck gelangende Vorliebe für leptosome Gestalten, und zwar die Heiligenverehrung. Die Künstler gaben, manchmal aus innerem Drang, oft aber auch auf Bestellung, in einem großen Teil ihrer Werke Heilige wieder; und ein Heiliger ist ein schizothym-leptosomes Wesen, — das hat der Künstler immer stark empfunden! Deshalb können wir unter den Bildern von Heiligen, uns von den Malern vieler Länder und Schulen geschenkt, zahlreiche Beispiele von leptosomem — oft auch von asthenischem — Körperbau antreffen. Weil wir uns nun mit dem letztgenannten Typus schon genug beschäftigt haben, zeige ich in Abb. 23 als Beispiele: Memlings zweifellos leptosome „Johannes der Täufer und Maria Magdalena" (Louvre), wenn ich auch dabei bemerken muß, daß ihre Haltung, was den Bauch anbetrifft, doch wohl den Verdacht der Asthenie erweckt. Ziem-

[1]) Daß er dabei unter Einfluß seines pyknischen Lehrers Perugino stand, ist höchst wahrscheinlich. Vermutlich ist dieses auf Holz gemalte Bildchen schon um 1500 in Perugia entstanden, als Raffael also noch nicht älter war als 18 Jahre. Er hat zu dieser Zeit die 1470 fertig gewordene Arbeit des schon 1477 gestorbenen del Cossa bestimmt nicht gekannt. Wahrscheinlich haben sie sich beide ein antikes Vorbild gewählt, und mutmaßlich nach Abbildungen der römischen Kopie einer griechischen Gruppe gearbeitet; diese Kopie wurde 1460 im Palazzo Colonna aufgefunden und von dem damaligen Kardinal Francesco Piccolomini (dem späteren Papst Pius III) seiner Vaterstadt Siena geschenkt, wo sie noch immer eine der Sehenswürdigkeiten der Bibliothek des Doms bildet. Es ist bemerkenswert, daß die Figuren dieser antiken Gruppe eher leptosome als pyknische Körper vorstellen.

lich rein leptosome Gestalten (die quasi asthenische Haltung des Weibes ist die Folge ihrer Schwangerschaft, — und auf das Mißverhältnis zwischen ihrem Rumpf und ihren zu kurzen Beinen wollen wir hier nicht eingehen, weil es uns viel zu weit führen würde) zeigt uns derselbe Künstler dagegen in seinen „Adam und Eva“ (Abb. 24) an der Außenseite der Flügel eines kleinen Triptychons (Wien, Gemäldegalerie), das auch im Innern bemerkenswerte Beispiele eines derartigen Körperbaues gibt: zwei leptosome Heilige auf den Flügeln und eine Madonna mit typisch eiförmigem Antlitz in der Mitte.

Suchen wir nach Beispielen aus dem täglichen Leben, so finden wir in dem Buch A l i c e B l o c h s „Harmonische Schulung des Frauenkörpers“[1]) einige wirklich leptosome — ich will damit sagen: weder nach dem asthenischen, noch nach dem athletischen Typus abweichende — Frauenkörper, von denen ich die Abbildungen 30 und 141 (in der zweiten Auflage) gerne auch hier hätte wiedergeben wollen, wenn ich die Erlaubnis von der Verfasserin hätte erlangen können. Diese Körper sind vollständig wohlgebaut, das ist nicht zu bezweifeln. Ihre Formen, die durch das Fehlen des Fettes und durch die Übung der Muskeln vorzüglich zur Geltung kommen, deuten, so gut wie ihre ganze Haltung, auf Gesundheit. — Und dennoch erwecken diese Körper mit ihrem mehr als gewöhnlichen Einschlag von Männlichkeit, von einer gewissen Intersexualität, also beim psychologisch denkenden Gynäkologen das Gefühl, daß er „mehr davon wissen möchte“, bevor der Plan seines Sohnes, ein derartig gebautes Mädchen zu heiraten, ihn erfreuen könnte; — ein Gefühl (das Wort will besagen, daß hier eher ärztliche Intuition als Überlegung im Spiel ist), das nicht, oder viel weniger, bei ihm aufkommt, wenn es sich um eine Pycnica, um ein vollweibliches Wesen handelt — auch wenn deren Muskelsystem sich ebenso tüchtig geübt zeigt wie in den oben erwähnten Fällen.

Ich lasse in Abb. 25 den Abdruck eines in der Schule H a g e m a n n aufgenommenen Lichtbildes folgen, das zwei leptosome Frauenkörper zeigt, für die das soeben Bemerkte ebenfalls in vollem Umfang — und sogar in verstärktem Grade — zutrifft.

Solche Bedenken werden seltener sein, wenn man einem völlig weiblichen Körper, wie ihn Abb. 26 zeigt, gegenübersteht. Diese Figur ist die Nachbildung einer im Besitz von Frau Ilse Röchling-Heye befindlichen, Charis genannten, Marmorstatue von F r i t z K l i m s c h, die dem Buch über die Bildwerke dieses Meisters[2]) entnommen wurde. Sie zeigt echt weibliche,

[1]) Dieck & Co., Stuttgart.

[2]) In diesem Werk (Pontos-Verlag, Freiburg i. B., 1924) lassen sich pyknische und leptosome Männer- und Frauenkörper, durch das Auge des Künstlers gesehen, und von Künstlerhand wiedergeschaffen, in reicher Abwechslung finden.

nicht an männliche Eigenschaften erinnernde Formen und dabei die typisch leptosome, nicht asthenische Gestalt des zweifellos schizothymen Weibes.

Daß ich, um einen derartigen Frauenkörper zu zeigen, meine Zuflucht zu einem Kunstwerk nehmen muß, hat seinen Grund: Gute leptosome Frauenkörper — womit ich solche meine, die ebensowenig deutlich-asthenisch wie zweifellos-athletisch geartet sind, und die auch in anderer Hinsicht kein auffallendes Minus an Weiblichkeit oder (und) ein Plus an Männlichkeit aufweisen, andererseits aber auch keinen bemerkenswerten pyknischen Einschlag besitzen — sind, wie sich eigentlich von selbst versteht, schwer zu finden. Sucht man sie in den Instituten für Leibesübungen oder in den Ballsälen (was die Bekleidung anbetrifft, kommt das fast auf dasselbe hinaus), so sieht man sich ebenso enttäuscht wie dann, wenn es gilt, aus einer Sammlung nach der Natur aufgenommener Lichtbilder eine Gestalt auszuwählen, die den genannten negativen Forderungen entspricht und zu gleicher Zeit den Bedingungen des Wohlgebautseins, das ist der Schönheit, genügt. Man stößt oft auf Mischformen der verschiedenen Typen und dabei meistens auf solche, bei denen die Ebenmäßigkeit durch die Mischung gestört ist, — was dann in der Regel am auffallendsten in einem Mißverhältnis zwischen Rumpf und Beinen zum Ausdruck kommt (ein Mißverhältnis, das man auch in manchen Kunstwerken aus alter und neuer Zeit antrifft). Die Bildung eines Urteils wird dazu bei Nacktaufnahmen noch außerordentlich erschwert, weil diese fast immer in irgendeinem nicht einfachen Stand (Stand = Pose = Akt = Handlung; es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß in der heutigen Sprache der Künstler Nackt und Akt identisch sind) stattgefunden haben, während für eine wirkliche Diagnose des Körperbaus die Betrachtung in einfach gerader Haltung erforderlich ist.

Den besten leptosomen Frauenkörper, den ich unter den Lichtbildern habe auffinden können, gebe ich in Abb. 27 wieder, sei es auch mit der Bemerkung, daß ich auch dieses Bild nicht als ein einwandfreies Beispiel betrachte, und zwar erstens wegen der Art der Haltung und dann, weil ich mich doch des Eindrucks nicht erwehren kann, daß es sich hier um einen Körper handelt, der sich mehr oder weniger der mittleren Linie nähert, und also gewissermaßen doch eine Mischform, sei es auch eine gut proportionierte Mischform mit überwiegend leptosomem Typus, darstellt.

Zum Abschluß dieser kleinen Reihe zeige ich als Abb. 28 den Abdruck eines von Stratz (l. c.) abgebildeten typisch-weiblichen Körpers (von ihm als „normaler Körper mit herben Formen" bezeichnet), der den mittleren Mischformen näher steht, aber doch einen deutlich leptosomen Gesamteindruck macht.

Gehen wir jetzt an die Betrachtung der Männerkörper, so sehen wir uns

am besten die in Abb. 29 abgedruckte Abb. 48 aus Stratz (a. a. O. S. 87) an. Dieser Körper, den er „männliche Normalgestalt" nennt, besitzt zweifellos Kennzeichen des athletischen Typus — was uns nach dem oben Gesagten nicht wundern kann. Dagegen sind dem jungen Mann, der in Abb. 30 (aus Hans Surèns Buch „Der Mensch und die Sonne"[1]) übernommen) abgebildet ist, leptosome Merkmale eigen, die, wenn sich auch keine Abweichungen in der Richtung des Krankhaften zeigen, dennoch in auffallender Weise dem asthenischen Pol zuneigen.

Will man den Typus des leptosomen Männerkörpers mittleren Schlages in seiner besten, kräftigsten, durch vernünftige Leibesübungen zur Vollkommenheit gebrachten Form sehen? — Abb. 31 und 32, demselben Buch von Surèn entnommen, geben Beispiele davon.

Beschließen wir diese kurze Musterung leptosomer Männergestalten mit dem Bildnis Karl I. von England (Abb. 34), wie van Dyck es gemalt hat (Louvre). Wenn auch die Gestalt nicht den Eindruck der Länge macht, ist es der leptosome Grandseigneur „wie er im Buch steht". Betrachte das Gesicht, das in dieser Dreiviertelstellung sowohl die Eiform des frontalen Umrisses wie die Andeutung des Winkelprofils erkennen läßt; die prononcierte Nase; den langen Hals; den flachen Brustkorb; den leicht gebogenen oberen Teil des Rückens und seinen etwas eingezogenen Lendenteil; den einigermaßen nach vorne geschobenen Unterbauch; den langen Arm und den langen, schlank geformten Fuß, durch das weiche Leder des Stiefels nicht verborgen; beachte vor allem die ganze Haltung, die elegante Haartracht; die Art, den Hut zu tragen; den Stock zu halten; und nicht zuletzt den Blick; — und du hast es nicht nötig, mit mir in v. Pflugk-Harttungs Weltgeschichte[2]) seine Charakterbeschreibung zu lesen, um zu wissen, daß du in diesem Führer — und Symbol — der die kurzgeschorenen puritanischen „Rundköpfe" bekämpfenden „Kavaliere" nicht allein dem Typus des leptosomen, sondern zu gleicher Zeit des schizothymen Menschen gegenüberstehst.

Noch ein paar Beispiele berühmter schizothymer Männer mit typisch leptosomem Winkelprofil: Pascal, Calvin. Ihre Bildnisse sind genügend bekannt, so daß ich sie nicht wiederzugeben brauche.

Ich ziehe es vor, dann (in Abb. 35) noch einige wenige bekannte eiförmige Antlitze zu zeigen — denen der schizothyme Charakter aus den Augen spricht, obzwar diese Augen abgebildet sind, nachdem sie sich schon für immer geschlossen hatten: drei Mumienporträts[3]), die in der ägyptischen

---

[1]) 60. Aufl., Dieck & Co., Stuttgart.

[2]) Ullstein, Berlin.

[3]) Aus Maximilian Ahrem, „Das Weib in der antiken Kunst", Diederichs, Jena.

Provinz Fayûm gefunden wurden. Das erste dieser Porträts zeigt den typischen lang-eiförmigen Gesichtsumriß, das zweite die kurze Eiform, während das dritte die Mitte zwischen den beiden hält.

Ich schließe mit der Wiedergabe des charakteristischen Profils einer höchst interessanten Frau: Amalia von Gallitzin, die am Ende des 18. Jahrhunderts in Münster i. W. der Mittelpunkt eines Kreises von Gelehrten und Dichtern war. Ich denke, daß eine Studie ihres Wesens aus ihren nachgelassenen Tagebuchaufzeichnungen und Briefen (die in verschiedenen Büchern veröffentlicht sind) wohl die Vermutung bestätigen würde, daß auch in diesem Fall das Winkelprofil mit einer schizothymen Veranlagung zusammenging. Einige der wesentlicheren Charakterzüge dieser Frau legen jedenfalls diese Vermutung nahe.

* * *

Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß mancher, der die hier gegebenen Abbildungen aufmerksam betrachtet und miteinander verglichen hat, zur Folgerung gekommen sein wird: wenn auch der „grundsätzliche" Unterschied zwischen den Körpertypen klar zutage liegt, so gibt es doch offensichtlich auch viele Fälle, in denen die Eigentümlichkeiten des Baues bei weitem nicht dermaßen ins Auge springen, daß sich sofort wahrnehmen läßt, ob jemand dem einen Typus zugehört oder dem anderen. Wenn einige unserer Bilder — namentlich einige von nackten Körpern — einen zu dieser Folgerung führenden Eindruck gemacht haben, so ist dadurch die Absicht, die ich mit ihrer Wiedergabe hatte, erreicht. Denn ich habe nicht nur Beispiele gegeben, in denen das Charakteristische in auffallender Weise betont ist, sondern auch solche aus dem täglichen Leben zeigen wollen, die gewiß in eine bestimmte Gruppe einzureihen sind, jedoch nicht von jedem sofort als dazugehörig erkannt werden können. Tatsächlich läßt sich bei weitem nicht jeder Mensch ohne weiteres — und mancher sogar überhaupt nicht oder erst nach genauer Untersuchung — in die Hauptgruppe der Pykniker oder in die der Leptosomen einteilen.

Das hat verschiedene Ursachen. Erstens tritt, wie wir schon anfangs betont haben, der Typus des pyknischen Körperbaues oft erst im vorgerückteren Alter deutlich zum Vorschein [1]).

Weiter gibt es organische Eigentümlichkeiten — nicht selten Gesundheitsstörungen (z. B. der Lungen, des Herzens, der Niere usw.), die wir hier

[1]) Bei Frauen auch in Anschluß an Verehelichung und Schwangerschaft, — was nicht wundernehmen kann, da wir ja wissen, daß der weibliche Körper in vielen Fällen erst unter Einfluß regelmäßigen Geschlechtsverkehrs, und besonders der Schwangerschaft und des Wochenbetts, zu vollem Wachstum kommt (Einfluß von Änderungen des hormonalen Systems, die auch für den Charakter von großer Bedeutung sein können).

nicht näher betrachten können, die aber dazu geeignet sind, die spezifischen Eigentümlichkeiten des Körperbaus zu verdecken und auch den Charakter zu beeinflussen.

Es gibt schließlich kleine Gruppen von Menschen, deren äußere Erscheinung kennzeichnende Besonderheiten aufweist, welche die Folgen dieser oder jener Störung in der Funktion des hormonalen Systems sind: Kretschmer hat sie als „dysplastische Typen" von seinen Haupttypen unterschieden (Riesenwachstum, Kretinismus, Eunuchoidismus, Infantilismus usw.). Es ist dazu zu bemerken, daß sie, wenn die betreffende Störung weniger bedeutend ist, allmählich in den verwandten Haupttypus übergehen und daß die Besonderheiten körperlicher sowie psychischer Art, die von solchen leichten Störungen abhängig sind, gerade mit Hinsicht auf die Ehe wichtig sein können. Wichtig ist ferner, daß in gewissen solchen Fällen die Konstitution und damit sowohl die Körperform wie der Charakter durch medizinische Behandlung oder durch einen chirurgischen Eingriff umgestaltet werden können [1]).

Sodann gibt es einige, ebenfalls nicht allzuoft vorkommende Typen, die Kretschmer selbst nicht besonders erwähnt hat, die aber einige seiner Nachfolger unterscheiden. Diese Nebentypen — wenn ich sie so nennen darf — sind dadurch wichtig, daß es leicht möglich ist, sie mit einem verwandten Haupttypus zu verwechseln, während doch der Charakter eines solchen Menschen in wesentlichen Punkten im Gegensatz stehen kann zu jenem Charakter, der zu dem betreffenden Haupttypus gehört. So sondert J. Susman Galant [2]) den stenoplastischen Konstitutionstypus des Weibes vom asthenischen, und in Heft 3 den euryplastischen [3]) von dem athletischen. Was den Charakter anbetrifft, so zeigt die Stenoplastica gegenüber den typischen Eigenschaften der Asthenica wie: verringertes Leistungsvermögen bei erhöhter Reizbarkeit, Zaghaftigkeit, Ängstlichkeit, Neigung, sich immer mit dem eigenen Ich zu beschäftigen, innerlicher Zwiespalt, Willensschwäche, Apathie und Gedrücktheit — ihrerseits Lebensmut und unüberwindliche Energie, die so gut eine liebenswürdige, sonnige, lebenslustige, arbeitsame, gesellige Frau wie eine allergefährlichste Xantippe aus ihr machen können.

---

[1]) Einpflanzungen von Eierstockgewebe, Schilddrüsenbehandlung usw.; vgl. auch das in Band I über die Operationen von Steinach und Voronoff Gesagte.

[2]) Im Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung, Bd. XII, Heft 1 und 2, Kabitzsch, Leipzig, 1926.

[3]) εὐρύς = breit, dick. Wie ausgiebig die Gelegenheit zu Verwirrung und Mißverständnis in der Konstitutionslehre immer noch ist, geht aus der Tatsache hervor, daß in einer der Veröffentlichungen auf diesem Gebiet dieses Wort benutzt wird, um den pyknischen Typus zu bezeichnen. (Bunack.)

Der euryplastische Typus Susman Galants entspricht einer nicht über den Durchschnitt hinausgehenden Athletica mit besonderer, jedoch nicht krankhaft starker Fettbildung, wobei die männlichen Kennzeichen, die dem letztgenannten Typus eigen sind, sowohl in körperlicher wie in psychischer Hinsicht fehlen. Die zu diesem Nebentypus gehörenden Frauen sind echte Frauen und gute Frauen; sie besitzen in der Regel eine heitere Natur, das Leben fällt ihnen nicht schwer, und sie kommen gut mit ihrer Umgebung aus; sie zeigen jedoch eine gewisse schwerfällige Trägheit, in der Äußerung ihrer Gemütsbewegungen so gut wie in ihren Bewegungen, die den Verfasser veranlassen, von einer „Elefantennatur" zu reden.

Ich kann nichts dafür, es ist mir (auch wo ich weiß, daß ich mich damit in Gegensatz zu dem Autor stelle) doch nicht möglich, in diesen Typen mehr zu sehen als Übergangs- oder Mischformen zwischen dem asthenischen und dem pyknischen, bzw. zwischen dem athletischen und dem pyknischen Typus — was sowohl für die äußere Erscheinung wie für die psychische Konstitution gilt. Zu dieser Auffassung hat mich nicht allein das Studium der Galantschen Aufsätze selbst, sondern auch die Beobachtung einiger zu diesen Übergangsgruppen gehörenden Individuen geführt.

Daß es zahlreiche Übergänge zwischen den Hauptgruppen geben muß, ist selbstverständlich. Die Konstitution wird hauptsächlich durch Erbfaktoren bestimmt; die Kreuzung von Einzelwesen, die verschiedenen Gruppen angehören, findet oft statt; die Natur strebt die Normalisierung, in gewissem Sinne sogar den Durchschnitt an und versucht auf jeden Fall die Extreme auszugleichen; — soll es uns da wundern, daß Mischformen häufig sind? — Es liegt aber ebensosehr in dem Wesen der Dinge, daß neben und gegenüber dem Nivellierungsprinzip ein Streben in der Natur vorherrscht, mit dem Ziel, die hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten der Typen fortbestehen zu lassen. (Vergleiche die Daten der Erblichkeitsforschung in den früher erwähnten Abhandlungen.) So sehen wir denn auch neben den Übergangs- und Mischformen jedesmal wieder die Kennzeichen der einen oder der anderen Hauptgruppe ihren Platz behaupten; mit anderen Worten: in dem größten Teil der Fälle sind doch die Erbfaktoren, die einen der deutlicher ausgesprochenen Typen entstehen lassen, in der Vorherrschaft.

Indessen verursachen die Mischformen zwischen dem pyknischen und dem leptosomen Typus uns bei der Diagnose des Körperbaues öfter Schwierigkeiten als die obengenannten Neben- oder Übergangstypen von Susman Galant, — und zwar dann, wenn wir diesen Mischformen von pyknischem und leptosomen Bau als „Durchschnittstypus" (der also in gewissem Sinne die „ideale" menschliche Gestalt darstellt) begegnen, wie auch in jenen

Fällen, in denen wir einen Körper zu beurteilen haben, der gewisse Kennzeichen des einen und daneben einige des anderen Haupttypus aufweist. Ich habe im Vorhergehenden schon auf diese beiden Arten der Mischformen hingewiesen und betont, daß man besonders die zuletzt erwähnte im gewöhnlichen Leben wie in der Kunst recht häufig antrifft.

Daß die Beurteilung des Körperbaues durch Verunstaltungen, z. B. infolge von Rachitis, erschwert werden kann, versteht sich ohne weiteres. Wir dürfen vollständigkeitshalber auch nicht unterlassen, an den Einfluß, den die Rasse auf die körperliche Gestalt hat, zu erinnern, weil auch dieser Schwierigkeiten bei der Beurteilung des Typus verursachen kann.

Und schließlich kann der in solchen Fragen Unerfahrene sich von der Mode täuschen lassen. Wenn, wie in der Zeit Botticellis und auch jetzt wieder, die asthenische Gestalt der herrschenden Mode entspricht, so versucht man nicht allein, mit allen Kräften möglichst lang zu scheinen und den Körper so dünn zu machen wie es nur geht, sondern man nimmt auch die charakteristische asthenische Haltung an. Wir können auf der Bühne z. B. nicht selten beobachten, wie eine wohlgebaute, typisch pyknische Frau, die eine zyklothyme Person darzustellen hat, in einer männlichen Maske erscheint und asthenische Posen annimmt, die klar erkennen lassen, daß diese Schauspielerin wohl weiß, was Mode ist, doch keinen Begriff von Charakterdarstellung hat. Und wer eine gewisse Einsicht in diese Dinge hat, kann ein etwas maliziöses Lächeln nicht ganz unterdrücken, wenn er beobachtet, wie manches gesunde, pyknisch-zyklothyme Mädchen sich den Männern gegenüber, mit denen es in Berührung kommt, als Asthenica aufzuspielen versucht, — und ihnen dabei bedeutend schlechtere Aussichten betreffs der Folgen einer ehelichen Verbindung vorspiegelt, als eine solche Verbindung tatsächlich bietet.

* *

Es gibt also manche Umstände, welche die Möglichkeit einer Wahrscheinlichkeitsdiagnose des Körperbaues beeinträchtigen. — Übrigens von einer *wissenschaftlichen* Diagnose kann ohne genaue Beobachtung und Messung des nackten Körpers überhaupt keine Rede sein.

Trotzdem kann aber der Geübte doch in einem verhältnismäßig großen Teil der Fälle auch ohne Betrachtung des nackten Körpers einen, der Hauptsache nach richtigen, Eindruck vom Körperbautypus eines ihm begegnenden Menschen bekommen. Und wer Auge dafür hat, der lernt auch ohne besondere Übung schon ziemlich bald unterscheiden, ob er eine pyknische, eine asthenische, eine athletische oder eine nicht zu diesen beiden Extremen gehörende leptosome Gestalt vor sich sieht.

* * *

Daraus ergibt sich zugleich eine gewisse Möglichkeit, die allgemeine Art des Charakters zu beurteilen, wenn auch nicht vergessen werden darf, daß die Misch- und Übergangsformen zwischen den Typen besonders auch in bezug auf die Charaktereigentümlichkeiten zum Ausdruck kommen (können), so daß — um eine der vielen Möglichkeiten dieser Art zu nennen — psychische Eigenschaften, die durch zyklothyme Erbfaktoren bestimmt werden, zusammengehen können mit einer körperlichen Eigenart, die der Erbmasse schizothym-leptosomer Ahnen entstammt.

Es wäre also ein zu großes Wagnis, ausschließlich auf Grund des Anblicks eines Menschen sich einen einigermaßen genaueren Begriff von seiner Art machen zu wollen. Immerhin kann — seitdem Kretschmer und seine Nachfolger die Wissenschaft um die Kenntnis der oben besprochenen Zusammenhänge bereichert haben — dieser Anblick, mit den auf direktem Wege erhaltenen Eindrücken in Verbindung gebracht, uns in manchen Fällen darüber belehren, ob wir einem schizothymen oder einem zyklothymen Menschen gegenüberstehen.

Und wenn man einmal so weit ist, wird es oft möglich sein, ohne allzugroße Schwierigkeiten aus direkten Eindrücken, und nötigenfalls auch aus indirekten, die in anderer Weise erhalten werden, zu einer weitergehenden Determination zu gelangen, d. h. mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, in welche Gruppe von Schizothymen oder Zyklothymen (siehe Seite 190 und 192) die „Versuchsperson" gehört.

* *
* * *

Soll man sich also einen pyknisch-zyklothymen Gatten bzw. eine Gattin aus dieser Konstitutionsgruppe wählen oder unter den Leptosom-Schizothymen suchen? — Es liegt auf der Hand, daß mancher sich nunmehr diese Frage vorlegen wird.

Es versteht sich aber ebenfalls von selbst, daß eine bestimmte Antwort auf eine solche Frage nicht gegeben werden kann: — schon deshalb nicht, weil es von dem Charakter des (bzw. der) Wählenden abhängt, was von der Wahl erhofft wird. Während der eine ein ruhiges Leben an der Seite eines syntonen, harmonischen Gefährten wünscht, wird der andere den bewegteren Verkehr mit dem oft „interessanten", komplizierten Menschen bevorzugen, dem er in der Auflösung von Dissonanzen behilflich sein kann. Der eine liebt ein melodiöses Allegro moderato, der andere ein Vivace, abwechslungsreich in Tonart und Rhythmus, das ihn vor unerwartete, mitunter bizarre Wendungen stellt. Der eine will sich seine Aufgabe nicht unnötigerweise erschweren, einem anderen macht es Freude, Probleme zu lösen.

Und dann nicht zu vergessen: der eine sucht — ich beschränke mich hier nur darauf, die Extreme anzuführen — mit und bei seinem Ehegefährten, neben der Befriedigung seiner erotischen und Geselligkeitstriebe, die Erfüllung seines Dranges nach inniger Gemeinschaft auf jedem Gebiet; der andere verlangt nur seiner Eitelkeit zu genügen, — namentlich in dem Sinne, daß er Staat mit seiner Frau machen will.

Ich sage hier — im Gegensatz zu dem Vorhergehenden, in dem ich sowohl den Mann wie die Frau ins Auge faßte — absichtlich, „daß er mit ihr Staat machen will", weil diese Art der Eitelkeitsbefriedigung hauptsächlich Männern eigen ist — in gewissen Ländern und in gewissen Gesellschaftsschichten sogar vielen Männern.

Solche Männer richten (dessen nicht bewußt oder auch bewußt, dann aber doch meistens ohne die Tragweite ihres Entschlusses zu ahnen) bei ihrer Gattenwahl den Blick auf eine schizothym-leptosome Frau. Denn „die Intersexuelle" (wie Mathes diesen Typus beim Weibe nennt, weil das Schizothym-Leptosome größtenteils männlich im Wesen ist, und weil die Frauen, die in diese Gruppe hineingehören, in mancher Hinsicht ein Zuviel an männlichen und ein Zuwenig an weiblichen Eigenschaften — auch, und besonders mit Bezug auf ihre geschlechtlichen Funktionen — aufweisen), „die Intersexuelle entzündet und blendet"; sie kann, wenn sie wenigstens nicht an einem der äußersten Flügel dieser Hauptgruppe steht und die nötigen Einzeleigenschaften besitzt, eine „repräsentable Erscheinung" und eine „interessante Frau" werden.

Das geht bei den Mädchen von pyknisch-zyklothymer Veranlagung viel weniger leicht, — wenn auch sie sich im Laufe der Jahre, falls die Umstände es erfordern, wohl in jene Richtung zu zwingen vermögen.

In der Natur der Pycnica liegt das aber nicht. — Ihr eigentliches Wesen ist es, Weib zu sein, Nur-Weib und Voll-Weib. Die syntone Pycnica versteht es ebensogut, einen schizothymen Mann glücklich zu machen wie einen zyklothymen; es ist ihre Art (wenn auch diese Art oft durch die entstellenden Einflüsse der Umgebung, in der sie lebt, tatsächlich oder scheinbar — letzteres ist öfter der Fall — unterdrückt wird), ihr Glück zu suchen und zu finden in Leben und Sorgen für Mann und Kinder. Dramatisches Getue ist ihr zuwider. Sie nimmt die Schwierigkeiten, die das Leben ihr bringt, ohne Erregung oder Nervosität für nicht mehr als das, was sie wirklich sind, und versteht es, sowohl die großen als auch die kleinen und einfachen Freuden des Lebens zu genießen.

In ihrem Geschlechtsleben ist sie natürlich und unkompliziert; ihr anfänglicher (physiologischer, relativer) Mangel an Empfindung läßt sich leicht und bald überwinden, und auch weiterhin zeigt sie sich als eine ausgezeich-

nete Schülerin in der praktischen Erotik und als Idealpartnerin für einen normal empfindenden Gatten. Sie stellt auch in dieser Hinsicht keine zu hohen Anforderungen, wenn deren Erfüllung, sei es dauernd, sei es zeitweilig, zu beschwerlich sein würde; dagegen weiß sie sich freudig auch einem größeren sexuellen Verlangen ihres Gatten anzupassen. — Das Wichtigste aber ist: zwischen dem physiologischen und dem psychischen Geschlechtsleben der Pycnica besteht völlige Harmonie.

Im Gegensatz dazu bestehen bei der Frau des schizothym-leptosomen Typus auch in dieser Beziehung manchmal innere Mißverhältnisse, und sie neigt zu dem einen oder dem andern Extrem. Abnorme Geschlechtskälte oder sexuelle Unersättlichkeit und Neigung, auf anderem als natürlichem Wege sexuelle Befriedigung zu suchen, kommen oft bei ihr vor. Wenigstens ebenso bedenklich ist es jedoch für das eheliche Glück, daß die disharmonische Gemütsverfassung das intersexuelle Weib nicht selten nach „hochstehender geistiger Gemeinschaft" mit Ausschluß des von ihr als „tierisch" betrachteten Geschlechtsverkehrs streben läßt. — Die geistigen Aspirationen des schizothymen Weibes übersteigen oft das Maß ihrer geistigen Leistungsfähigkeit weit. Infolgedessen entstehen leicht innere und äußere Konflikte. Die „Unverstandene" gehört denn auch meistens zu diesem Typus.

Der Psychotherapeut weiß, daß ein großer Teil seiner Patienten aus der Gruppe der intersexuellen (sowie aus der der regelrecht asthenischen) Frauen stammt. Das weiß auch der Frauenarzt, der sowohl die bei derartigen Frauen oft vorkommenden anatomischen und funktionellen Entwicklungsstörungen der Geschlechtsorgane zu behandeln bekommt, wie auch die im Unterbauch lokalisierten Beschwerden, die nicht anders als die in die Genitalsphäre projizierten Störungen des psychischen Gleichgewichtes sind.

Der uns zur Verfügung stehende Raum erlaubt es nicht, die verschiedenen Frauentypen eingehender miteinander zu vergleichen. Das schon Gesagte gibt übrigens bereits einen gewissen Eindruck von dem, was für unser Thema aus einer solchen vergleichenden Betrachtung hervorgehen würde. Fassen wir es zusammen, indem wir das oben angefangene Zitat aus Mathes' Monographie jetzt vervollständigen: „Die Intersexuelle entzündet und blendet, die Pycnica erwärmt." Und schließen wir dann mit Wilhelm Liepmann (dessen Ausführungen über diesen Gegenstand, in seiner „Gynäkologischen Psychotherapie", S. 108 bis 109, ich hier teilweise gefolgt bin) noch die Erinnerung an, daß Goethe „aus den Banden der schizothymen Charlotte in die Arme der zyklothymen Christiane flüchtete[1]".

Man kann bei der Beurteilung dieser beiden Typen in Neigung und Auf-

[1]) Vgl. in Verbindung damit das Eckprofil des Selbstbildnisses der Frau von Stein (Original im Schloß Kochberg, Reproduktion neben S. 320 von Wilhelm Bodes „Charlotte von Stein".

fassung differieren: doch ist eines gewiß: daß ein Mann in einer Ehe mit einer pyknisch-syntonen Frau es bedeutend leichter haben wird, alles im reinen zu halten, als im Zusammenleben mit einer schizothym veranlagten Gefährtin.

* *

Was den Mann anbelangt, — man darf nicht sagen, daß „der" männliche Charakter nur bei dem Schizothymen anzutreffen sei, sei es auch, daß ein sehr großer Teil der Männer gewisse Charakterzüge dieser Gruppe besitzt. Auch der zyklothyme Mann kann typisch und voll Mann sein. Und ob er (d. h. ein bestimmter Mann) als Heiratskandidat zu empfehlen ist, hängt im allgemeinen genommen mehr von seinen rein persönlichen Eigenschaften ab als von seiner Zugehörigkeit zu dem einen oder dem andern Haupttypus. Nichtsdestoweniger läßt es sich nicht leugnen, daß der syntone Mann weniger Veranlassung zu Ehekonflikten gibt — und selbst auch weniger Veranlassung dazu findet.

* *

Es hat immer seine bedenkliche Seite, zu verallgemeinern; dennoch ist es nötig, um Hauptsachen deutlich zu machen. Dieses vorausgeschickt, läßt sich über die Aussichten der Ehe zwischen Vertretern der beiden Haupttypen folgendes sagen:

I. Ein syntoner Mann und eine syntone Frau werden in der Regel gut miteinander auskommen, besonders wenn ihre Charaktere trotzdem einen genügenden Unterschied aufweisen. Ist das nicht der Fall, so besteht die Gefahr, daß sie einander langweilen werden.

II. Die „Normalehe" wird in gewisser Hinsicht von einer zyklothym-pyknischen Frau und einem schizothym-leptosomen Mann gebildet. Diese „normale" Ehe ist also eine Kontrastehe. Vom eugenetischen Standpunkt betrachtet, bietet sie gute Aussichten sowohl in dem Sinn, daß sich (wenn keine ungünstigen Einflüsse besonderer Art einwirken) eine Nachkommenschaft von gutem Durchschnitt erwarten läßt, als daß die Aussicht auf gelegentliche Entstehung besonders wertvoller Ausnahmeprodukte besteht [1]). Die Chancen für das persönliche Glück der Partner sind gut zu nennen,

---

Mittler & Sohn, Berlin, 1912, mit dem typisch-pyknischen Antlitz (und der gedrungenen Gestalt) der Christiane Vulpius, nach dem Aquarell „Christine und August" Heinrich Meyers im Goethe-Nationalmuseum, in demselben Buch neben S. 390 wiedergegeben. Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß, wer die beiden weiblichen Haupttypen durch Gegenüberstellung dieser zwei Vertreterinnen miteinander vergleichen will, wohl am allerwenigsten dem pyknisch-zyklothymen Typus einen Vorrang zuerkennt. Will man die Hauptgruppen auf diesem Wege einem ehrlichen Vergleich unterziehen, so soll man Einzelwesen von gleichartiger Erziehung und Bildung dazu wählen. — Und dennoch ...

[1]) So wurde Goethe aus einer solchen Ehe geboren.

vorausgesetzt, daß der Kontrast nicht zu stark ausgeprägt ist, — mit anderen Worten, wenn jeder der beiden Gatten aus der Mittellage seiner Hauptgruppe stammt; wenn sie dazu beide guten Willens sind und die Selbstbeherrschung besitzen, diesem guten Willen zu folgen; und wenn allzusehr störende persönliche Eigenschaften fehlen.

III. Kontrastehen im umgekehrten Sinn sind die eines zyklothymen Mannes mit einer schizothymen Frau. Hier ist die Aussicht auf Schwierigkeiten größer, oft sogar viel größer. Geduld, Ausdauer und Selbstbeherrschung des Mannes werden in mancher solchen Ehe starken Belastungsproben ausgesetzt. Ein syntoner Charakter ermöglicht es dem Gatten jedoch meistens, unter übrigens günstigen Umständen die Situation zu retten.

Eine besondere Erwähnung verdienen hier die F.M.-Ehen, so genannt, weil das F(eminine) Element dort stärker ist als das M(asculine), und zwar in dem Sinne, daß die Frau das psychische Übergewicht über den Mann hat. Wenn der zyklothyme Gatte — sei es aus Bequemlichkeit oder weil seine Teilnahme fortwährend und völlig auf andere Dinge konzentriert ist, sei es, weil er in seiner Frau insbesondere das ihn bemutternde Wesen sucht und schätzt, oder aber auch, weil das Weibliche in seiner Anlage stark entwickelt ist — ganz und gar mit einem derartigen Verhältnis zufrieden ist und s i e darin eine genügende Kompensation findet für das, was ihr in einem derartigen Fall notwendigerweise fehlen muß, dann kann eine solche Ehe nicht nur gut gehen, sondern sogar glücklich werden — mag es dabei auch nötig sein zu bedenken, daß man an ein Eheglück dieser Art ein anderes Maß anzulegen hat als an das „normale". Nicht allein sind die Beobachter, die sich die Mühe gegeben haben, Einsicht in derartige Verhältnisse zu bekommen, darin einig, daß F.M.-Ehen verhältnismäßig nicht selten vorkommen und daß sie auffallend oft „gut" verlaufen, sondern wir kennen auch berühmte Ehen dieser Art zwischen berühmten Menschen[1]). Übrigens steht wohl fest, daß für die Entstehung und Erhaltung eines

[1]) Als Beispiel diene die sehr glückliche Ehe von Robert und Clara Schumann. Wenn damit nicht gesagt sein soll, daß Clara Schumann in jeder Hinsicht den Kriterien des schizothym-leptosomen Typus entsprach, so vertrat sie doch in ihrer Ehe das männlichere, nach außen wirksame Element, während ihr Gatte extrem-zykloid veranlagt war und einen mehr weiblichen, verinnerlichten Charakter besaß. Daß die Gesichtsform Robert Schumanns völlig in Übereinstimmung mit diesen Eigenschaften war, ist bekannt genug. Die Bildnisse aus den jüngeren Jahren seiner Frau sind bei weitem nicht so charakteristisch. Doch gibt Emil Peters auf S 239 des zweiten Bandes seines Werkes „Menschengestalt und Charakter", (Volkskraftverlag, Konstanz 1923) ein Bild in gesetzterem Alter, aus dem der männliche Charakter ihrer auch damals noch sehr schönen Züge deutlich spricht.

solchen Eheglücks die Anwesenheit günstiger persönlicher Eigenschaften nicht genügt, sondern daß auch ein besonderes Zusammenstimmen der Charaktere dazu notwendig ist, in dem Sinn, daß ein Übermaß an weiblichem Einschlag im Manne durch mehr als gewöhnliche männliche Eigenschaften der Frau kompensiert wird. Selbstverständlich ist es auch möglich, daß solche kompensierenden Eigenschaften sich bei der einen Partei erst im Laufe der Ehe — als Anpassungserscheinung — entwickeln.

IV. Schließlich die Ehe zweier Schizothymer. Sie kann eine Idealehe sein und bleiben. — Das ist aber eine sehr große Ausnahme. Im allgemeinen ist ihre Prognose, auch bei Personen der Mittellage, nicht günstig, — geschweige denn bei Extremfällen! Es hat denn auch seine gute Seite, daß man bei der Begegnung mit einem außerordentlich hübschen Brautpaar (denn hübsch sind wohlgebaute Leptosomen oft!) meistens nicht daran denkt, welch eine außergewöhnliche Anstrengung diese Menschen brauchen werden, um ihre Ehe glücklich zu gestalten und glücklich zu erhalten.

* *
* * *

Wir haben im Vorhergehenden gesehen, daß der allgemeine Körperbau, an dem man den Typus eines Menschen erkennen kann, auch in den Einzelheiten verschiedener Körperteile zum Ausdruck gelangt. So haben wir, um einige Beispiele zu erwähnen, auf die (relative) Länge oder Kürze der Arme hingewiesen, auf die Form der Hände, auf die des Kopfes.

Wie das Volk in seiner Gesamtheit, auf Grund seiner Intuition und Erfahrung, in Übereinstimmung mit dem Empfinden seiner hervorragenden Geister, zu allen Zeiten das Bestehen einer Korrelation zwischen allgemeinem Körperbau und Charakter angenommen hat, so ist man auch von jeher von dem Zusammenhang der Form gewisser Körperteile mit der Wesensart des Einzelmenschen überzeugt gewesen. Demzufolge ist denn auch die Physiognomik, das ist die Kunst, auf Grund der Beobachtung der Form des Körpers und seiner äußeren Teile, und namentlich der Bildung des Gesichts (Physiognomie), Rückschlüsse auf die Art der psychischen Eigenschaften eines Menschen zu ziehen, schon im Altertum eifrigst geübt worden. Wir brauchen nur die Namen Sokrates, Platon und Aristoteles als die von bekannten Anhängern dieser Überzeugung zu nennen, um das zu beweisen. Nachdem diese Lehre sich sodann im Laufe der Jahrhunderte in verschiedenen Spielarten immer wieder Geltung verschafft hatte, trat sie mit der Veröffentlichung von Lavaters „Physiognomischen Frag-

menten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" (Leipzig, 1775— 78) stark hervor. Lavater fand für seine Meinungen auf diesem Gebiete einen bedeutenden Anhang — anfangs z. B. auch Goethe und dessen Freunde — aber er wurde auch kräftig und oft sogar heftig bekämpft. Selbstverständlich und mit Recht, können wir jetzt sagen; denn seine Behauptungen wurzelten viel mehr in dem, was er selbst für intuitive Begabung hielt, als in vernunftgemäßer Verwertung einwandfreier Beobachtungen. So wurde denn auch Lavaters physiognomisches System im Laufe der Zeit von der wissenschaftlich denkenden Welt gänzlich verlassen.

Aber der uralte Grundgedanke, daß bestimmte Zustände der Psyche so gut wie bestimmte Eigenschaften des Körpers sich in damit übereinstimmenden Gesichtszügen bekunden, blieb in Kraft; — mußte bleiben, weil er auf immer und immer wiederkehrenden Erfahrungstatsachen beruht. Er blieb im Volke, — er blieb auch beim Arzte lebendig. Seit Hippokrates nennen wir den eigentümlichen Anblick, den die Gesichtszüge Sterbender, mit ihren eingesunkenen Schläfen und ihrer scharf hervortretenden Nasen- und Kinnpartie, darbieten, „facies hippocratica", und der Ausdruck „facies . . . (abdominalis, ovarica usw.)" ist uns ebenso geläufig wie die typischen Gesichtszüge der Kranken, die an Morbus Basedowii, an Melancholie usw. leiden. — Sogar die Schwangerschaft (also ein physiologischer Vorgang) bringt oft eine Änderung der Formen des Angesichts sowie des Gesichtsausdruckes mit sich, die meistens ziemlich kennzeichnend ist, und die jedenfalls der Erfahrene auf den ersten Blick erkennt.

* * *

Mit einigen der soeben gemachten Bemerkungen sind wir gutteils schon auf ein anderes, nicht weniger weites und nicht weniger fruchtbares Beobachtungsfeld übergegangen, wo nämlich das Aussehen nicht mehr ausschließlich von der anatomischen Form abhängig ist, sondern von den Ausdrucksbewegungen der Muskeln. — Nachdem wir gelernt haben, in der Form des Körpers und seiner Teile ein Korrelat des Charakters zu sehen, weil beide von der Konstitution bestimmt werden, geben uns Mimik (der durch Muskelwirkung hervorgerufene Ausdruckswechsel des Gesichts) und Pantomimik (die Ausdrucksbewegungen des Körpers) meistens eine regelrechte Abspiegelung von psychischen Vorgängen, so daß man also nicht nur auf dem soeben genannten Weg, d. i. aus der Form des Körpers und seiner Teile, sondern auch aus seinen Ausdrucksbewegungen gleichfalls direkt zu Schlußfolgerungen über den Charaktertypus (oder jedenfalls über die Anwesenheit gewisser Charakterzüge und über das Bestehen gewisser Gemütserregungen) eines Menschen gelangen kann. Das hat man denn auch immer

versucht, und es sind gewiß keine unbedeutende Namen, die wir über den Schriften, welche diesen Gegenstand behandeln, finden: Petrus Camper, Charles Bell, Baumgärtner, Morison, Carus, Darwin, Piderit, Duchenne, Mantegazza u. a. Nichtsdestoweniger ist man, besonders in wissenschaftlichen Kreisen, wieder davon abgekommen, derartigen Schlußfolgerungen Wert beizumessen. Als Ursache dafür ist, außer dem unvermeidlichen Rückschlag auf die mehr oder weniger ins Phantastische entartende Übertreibung, womit Untersuchungen auf diesem Gebiet nur allzugerne begrüßt werden, die Tatsache zu nennen, daß mimische und pantomimische Bewegungen von willenskräftigen und geübten Menschen in starkem Maße beherrscht und absichtlich abgeändert werden können, so daß manchmal Gefahr vorliegt, durch nicht spontan in Erscheinung getretene, sondern willkürliche hervorgerufene Ausdrucksbewegungen beeinflußt zu werden, — also falsche Schlußfolgerungen zu machen.

* *

Dies alles verhindert nicht, daß sowohl das Studium der persönlichen Kennzeichen, welche die einzelnen Körperteile in ihren Formen aufweisen (oder aufweisen können), wie das der individuellen Eigentümlichkeiten gewisser Bewegungen wertvolle Daten für die Charakteruntersuchung ergeben kann. Es ist deshalb auch eine erfreuliche Erscheinung, daß die Wiedergeburt der Charakterologie, die wir jetzt miterleben, von neuem zu einer stark erhöhten Beachtung dieser Forschungszweige geführt hat, — wenn dabei auch nicht vergessen werden darf, daß es gerade bei einigen dieser Spezialstudien besonders schwer ist, sich von den unabsichtlichen und absichtlichen Phantastereien ungezählter Jahrhunderte zu befreien. Man kann auf einem solchen Gebiet nur mit größter Vorsicht und Zurückhaltung versuchen, vorwärts zu kommen, und muß sich mit strengster Kritik jeder Phantasie fernhalten. Demzufolge stehen wir denn auch hier erst in den allerersten Anfängen des Wissens.

Aus diesem Grunde bin ich der Meinung, daß es nur ganz wenigen Menschen, die in solcher Hinsicht über besondere Begabung verfügen — die sich außerdem mit ernsten Forschungen auf dem einschlägigen Gebiet befaßt haben —, die eine bedeutende diesbezügliche Erfahrung (kritisch verarbeitete Erfahrung) besitzen und von dem Gefühl einer großen Verantwortlichkeit durchdrungen sind, vorbehalten sein sollte, Charakterbeurteilungen abzugeben, die sich auf derartige Spezialuntersuchungen (z. B. Physiognomik, Chirologie = Handkunde — nicht zu verwechseln mit Chiromantie = Weissagen aus der Hand) stützen. Ich bin davon überzeugt, daß von den verhältnismäßig vielen, die sich dazu berufen fühlen — geschweige denn von den noch zahl-

reicheren, die sich aufspielen, „als-ob" — nur wenige auserwählt sind; und daß noch viel Zeit darüber hinweggehen wird, bevor die Hilfswissenschaften dieser Art so weit den Charakter echter Wissenschaft erhalten haben werden, daß sie bei der Charakterbeurteilung ernstlich zur Hilfe herangezogen werden können. Aus diesem Grunde glaube ich denn auch, daß man diese Hilfswissenschaften bis auf weiteres nur in den seltensten Fällen für die Gattenwahl dienstbar machen kann. Und ich meine, ihrer dilettantischen Anwendung mit Beziehung zu dieser Wahl — und zur Ehe im allgemeinen — nachdrücklich widerraten zu müssen.

* * *

Anders liegen die Dinge mit der Graphologie.

Das hängt zuerst damit zusammen, daß die Handschriftkunde, auf den Ideen von Männern wie Adolf Henze, J. H. Michon, Crépieux-Jamin, W. Langenbruch und Wilhelm Preyer fußend, und durch die Zusammenwirkung von Georg Meyer, Hans Busse und Ludwig Klages mächtig gefördert, vorwiegend durch die Arbeit des letzteren zu einem abgerundeten, gut begründeten Ganzen, einer richtigen Wissenschaft, zu der Wissenschaft der Ausdrucksbewegungen geworden ist [1]).

Allerdings ist ihre praktische Anwendung schwer, weil sie nicht nur zur Wissenschaft, sondern auch zur Kunst gehört; anders gesagt: um die Handschrift eines Menschen mit Aussicht auf Erfolg, d. h. auf eine richtige Be-

[1]) Eine kurze Übersicht der Geschichte der Graphologie findet sich unter der Aufschrift „Quellen" am Schluß von Klages' „Handschrift und Charakter, Gemeinverständlicher Abriß der graphologischen Technik" (Joh. Ambr. Barth, Leipzig, 8.—10. Auflage, 1926). Dieses Buch befaßt sich, wie schon seinem Titel zu entnehmen ist, hauptsächlich mit technischen und praktischen Fragen, während sein Werk „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck" (3. und 4. Auflage, 1923, Leipzig, Joh. Ambr. Barth) rein wissenschaftlich ist und die Graphologie als Teil einer allgemeinen Lehre vom Wesensausdruck behandelt. Zur Vorbereitung für das Studium des erstgenannten Buches kann man sich mit Erfolg Herbert Gerstners „Lehrbuch der Graphologie" (Niels-Kampmann-Verlag, Heidelberg) bedienen, während zur Vervollständigung, insbesondere auch mit Hinsicht auf die Eigenart der Handschrift junger Menschen, die in demselben Verlag erschienene Arbeit Minna Beckers „Graphologie der Kinderschrift" empfohlen werden kann. Für den wissenschaftlichen Forscher ist weiter Wilhelm Preyers, schon 1895 erschienene, aber neuerdings unverändert in zweiter Auflage gedruckte Abhandlung „Zur Psychologie des Schreibens" unentbehrlich, wenn auch die darin enthaltene Charakterbetrachtung — wie Klages bemerkt — nicht mehr dem heutigen Stand des Wissens entspricht. Schließlich sei auf die nachfolgende Stelle aus Kretschmers „Körperbau und Charakter" hingewiesen: „Die psychomotorische Erfassung der Affektivität, bzw. der Gesamtpersönlichkeit kann auf verschiedenen Wegen erfolgen. Die Analysen der Handschrift sowohl auf dem von Kräpelin (Schriftwage) wie auf dem von Klages (direkte Analyse des Schriftduktus) eingeschlagenen Wege werden noch reichen Ertrag abwerfen; Beziehungen zwischen Körperbau, Temperament und Handschrift, wie sie nach Harrer und Islin vorzuliegen scheinen, werden bei der Schrifttypisierung weiterhelfen."

urteilung seines Charakters, deuten zu können, braucht man nicht nur angelerntes Können, sondern auch Begabung; nicht nur Wissen, sondern auch Einfühlung; nicht nur eine tadellos eingestellte primäre Gehirntätigkeit, sondern auch eine in dieser Richtung empfängliche Sekundärfunktion. — Außerdem müssen auch hier wieder, wie bei jeder Betätigung derartiger Natur, als Vorbedingungen völlige Zuverlässigkeit und stark entwickeltes Verantwortlichkeitsgefühl erfüllt sein.

Daß es nicht viele gibt, die solch strengen Anforderungen Genüge leisten können, ist klar. Und daß sich, da die Menschen (die „Gebildeten“ am allerwenigsten ausgenommen!) immer leichtgläubig — und abergläubisch — sind, eine erschreckende Anzahl Pfuscher auch auf diesem Gebiete breit macht, kann nicht wundernehmen.

Will man etwas mehr von den Zuständen und Streitfragen in der praktischen Graphologie wissen und einen Einblick erhalten in die hohen Anforderungen, die an die Schriftsachverständigen und an ihre Ausbildung gestellt werden sollten, so lese man Klages' Abhandlung „Theorie und Praxis der gerichtlichen Schriftvergleichung“ in der „Zeitschrift für Menschenkunde“ (auch als Sonderabdruck erschienen im Niels-Kampmann-Verlag).

Es wäre sehr wichtig, wenn der in der Berufsgraphologie bestehenden Anarchie von den Handschriftenkundigen selbst, wenn möglich mit Hilfe des Staates, ein Ende bereitet würde, damit, wer sich an Hand dieser Wissenschaft über den eigenen oder einen fremden Charakter aufklären lassen möchte, mehr als jetzt die Gewißheit habe, daß eine solche Aufklärung von einem fachtüchtigen Beurteiler erteilt wird, der des großen Vertrauens, das man ihm dabei entgegenbringt, in jeder Hinsicht würdig ist.

Es ist weiter zu begrüßen, daß Klages selbst ausgesuchte Männer und Frauen in kleinen Gruppen auf breiter Grundlage zu Graphologen ausbildet.

Und inzwischen sei es jenen, die von der graphologischen Wissenschaft Auskunft verlangen, empfohlen, zuzusehen, daß sie sich diese Auskunft nur bei wirklich Befugten einholen.

Der zweite Grund, weshalb wir aus der Handschrift eines Menschen mehr über seinen Charakter erfahren können als aus seinen anderen Ausdrucksbewegungen und ihren bleibenden Ergebnissen, liegt darin, daß es viel schwieriger als bei diesen anderen Bewegungen (und in der Regel sogar größtenteils unmöglich) ist, die beim Schreiben natürlichen Bewegungen, und damit die Kennzeichen seiner Handschrift, derart abzuändern und zu verstellen, daß es einen sachverständigen Beurteiler hindern würde, aus einer solchen Handschrift richtige Folgerungen auf den Charakter des Schrifturhebers zu ziehen. Die Beweisführung, die in dem IX. Kapitel des oben-

genannten Buches „Handschrift und Charakter" enthalten ist, wirkt vollkommen überzeugend. Zweifelsohne kann die Handschrift willkürlich umgestaltet werden. Aber das nimmt die Möglichkeit nicht weg, die ihr eigenen Merkmale trotzdem herauszufinden und die Entstehung dieser Merkmale aus — und ihren weiteren Zusammenhang mit — dem Charakter des Urhebers zu deuten. Denn die graphologische Wissenschaft hat Methoden, um die erworbenen von den ursprünglichen Zügen abzusondern, — Methoden, die sich sowohl in solchen Fällen zur Anwendung bringen lassen, in denen die Schriftzüge nur vorübergehend verändert werden (planmäßig geändertes Schriftstück), wie auch dann, wenn der Urheber seine ursprüngliche Schrift dauernden Änderungen unterzogen hat (erworbene Handschrift).

Daß auch solche Änderungen selbst Bedeutung haben, weil man aus ihnen die psychischen Einflüsse, durch die sie bedingt worden sind, ermitteln kann, versteht sich von selbst. Und außerdem geht aus dem wenigen, das hier gesagt werden konnte, schon hervor, wie notwendig es ist, dem Graphologen nicht nur ein paar Zeilen zur Deutung vorzulegen, sondern eine mehr oder weniger ausführliche Schrift, — womöglich eine, die zustande kam, ohne daß der Urheber dabei an die Handlung des Schreibens selbst dachte, weil er völlig in den Inhalt dessen, was er niederschrieb, vertieft war [1]).

Gibt die Graphologie uns also auf Grund der genannten, sehr wichtigen Unterschiede, die sie von anderen charakterologischen Hilfswissenschaften (die übrigens — es sei wiederholt — noch keine „Wissenschaften" sind!) trennen, alle Veranlassung, die Zurückhaltung, die wir jenen gegenüber walten lassen, in gewissem Maße aufzugeben, so bietet sie uns auch Gelegenheit, neben einem allgemeinen Eindruck vom Charakter eines Schrifturhebers auch Aufschlüsse über bestimmte seiner Charaktereigenschaften zu empfangen. Demzufolge ist es uns nicht allein möglich, durch ihre Vermittlung die Bestätigung (oder Verneinung) der Folgerungen zu erhalten, welche die Betrachtung des Körperbaues eines Menschen uns mit Bezug auf seinen Charakter nahegelegt hat, sowie im Falle daß diese Betrachtung uns

[1]) Überdies ist es notwendig, wenn man eine Handschrift zur Beurteilung gibt in der Absicht, Aufschlüsse über den Charakter des Urhebers zu bekommen, mitzuteilen, ob sie von einem Manne oder von einer Frau stammt. Auch scheint es mir erwünscht, einige weitere Mitteilungen über die Umstände, in denen sich der Urheber befindet, hinzuzufügen, z. B Alter und Beruf zu erwähnen. — Wenn es sich nicht darum handelt, das Leistungsvermögen des Graphologen zu prüfen, steht m. E. derartigen Mitteilungen nichts entgegen. — Ohne triftigen Grund soll man überhaupt keine graphologischen Aufschlüsse über einen Charakter verlangen. Ohne genügendes Vertrauen in die Fähigkeiten des zur Beurteilung Gerufenen zu haben, ebensowenig. Ist man von diesen Fähigkeiten überzeugt (und hat man also nicht die Absicht, ihn besonders auf die Probe zu stellen), weshalb sollte man ihm seine Aufgabe nicht nach Möglichkeit erleichtern und damit für sich selbst die Aussichten auf das Erhalten richtiger Aufschlüsse vergrößern?

im Zweifel gelassen hat, auf dem graphologischen Wege Anweisungen darüber zu bekommen, ob die Versuchsperson der Hauptgruppe der Zyklothymen oder der Schizothymen angehört, sondern wir können mittels der Schriftanalyse auch in Besitz von mehr in Besonderheiten gehenden Daten gelangen, die wir auf dem Umweg: Körperbau — körperliche Konstitution — psychische Konstitution — Charakter nicht erhalten können. Die graphologischen Daten vermögen also jene zu ergänzen, die die Beobachtung des Körperbaus ergibt.

* *

Bei einer rationellen Gattenwahl wird man um so eher von der Schriftkunde Auskunft zu erhalten suchen, wenn die vorläufigen Eindrücke, die man von dem Charakter des in Betracht genommenen Partners erhalten hat, Zweifel über die Aussichten einer Verbindung mit ihm (oder ihr) aufkommen lassen.

Ich brauche jetzt nicht wieder hervorzuheben, daß für die Abschätzung dieser Aussichten an erster Stelle Kenntnis des e i g e n e n Charakters nötig ist, doch will ich es nicht unterlassen, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß ein richtiges Studium des über die eigene Handschrift eingeholten Gutachtens manches zu dieser Kenntnis beizutragen vermag.

Wenn ein Ehekandidat von einer sachverständigen Analyse der Handschrift seines eventuellen Partners wirklichen Nutzen haben will, so muß er den vorgelegten Bericht gründlich durcharbeiten und überdenken und s e l b e r die beiden Charaktere miteinander vergleichen. Hierdurch erhält er nämlich nicht allein einen gewissen Einblick in die Möglichkeiten eines günstigen Ausfalles der in Aussicht genommenen Ehe, — er vergrößert diese Möglichkeiten damit auch, weil die in dieser Weise erlangte oder vertiefte Einsicht in das eigene Wesen und in das Wesen des anderen das gegenseitige Verständnis und die gegenseitige Anpassung in der Ehe stark begünstigt.

Aus dieser Überlegung heraus kann ich mich dann auch nicht einverstanden erklären mit der Art des Vorgehens, die sich in der graphologischen Praxis in bezug auf die charakterologische Deutung der Schriftstücke von Ehekandidaten einzubürgern scheint, — die Art nämlich, die in der Ausarbeitung einer vergleichenden Analyse der beiden Handschriften mit Urteilbildung über das Wohl- oder Nicht-Zueinanderpassen der Aspiranten und in der Stellung einer Eheprognose besteht.

Abgesehen noch davon, daß es — auch wenn man viel genauer mit den beiden Charakteren bekannt ist als man es durch Deutung der Handschriften je werden könnte — immer ein viel zu großes Wagnis bleibt, einer Ehe die Prognose zu stellen, verdient es meines Erachtens den Vorzug, völlig gesonderte Analysen der beiden Handschriften zu geben. Dabei sollen aller-

dings hauptsächlich diejenigen Charaktereigenschaften Berücksichtigung erfahren, welche für die Ehe mehr als gewöhnliche Bedeutung besitzen (und ebenso solche, über die der Anfrager besondere Aufklärung wünscht). Diesen beiden gesonderten Analysen kann der Graphologe dann, wenn es verlangt wird, eine kurze Darlegung anschließen, in der die Charaktere der Kandidaten, insoweit deren Eigenschaften aus der schriftkundigen Untersuchung klar geworden sind, in großen Zügen einander gegenübergestellt werden. Zweck dieser Darlegung muß sein, die Bewerber bzw. ihre Berater (die Eltern z. B.) zum Nachdenken über den Inhalt der Untersuchungsberichte anzuhalten und ihnen dazu eine Anleitung zu bieten. In dem Sinne aufgefaßt ist es denn auch erwünscht, den Graphologen um eine solche ergänzende Erörterung zu bitten. Es geht aber — jedenfalls meiner Auffassung nach — zu weit, wenn dieser den Heiratsanwärtern die Arbeit des Vergleichens, Überlegens und Folgerns abnimmt und ihnen die Schlußfolgerung fix und fertig vorsetzt. Die Methode, dem Auftraggeber nicht nur die durch die graphologische Analyse ermittelten Daten über den Charakter vorzulegen, aus denen er selbst seine Schlüsse ziehen kann, sondern auch die Schlußfolgerung für ihn fertigzustellen, mag ihre Vorzüge haben, wenn der Zweck der Untersuchung z. B. ist, die Tauglichkeit eines Menschen, der sich um eine Stelle bewirbt, festzustellen (wenn sie auch in dem Falle nicht völlig ohne Bedenken erachtet werden muß), — dort, wo es gilt, einen einmaligen, für das weitere Leben so wichtigen Entschluß zu fassen, darf der Graphologe sich keine Verantwortung aufladen, die er nicht zu tragen braucht und die er nicht tragen kann, und er darf die Heiratskandidaten nicht des Gefühls entheben, selbst die Verantwortlichkeit für ihre Entschlüsse tragen zu müssen. Denn dieses Gefühl kann ihnen nur heilsam sein, weil es sie dazu zwingt, selbst ernsthaft nachzudenken.

* *

Wenn die beiden Handschriften nicht von Leuten stammen, die noch die Freiheit der Wahl besitzen, sondern von einem Ehepaar[1]), so wird der Graphologe selbstverständlich besondere Vorsicht bei der Abfassung einer von ihm verlangten Schlußbetrachtung walten lassen. Denn eine durch die schriftkundigen Darlegungen erteilte Suggestion, daß ihre Charaktere unvereinbar sind, kann nicht anders denn in sehr ungünstigem Sinne auf das gegenseitige Verhalten der Ehegatten einwirken. Ich halte es deshalb auch für einen grundsätzlichen Fehler, wenn man bei der Einsendung der beiden

[1]) Wiewohl die nachfolgende kurze Betrachtung, vom systematischen Standpunkt aus gesehen, nicht in dieses Kapitel, sondern eher in das folgende hineingehört, ziehe ich es doch vor, sie hier einzufügen; so steht alles, was ich von der Graphologie mit Hinsicht auf die Ehe zu sagen habe, beisammen.

Handschriften nicht erwähnt, daß sie von einem Paar Menschen stammen, die schon durch eheliche Bande aneinander gebunden sind. Will jemand mir darauf entgegnen, daß er dann kein völlig unbefangenes Urteil erhält und daß er gerade ein solches Urteil zu empfangen wünscht; — mir soll's recht sein! Aber in dem Falle verzichte er auf eine vergleichende Schlußbetrachtung. Besser noch: er sende die beiden Handschriften ganz gesondert ein und verlange über jede von ihnen eine ausführliche graphologische Analyse, ohne die Beziehungen zu erwähnen.

Übrigens bin ich davon überzeugt, daß ein Graphologe, der Veranlagung für und Schulung in der Seelenerziehungskunde besitzt, mit einer sich seinen Analysen der Handschriften eines Gattenpaares anschließenden, zusammenfassenden Erörterung viel Gutes wirken kann, wenn er mit Takt das, was bindet, ins Licht zu stellen weiß, und mit noch größerem Takt die Punkte anzudeuten versteht, in denen die Gatten einander zu schonen, zu stützen und zu führen haben.

Wie hoch die Anforderungen sind, die dabei nicht nur an das Wissen und die Kunst des Graphologen, sondern auch an seinen Charakter gestellt werden, weiß ich wohl. Aber ich weiß auch, daß man Urteile und Ratschläge, die eine derartig weitgehende Bedeutung erhalten können, ausschließlich von Menschen verlangen soll, die solchen hohen Anforderungen entsprechen.

In diesem Zusammenhang darf eine wiederholte Warnung gegen Leichtfertigkeit, sowohl was das Fragen wie was das Erteilen von graphologischen Urteilen anbetrifft, hier nicht fehlen.

* *

Inzwischen habe ich vorhin ein „großes Wort" gelassen ausgesprochen. — Ich sprach nämlich von den Charaktereigenschaften, „welche mit Beziehung zur Ehe mehr als gewöhnliche Bedeutung besitzen". Von wissenschaftlich-psychologischem Standpunkt aus kann man verschiedenes dagegen einwenden. Lassen wir einige Bedenken solcher Art rasch an uns vorüberziehen, so bringt uns das zuerst dazu, uns zu fragen, ob denn nicht alle Charakterzüge, infolge der gleichzeitigen Anwesenheit (sei es beim einen, sei es beim anderen Partner) von anderen Eigenschaften, mehr als gewöhnliche Bedeutung erhalten können, — eine Frage, die sicherlich eine bejahende Antwort verdient.

Weiter soll uns klar vor Augen stehen, daß wissenschaftliche Daten über den Zusammenhang zwischen bestimmten Charakterzügen der Gatten und der Harmonie bzw. dem Glück ihrer Ehe vollständig fehlen und daß es noch

außerordentlich viel Arbeit — und also auch viel Zeit — brauchen wird, bevor wir solche Daten zur Verfügung haben werden[1]).

Und schließlich: Gibt es überhaupt eine Möglichkeit, die Bedeutung von bestimmten Charakterzügen für die Ehe abzuschätzen? — Wählen wir uns als Beispiel eine Eigenschaft, die sehr wohl in der Handschrift zum Ausdruck kommen kann: Anpassungsvermögen. Es liegt auf der Hand, daß ein Mensch, der sich zu verheiraten gedenkt, diesen Charakterzug als eine günstige Eigenschaft betrachten wird, welche die Erhaltung der Übereinstimmung in der Ehe erleichtern und die Häufigkeit von Konflikten verringern wird. Doch kann man (wie einer der Psychologen, mit dem ich über diese Angelegenheit in Briefwechsel stand, es denn auch tat) dem gegenüberstellen, daß die erwähnte Eigenschaft, wenn sie nur eine genügende Stärke besitzt, zur Wankelmütigkeit, Unbeständigkeit und Schwäche führen kann, — Charakterzüge, die den Erfolg einer Ehe gewiß nicht begünstigen.

Man könnte über eine solche Frage sehr lange diskutieren, und über den Wert, den eine Menge anderer Charaktereigenschaften für die Ehe besitzen, gewiß nicht weniger lang. — Auch Eigenschaften haben, neben ihrer Relativität, eine gewisse Ambivalenz (die genaue Übersetzung des Wortes: Geltung bzw. Wert nach beiden Seiten, ist hier erst recht am Platze!), die sich insbesondere auch in Zusammenhang mit der Veränderlichkeit der Umstände zeigt[2]). Was für den einen eine günstige Eigenschaft *ist*, stellt sich als eine ungünstige für einen andern heraus. Und was der eine an dem anderen für günstig *hält*, mag der andere an dem einen (oder an einem wieder anderen) als ungünstig betrachten. — Eine gute Eigenschaft für einen Feldherrn kann eine schlechte sein für einen Seelenhirten, und eine, die ein Mann gern an seiner Frau sieht, mag *ihr* an *ihm* unsympathisch erscheinen.

Ich werde mich also hüten, ein Schema aufzustellen, nach welchem die Charaktereigenschaften des Mannes und die des Weibes als „für die Ehe günstig" und „für die Ehe ungünstig" zu bezeichnen und dementsprechend einzuteilen wären.

Und ich werde mich noch mehr hüten, zu sagen: ich rate zu einer Heirat mit einer Frau, welche *diese*, oder mit einem Manne, der *jene* Eigenschaften besitzt. — „Eines schickt sich nicht für alle! / Sehe jeder, wie er's treibe —"

---

[1]) Hoffen wir, daß *Heymans* seinem Vorhaben, das Material seiner bekannten Hereditätsrundfrage auch mit Beziehung zu dieser Frage zu verarbeiten, in absehbarer Zeit Folge zu leisten vermag.

[2]) Daß die Abschätzung einer Eigenschaft vor allem dann in das Entgegengesetzte umschlagen wird, wenn (wie in dem hier genannten Beispiel meines Korrespondenten) ein *Übermaß* dieser Eigenschaft vorliegt, versteht sich von selbst.



Abb. 1. Don Quichotte besiegt Simson Carasco



Abb. 2. Don Juan



Abb. 3. Chrysale

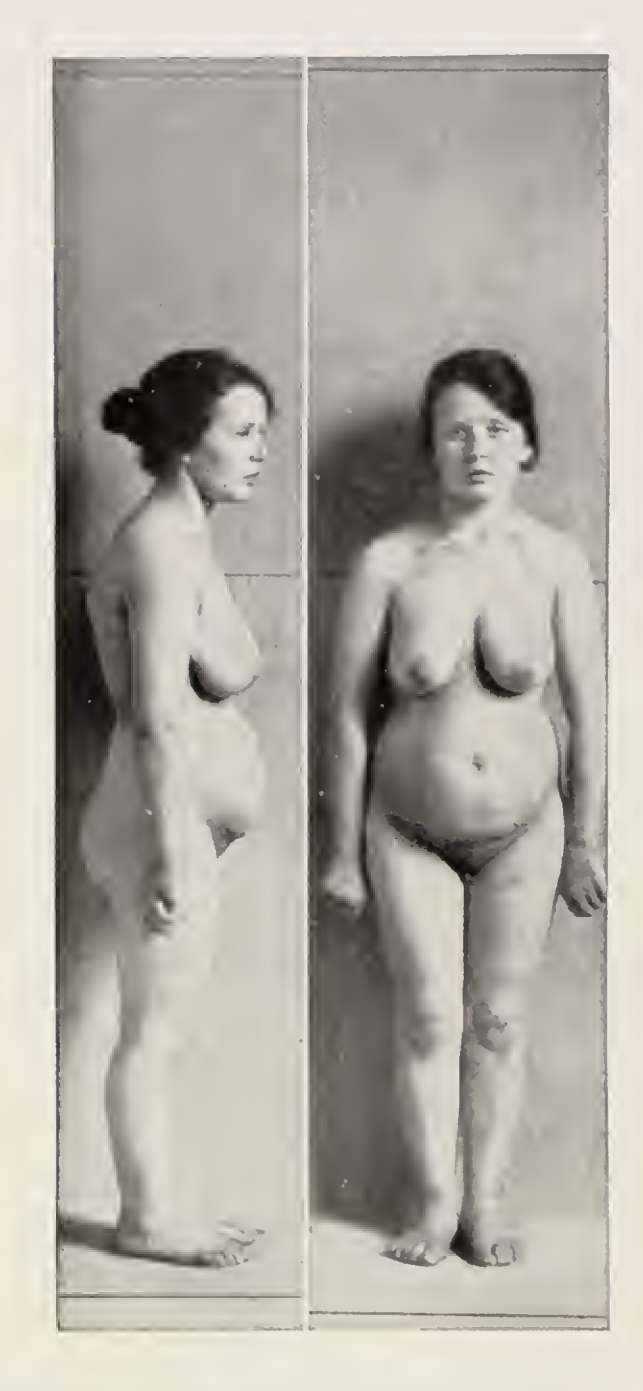


Abb. 4. Jugendform mit guter sexueller Differenzierung (nach Mathes aus Halban und Seitz, Handbuch der Frauenheilkunde; Urban & Schwarzenberg, Wien)



Phot. A. Bruckmann A.-G., München

Abb. 5. Raffael: Die drei Grazien



Abb. 6. Aus C. H. Stratz, Die Schönheit des weiblichen Körpers; F. Enke, Stuttgart



Abb. 7. Aus C. H. Stratz, Die Schönheit des weiblichen Körpers; F. Enke, Stuttgart



Abb. 8. Aus C. H. Stratz, Die Schönheit des weiblichen Körpers; F. Enke, Stuttgart



Phot. G. Riebicke, Charlottenburg

Abb. 9 a



Phot. G. Riebicke, Charlottenburg

Abb. 9 b



Abb. 9 c. Aus Ploß-Bartels, Das Weib: elfte Auflage; Neufeld & Henius, Berlin
(Mit Genehmigung des „Verlag der Schönheit", Dresden)



Phot. Hanfstängl, München

Abb. 10. Holbein: Anna von Cleve



Städelsches Institut, Frankfurt a. M. Phot. Braun & Cie, Dornach

Abb. 11. Perugino: Madonna mit Kind



Louvre, Paris

Phot. Braun & Cie, Dornach

Abb. 12. Perugino: Madonna mit zwei Heiligen



Phot. Braum & Cie Dornach

Abb. 13. Perugino: Selbstbildnis







Abb. 14 Abb. 15 a Abb. 15 b

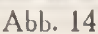


Abb. 14. Aus Hans Surén, Der Mensch und die Sonne; Dieck & Co, Stuttgart

Abb. 15 a. Aus Krümmel, Körpermessung und Leistungsprüfung; Dieck & Co, Stuttgart
Da das Gedrungene in der Gestalt des Mannes der Abb. 15 a nicht besonders auffällt, stelle ich die Fig. 15 b daneben, welche, bei derselben Beinlänge, einen bedeutend kürzeren Rumpf und den typisch kurzen Hals des Pyknikers zeigt. Eine rein pyknische Gestalt — man sieht, daß es nicht leicht ist, diese Veranlagung bei jungen Männern zu erkennen — hat auch dieser Mann nicht: der Kopf ist zu klein, die Schulterbreite zu groß, die Arme sind zu lang. Es könnte sein, daß einseitig-athletische Leibesübungen dafür verantwortlich sind, wahrscheinlich sind aber doch auch normale Einflüsse im Spiel



Abb. 16. Karl August im Park
(Mit Erlaubnis des Goethe-Nationalmuseums in Weimar)



Abb. 17. Goethes Mutter

Abb. 18. In der hier abgebildeten Frau sehen wir ein gutes Beispiel davon, wie schwer es oft auch bei Mädchen ist, die pyknische Veranlagung zu erkennen. Diese Veranlagung ist in dem rechts wiedergegebenen Bild genügend zu erkennen. Die mir zur Verfügung stehenden Bilder derselben Frau im 18 jährigen Alter wirken viel weniger überzeugend. Dennoch ist schon die, sei es auch nicht sehr breite, Schildform des Gesichtes (links abgebildet) kennzeichnend

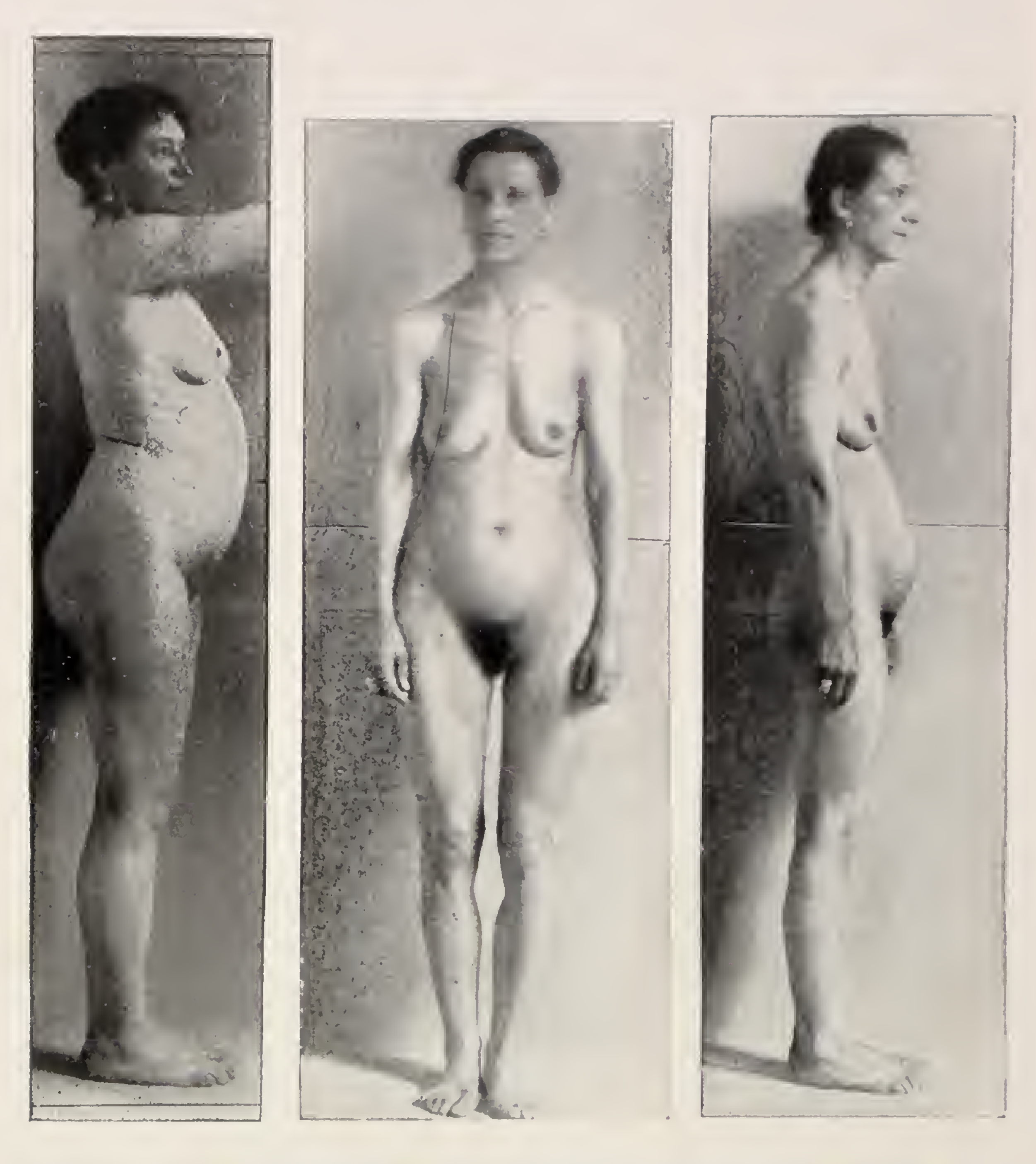


Abb. 19 und 20. Intersexuelle Schizothymica (nach Mathes aus Halban und Seitz, Handbuch der Frauenheilkunde; Urban & Schwarzenberg, Wien)



Phot. Hanfstängl, München

Abb. 21. Botticelli: Die Geburt der Venus



Phot. Andersen, Rom

Abb. 22. Francesco del Cossa: Fragment mit den drei Grazien



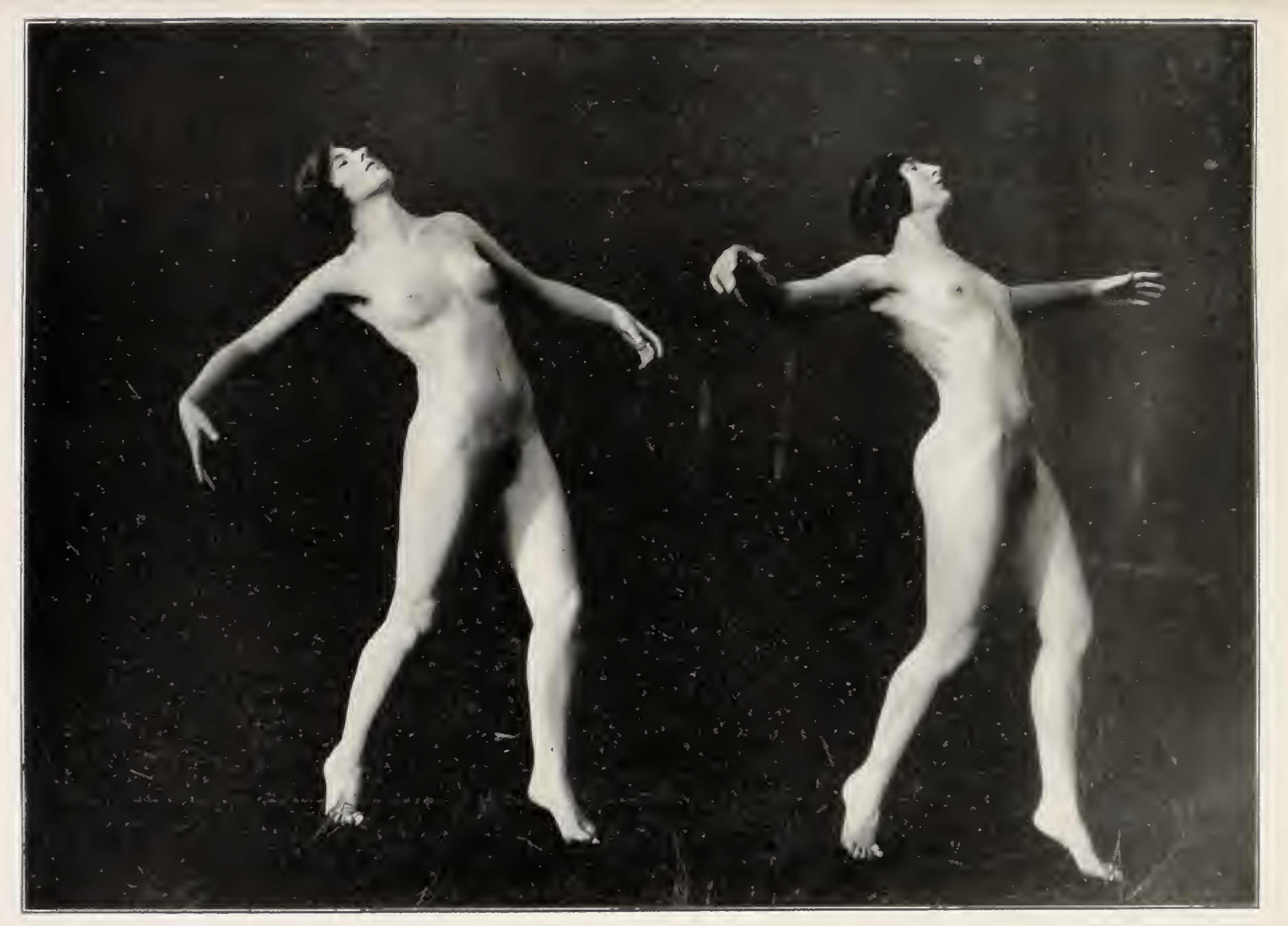
Phot. Braun & Cie, Dornach

Abb. 23. Memling: Johannes der Täufer und Maria Magdalena



Phot. Hanfstängl, München

Abb. 24. Memling: Eva und Adam



Phot. G, Riebicke, Charlottenburg

Abb. 25. Gymnastikschule Hagemann



Phot. Fr. Linckhorst, Berlin

Abb. 26. Fritz Klimsch: Charis. Aus W. von Bode, Fritz Klimsch; Pontos-Verlag, Berlin



Phot. G. Riebicke, Charlottenburg

Abb. 27. Gymnastikschule Hagemann



Abb. 28. Aus C. H. Stratz, Die Schönheit des weiblichen Körpers; F. Enke, Stuttgart



Abb. 29. Aus C. H. Stratz, Die Schönheit des weiblichen Körpers; F. Enke, Stuttgart



Abb. 30. Aus Hans Surén, Der Mensch und die Sonne; Dieck & Co, Stuttgart



Abb. 31. Aus Hans Surén, Der Mensch und die Sonne; Dieck & Co, Stuttgart



Abb. 32. Aus Hans Surén, Der Mensch und die Sonne; Dieck & Co, Stuttgart

Abb. 33. Aus Hans Surén, Der Mensch und die Sonne; Dieck & Co, Stuttgart



Phot. Hanfstängl, München

Abb. 34. Van Dyck: Karl I. von England

Abb. 35. Mumienporträts aus Fayeûm
(Ahrem, Das Weib in der antiken Kunst; Eugen Diederichs, Jena)



Abb. 36. Amalia, Fürstin von Gallitzin, geb. Gräfin von Schmettau
(Mit Erlaubnis des Goethe-Nationalmuseums in Weimar)

Das schließt aber nicht aus, daß es seinen Nutzen haben kann, die Aufmerksamkeit derer, die einen zum Zwecke der Gattenwahl erbetenen graphologischen Bericht zu überdenken haben, auf die Bedeutung der nachstehenden Eigenschaften (bzw. auf ihre An- oder Abwesenheit, resp. ihre Richtung) hinzulenken, die alle in der Handschrift zum Ausdruck kommen können:

Art und Richtung der erotischen Veranlagung;

vorwiegend-zyklothym oder vorwiegend-schizothym;

Gemeinschaftssinn und -willen; Wohlwollen;

anpassungsfähig oder eigensinnig;

hauptsächlich aktiv oder mehr passiv;

selbständig oder anlehnungsbedürftig; gewillt und fähig zum Führen, oder folgsam;

Verlangen, Macht auszuüben, — oder über sich ausüben zu lassen (sich zu unterwerfen);

Treue (im allgemeinen genommen, nicht rein-ehelich-sexuell gemeint); wechselnd in seinen Sympathien oder beharrlich in seinen Zuneigungen;

zuverlässig oder unzuverlässig;

Lebensauffassung auf „Arbeit" gegründet oder auf „Vergnügen";

lebensbejahend oder -verneinend; heiter oder zur Melancholie neigend;

Vorwiegen der primären oder der sekundären zerebralen Tätigkeit;

egozentrisch oder alterozentrisch; egoistisch oder altruistisch; subjektiv oder objektiv denkend;

übermäßige, normale oder geringe Emotionalität; Suggestionsfähigkeit; Impulsivität; Affektivität;

überempfindlich, normal empfindend oder unempfindlich;

Mütterlichkeit; Anhänglichkeit;

beständig oder unbeständig;

aggressiv oder Schwierigkeiten aus dem Wege gehend;

charakterstark oder -schwach;

beherrscht oder unbeherrscht;

gesundes Selbstgefühl, Selbstüberhebung oder Mangel an Selbstvertrauen;

versöhnlich oder unversöhnlich, nachtragend; nach einem Wortwechsel bald wieder „gut" oder lange schmollend;

ausgeglichen oder unausgeglichen;

im Umgang bequem oder lästig;

gleichmäßig und gut gelaunt oder launisch;

taktvoll oder rücksichtslos;

Empfänglichkeit für gesunden Humor und Neigung zur leichten Selbstironie oder verletzend-ironisch bzw. unangenehm-spöttisch anderen gegenüber;

zufrieden mit sich selbst und seinem Schicksal oder innerlich unzufrieden und mit sich selbst in Widerspruch;

und weiter kurz aufgezählt: liebenswürdig oder schroff bzw. sogar roh und brutal; gut gegen Untergebene oder hart; mitleidig und hilfsbereit oder grausam; geduldig oder ungeduldig; sanftmütig oder streng und scharf; bescheiden oder anspruchsvoll; nachsichtig oder tadelsüchtig; arbeitsam und fleißig oder faul; ruhig oder heftig bzw. jähzornig; reizbar oder apathisch; sparsam bzw. knauserig oder verschwenderisch; ehrlich, aufrichtig, wahrheitsliebend oder unaufrichtig, lügnerisch, mißtrauisch;

dann: Religiosität, Sinn fürs Ideale, allgemeines Sittlichkeitsgefühl; Bildungsgrad, Geschmack, Einstellung gegenüber der Kunst; besondere Begabung;

weiter, einigermaßen durcheinander: gründlich — oberflächlich; ordnungsliebend, sorgfältig und sorgsam, pünktlich — nachlässig, hastig, übereilt; widerstandskräftig, tüchtig, zugreifend — unsicher handelnd, schwächlich; fest in seiner Meinung — schwankend; begeisterungsfähig — gleichgültig; gesellig — eingezogen;

und: Verantwortlichkeitsgefühl, Pflichtbewußtsein, Bedachtsamkeit, Ausdauer, Beharrlichkeit, Hartnäckigkeit, Ehrgeiz, Vielseitigkeit, Initiative, kritischer Geist — oder ihr Gegenteil;

schließlich Eigenschaften wie: neidisch, eifersüchtig (über die normale Liebeseifersucht hinausgehend); übermäßig egoistisch, genußsüchtig, herrschsüchtig, starrsinnig usw.[1]); von Trieben und Leidenschaften beherrscht, in auffallendem Maße zu Exzessen neigend. — Also Eigenschaften, die den Übergang zu den eigentlichen Charakter*fehlern* und zu den krankhaften Zuständen bilden.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir die Charakterfehler in unsere Betrachtungen hineinbeziehen wollten — wie schwerwiegend sie auch manchmal für das eheliche Verhältnis sein mögen. Deshalb beschränke ich mich darauf, zu erwähnen, daß die Graphologie auch in dieser Hinsicht wichtige Andeutungen zu geben vermag; daß Zeichen, die auf nervöse Störungen hinweisen („Verkrampfung", Zeichen der Verdrängung), besondere Aufmerksamkeit verdienen; und daß es namentlich von größter Bedeutung ist, eine hysterische Gemütsverfassung (resp. Persönlichkeit) zu erkennen.

* * *

Ich habe in dem Obenstehenden keine Vollständigkeit angestrebt und noch weniger versucht, den Ergebnissen, welche die wissenschaftliche Untersuchung

[1]) Schon oben unter den mehr gewöhnlichen Eigenschaften erwähnt, aber besonders dann, wenn sie sich in sehr starken Graden zeigen, für die Ehe von außerordentlicher Bedeutung.

der Beziehungen zwischen Charakter und Ehe im Lauf der Jahre hoffentlich zeitigen wird, vorzugreifen. Ansprüche dieser Art sind also der hier gegebenen Aufzählung fremd, — und ebensowenig erhebt sie andere Ansprüche. Ich habe lediglich Andeutungen und Anregungen geben wollen, die hie und da den Erwägungen des Lesers Halt oder Richtung schenken mögen.

Ich glaube ihm aber damit doch zu nützen, weil die Erwägungen, zu denen sie ihn führen sollen, ihm immerhin in nicht geringem Maße dienlich sein können, um diejenige eheliche Zusammenstimmung zu erreichen und zu behalten, welche unerläßliche Vorbedingung ist für ein dauerndes Glück.

Anhang zu Kapitel XIII

Damit man einen Eindruck davon bekomme, was die Graphologie mit Beziehung zur Ehe leisten kann, wie eine gute derartige Analyse aussieht, und was man von ihr erwarten, bzw. nicht erwarten darf, füge ich einen solchen graphologischen Doppelbericht mit Schlußbetrachtung, nach den oben erwähnten Grundsätzen abgefaßt, hier ein.

Er stammt von einem hervorragenden Mitarbeiter des „Graphologischen Instituts Cornelius" in München, das sich durch die freundliche Vermittlung der Herausgeber der „Zeitschrift für Menschenkunde", Dr. Hans v. Hattingberg und Niels Kampmann — denen ich auch an dieser Stelle gerne meinen Dank abstatte — zu dieser Mitwirkung bereit erklärt hat.

Der vorliegende Bericht unterscheidet sich nur insoweit von einem nach den genannten Grundsätzen abgefaßten Normalbericht, als der Verfasser, meiner Bitte Folge leistend, gewisse Andeutungen beigefügt hat, die einen, sei es notwendigerweise auch nur sehr beschränkten, Einblick in die Besonderheiten und Überlegungen gestatten, die den Graphologen zu seinen Folgerungen führen.

Analyse

Der Mann — eine zwar nicht absolut einzigartige, aber genug eigenwüchsige, vielfältige und interessante Natur.

Vielseitig begabt; das Gesamtgepräge durchaus genialisch; ebenso empfänglich wie wirkungsfähig und wirkungsbedürftig Sanguinisches Temperament; rasch in seinen Entschlüssen, weniger beharrlich in der Durchführung. Urplötzlich und überrasehend in seinen Einfällen, heiter und lebensbejahend, mehr rauschhaft als intensiv fühlend und erlebend. Daher weniger nachhaltig, immer wechselnd, auch in seiner Haltung den Mitmenschen gegenüber. Sehr anpassungsfähig, nicht immer sehr anpassungswillig, voll bestrickender Liebenswürdigkeit, wo es nottut oder seine Laune es gerade will; rücksichtslos und eigenherrlich, wo er sein Grundwesen verneint oder seinen Vorteil in Frage gestellt fühlt. Das Gesamtniveau jedoch im ganzen recht gut; Sinn für alles Gediegene, das ihm um so mehr imponiert als er es sich selber abgehen fühlt. — Ebensosehr Künstlernatur wie praktischer Geist, ohne aber eigentlicher Künstler oder Praktiker zu sein.

Dies der Umriß, die Peripherie sozusagen, die nun in radialen Ausstrahlungen vom Zentrum her zu erfüllen ist. Dieses — seine Grundkonstitution also — besteht in der unmittelbaren Einheit von Empfänglichkeit und Wirkungsbedürfnis. Seine Empfänglichkeit ist durchaus echt und zunächst immer von den Sachen her bestimmt (welche das sind, folgt weiter unten). Er kann sich geradezu in Verzückung ergehen über irgendwelche Schönheiten und Möglichkeiten und grenzt von dieser Seite fast

an den „Mystiker", doch unterscheidet er sich von diesem durch sein ebenso zentral eingewurzeltes Bedürfnis, auf Menschen zu wirken. Seine Intuitionen vermag er nicht bei sich zu behalten, er muß sie mit anderen teilen und in beredten Worten und Suggestionen andern übermitteln; mehr noch, er muß auf andere wirken. So genießt er streng genommen nie für sich allein, sondern ist innerlich zugleich schon immer in den Geist der andern versetzt, auf die er damit wirken könnte. Den höchsten Enthusiasmus erweckt also im Grunde in ihm stets eine Sache, die zugleich eine Möglichkeit für ihn bedeutet, eine Möglichkeit zur Expansion, zur Wirkung auf andere. Dabei liebt er es besonders, unscheinbare Dinge in der Darstellung zu großen Herrlichkeiten aufzubauschen, oder umgekehrt große Sachen „großzügig" als „Lappalien" zu behandeln. Er ist überhaupt ständig von einem gewissen übermütigen Widerspruchsgeiste beseelt (0)[1]).

Schon hieraus ist zu entnehmen, daß Verfasser der Schrift nicht so sehr ein Mann der Ausdauer, der Konsequenz, der Arbeit, der Strenge gegen sich selbst ist. Was er schafft, geschieht durch ersten Anlauf; er vermag im Sturm zu erobern, weniger: das Eroberte festzuhalten (2)[1]). Er schafft aus genialischen Erstlingsimpulsen; die Durchführung überläßt er gern anderen. Er hat keine Prinzipien, die er nicht ebensooft durch Inkonsequenzen über den Haufen würfe (3). Er ist nicht arbeitsam, nicht streng gegen sich selbst, nicht beharrlich bei Widernissen (4). Aber auch nicht das Gegenteil von dem allen. Man kann nicht sagen, daß sein Leben, da es nicht gerade auf Arbeit gegründet sei, nur dem Vergnügen diene. Diese Künstlernatur bedarf mindestens hierin anderer Kategorien. Sein Wesen ist durch und durch schöpferisch, und schöpferisch tätig zu sein, ist ihm Arbeit und Vergnügen in einem (5). Das hindert natürlich nicht, daß seine Natur einer ausgesprochen strengen und harten gegenüber als ein wenig nachlässig gegen sich selbst, als für einen Mann etwas weichlich, ja schweren Dingen gegenüber fast ein wenig äußerlich, jedenfalls leichtsinnig und bisweilen leichtfertig, schließlich sogar als reichlich eigenbezüglich, fast egoistisch, stets auf eigenen Vorteil bedacht erscheint.

Trotzdem —: Dieser letztere ist nie ein bloß materieller oder roh genießerischer. Dazu ist seine ganze Natur zu vergeistigt (6). Sinnenfreudig in tiefstem Maße, ist er wenig sinnlich im engeren Sinn des Wortes. In erster Linie ist es das Auge (7), das ihm die Schönheiten der Welt zuführt. Bildende Künste — schöne Einrichtungen — Farben (8), Blumen — Natur — entzücken ihn in erster Linie. Musikalität ist nicht im speziellen, sondern nur in dem Sinne vorhanden, als sein ganzes Wesen gewissermaßen „musikalisch" genannt werden kann. Dagegen steht er dem Poetischen sehr nahe. Und wenn auf allen diesen Gebieten auch kein eigentlicher Künstler (9), so hat er doch von allen etwas in sich, ist zum Beispiel selbst — bis in seine Äußerungen hinein — durch und durch poetisch. — Ganz ebenso aber ist er praktischer Mensch.

Seine Kunstliebhabereien beziehen sich weniger auf „reine" Künste, es muß alles irgendwie „angewandt" sein: er muß Realitäten unter den Fingern haben und vermag es auch, sie als Realitäten — von ihrer praktischen Seite also, zu nehmen und zu verwerten. Ein gesunder und leichtspielender Verstand, enorm praktische und ideelle Kombinationsgabe (10), genug Eigenbezüglichkeit, um nie gegen den eigenen Vorteil zu handeln, — machen ihn nicht nur zum geborenen Organisator und Gründer von Unternehmungen, sondern auch zu einem durchaus „geschäftstüchtigen" Manne (11). Er liebt es nicht nur, auf seinesgleichen zu wirken, sondern auch „Untergebene" zu haben, befehlen zu können, schalten und walten zu dürfen nach jeweiliger Laune und Bedürfnis. Besonderen Reiz hat für ihn das Ineinanderwürfeln von allerhand Sphären miteinander (12), auf sachlichem Gebiete als Kombinierer der verschiedensten Seiten und Ansichten einer Sache miteinander und deren wechselseitige Befruchtung; Menschen gegenüber z. B. im Wechsel seines Benehmens: bald Angestellte als Künstler,

[1]) Siehe die Erläuterungen auf S. 231 bis 233.

1 Liebes Fräulein

2 Ich sende Ihnen einen recht
3 Weihnachtsglückwunsch und d
4 sehr für Ihren Brief.
5 Heute kann ich Ihnen die erfreut
6 machen, dass ich noch einen D
7 Drachen für Sie gefunden habe
8 Ich konnte ihn aber nicht mehr (
9 Leider war übrigens nicht mehr [illegible]
10 Weihnachtsgruss den Brinn an Sie

1 Durch Lo hörte ich von Ihrem kleinen
2 Harro Uwe, ich habe mich sehr herzlich für Sie
3 gefreut und möchte Ihnen das heute mit
4 den herzlichsten Wünschen für den kleinen
5 sagen. Wie geht es denn dem Prinzchen und

als seinesgleichen zu behandeln — und im „Ihnen-Schmeicheln" sich selbst zu schmeicheln; bald höchstgestellte Persönlichkeiten sei es aus Übermut zu überraschen, sei es aus irgendwelcher Gegnerschaft heraus rücksichtslos und eigenherrlich zu behandeln (13). — Was das Achten auf den eigenen Vorteil betrifft, so wird dieser — obwohl nie allein maßgebend bei ihm — und oft durch Verschwendungen, Beschenkungen und sonstige Inkonsequenzen „großzügig" durchbrochen — doch auch nie außer acht gelassen — oder gar gegen ihn gehandelt. So vermag er auch ein und dieselbe Person völlig anders zu behandeln, je nachdem diese ihm gerade in geschäftlicher oder menschlicher Beziehung gegenübersteht. So ist er bald bestrickend liebenswürdig, bald rücksichtslos bis ins äußere Benehmen, je nach dem Gegenstand, der in Frage steht, oder der Laune, die ihn gerade beherrscht.

Solchem Wechsel gegenüber ist sein Grundwesen immerhin warm, menschlich, wohlwollend, heiter, zugetan (14) und überhaupt von einer nicht ganz gewöhnlichen geistigen und geschmacklichen Höhe und Kultur getragen (15). Nur grade ausgesprochen ethisch gerichtet, nur grade hart, nur grade schwerblütig und ernst könnte man ihn nicht nennen — dies alles ist aber in hohem Maße von seiner Partnerin zu behaupten. —

Diese — erscheint in der Tat zunächst in allem als das Gegenteil ihres Mannes. Seiner Vielspältigkeit steht eine ausgesprochene Geschlossenheit und Eindeutigkeit, seinem vorwiegend ästhetisch gerichteten ein ebenso entschieden ethisch gerichteter Charakter gegenüber (17). Dieser hat seine Grundlagen in einer nicht ganz so harmonisch (so „zyklothym") angelegten Konstitution. Eine gewisse Heftigkeit der Natur erscheint beherrscht von einem ebenso starken Willen —. Das Resultat ist eine dauernde Gespanntheit — eine ständige Bereitschaft zu intensivem Fühlen sowie ein immerwährender Stachel (19) zu energischem Handeln. Zum Ausruhen und Genießen erscheint diese Natur wenig geschaffen. „Genuß" gewähren ihr nur Dinge, die zugleich eine gewisse Hoheit mit sich führen. Ihr Höchstzustand ist nicht der Rausch, sondern das Pathos (20). Ihr Grundhabitus nach außen hin nicht Liebenswürdigkeit, sondern Ernst und Herbheit (21). So sehr wohl fühlt sie sich nicht in ihrer Haut, wie ihr Ehegatte, sie liegt oft mit sich im Kampfe und weiß sich oft zwiespältig (22), bisweilen sogar verzagt. Sie verlangt viel von sich, ist selten mit sich zufrieden, ist strebsam, arbeitstüchtig, ausharrend, ordnungsliebend. Ihr Fühlen ist nachhaltig (23), ihre Neigungen nicht so wechselnd — ihre ganze Natur freilich auch nicht so breit und vielseitig angelegt (24).

Sie ist durchaus klug, hat geistige Bedürfnisse und Fähigkeiten, doch stehen diese letztlich alle im Dienste der Selbstbildung und Selbsterhöhung: deren Gegenstände sind weniger Dinge geistigen Genießens, als Ziele des Emporstrebens. Dennoch steht sie mit beiden Füßen stets fest auf der Erde (25): Praktische Wirksamkeit geht bei ihr allem etwa Nur-Geistigen eindeutig voran. Sie trägt in sich ein hohes Verantwortungsgefühl für sich und andere, und sicher ist sie für die Not anderer empfänglicher und hilfsbereiter als ihr Gatte (26).

Aus dieser größeren Geschlossenheit, Gespanntheit und Enge ergeben sich nun eine Menge weiterer Einzelzüge. Im Innern für sich selbst schon nie restlos gelöst und glücklich — ist sie auch bei einzelnen Gelegenheiten leichter verwundbar. Sie fühlt feiner, intensiver und trägt schwerer an allerhand Unzuträglichkeiten als ihr Mann. Sie vermag es nicht so leicht, etwas abzuwerfen oder zu verwinden, was tief in sie eingedrungen ist, doch ist sie andererseits nicht kleinlich und nicht kindisch genug, um leicht etwas übelzunehmen und nachzutragen oder gar zu „schmollen". Sie unterscheidet sehr das Wesentliche vom Unwesentlichen, ist in Dingen letzterer Art durchaus großzügig, um dann freilich bei allem ihr wesentlich Scheinenden unbeirrbar und unnachsichtig zu bleiben. Auch die hierzu nötigen Voraussetzungen: Kritikfähigkeit und feine Beobachtungsgabe (27), eignen ihr in hohem Maße. —

Was mag nun — so fragt man sich, angesichts solcher Gegensätzlichkeit — diese beide Naturen zu dauerndem Bunde zusammengeführt haben? Und wie mag sich ihr Zu-

sammenleben in der Ehe gestalten? Hierüber sind naturgemäß vorsichtigere Urteile, als über die Einzelpersönlichkeiten an und für sich abzugeben. Denn erstens spielen bei solchen Lebensentscheidungen vielfach äußere Gründe, oder auch Zufälle, eine große Rolle. Und zudem sind die Kombinationsmöglichkeiten stets zu mannigfaltig, um eine eindeutige Folgerung, rein aus den Charakteren der Partner für sich mit Sicherheit zuzulassen. Doch liegen in unserem Falle immerhin zwei so ausgesprochene und grade durch Gegensätzlichkeit ausgezeichnete Charaktere vor, daß sich hier doch mit einiger Sicherheit auch über deren Zusammenleben einiges wird sagen lassen.

Zunächst ist es recht wahrscheinlich, daß der etwas ältere (28) Mann dem relativ jungen Mädchen durch seine Genialität und Weite und durch die hohen Ideen, die er ihr über Zukunft und Leben mochte entwickelt haben, einen starken Eindruck gemacht haben wird. Ein Leben in Größe und Schönheit und voller Aufgaben tat sich für sie auf. Auf der anderen Seite fand sich ein Mann, wie der geschilderte, wohl grade durch den Ernst und die Gediegenheit jenes Mädchens angezogen, zumal sich starke Begeisterungsfähigkeit in ihr mit jenen Eigenschaften vereinte. Denn — wie schon einmal erwähnt — er hat durchaus Sinn, ja „Instinkt“ für alles Gediegene, das ihm stets um so mehr Achtung abringt, als Selbstverleugnung, Tatkraft und Tapferkeit dahinter stehen — Eigenschaften, die er sich selbst abgehen fühlt und an anderen daher im Stillen um so mehr bewundert. So bilden denn diese beiden so grundverschiedenen Charaktere zunächst eine gute Ergänzung füreinander, — um dann freilich mit vorrückenden Jahren ein immerhin wohl etwas kritisches, dennoch aber nicht „unglückliches“, sondern bei allem Wechsel von Bejahung und Kampf, wohl sehr reiches Leben zu führen.

Was zunächst die rein sexuelle Seite des Zusammenlebens betrifft, so steht sie bei beiden ganz offensichtlich nicht im Vordergrund. Bei ihr ist die an sich triebkräftige Naturanlage schon durch ihre ethische Richtung und Neigung zur Selbstverleugnung in den Hintergrund gedrängt — ohne aber irgendwie „verdrängt“ heißen zu können; während bei ihm sämtliche Triebkräfte zum größten Teil in sublimierten Formen und ästhetischem Genuß und geselligen Bedürfnissen — sich auswirken. Eheliche Treue ist somit bei beiden grade in jenem engeren Sinne anzunehmen, während andererseits sein starkes Menschenbedürfnis und selbst seine Hingezogenheit vornehmlich zum weiblichen Geschlecht — als dem suggestibleren von beiden — ebenfalls kein seine Gattentreue beeinträchtigendes Gepräge tragen dürften, sondern lediglich in jene allgemeineren, bei ihm dominierenden Bedürfnisse (zu wirken!) eingebettet sein werden. — Weiteres läßt sich über diesen Punkt naturgemäß nicht sagen; doch ist manches andere den Schriftproben mit ziemlicher Sicherheit zu entnehmen.

So werden oft Kollisionen entstehen, so oft sich die Frau über irgendwelche Leichtfertigkeit, Inkonsequenzen, Verschwendungen des Mannes zu beklagen Gelegenheit nimmt. Ihr tief angelegter Charakter wird vielleicht überhaupt bald eine gewisse Enttäuschung an ihrem anfangs wohl sehr verehrten Manne erlebt haben — bis sie, mit den Jahren vielleicht einerseits seiner Eigenart mehr und mehr gerecht zu werden, sie nicht mit den üblichen Maßen zu messen lernte, und andererseits zur Reife jener Einsicht gelangt sein mag, die da weiß, daß ungetrübtes Eheglück überhaupt nur in Ausnahmefällen Wirklichkeit wird.

Er seinerseits wird sich durch manche ihrer Verhaltungsweisen unangenehm berührt — in seiner Bequemlichkeit und Lässigkeit vielfach unliebsam gestört, vielleicht gar manchmal verkannt und nicht verstanden fühlen, — so daß er zeitweilig sich von ihr weg und dem übrigen, ihn stets umgebenden Menschenstrom mag zugewendet haben, um dann aber wohl immer wieder zu merken, was er an der Gediegenheit und Treue seiner Frau besitzt und vielleicht auf manche seiner Schwächen und Eitelkeiten, in höherem Maße als früher, durch sie aufmerksam zu werden. Während sie andererseits wohl immer wieder aus der Weite seines Horizontes und dem Reichtum seiner Naturgaben

zu schöpfen und das geniale Ineinanderwirken aller seiner Kräfte um so mehr zu bewundern haben mag, als ihr selbst gerade diese Seite der Veranlagung von der Natur vorenthalten ist.

So sehen wir hier eine Ehe vor uns, die insofern zwar recht häufig und typisch ist, als in ihr gerade der Mann das lässigere (wenn auch vielseitigere), die Frau aber das strengere (wenn auch engere) Element darstellt; während jede der Persönlichkeiten für sich genommen eine doch nicht ganz so alltägliche Höhe und Eigenart repräsentiert.

Zu 0: Handschriftlich besonders in allen durch Querzüge entstehenden Spitzen und Ecken ausgeprägt, wie bei den großen I, F, u. v. a., besonders bei Ich, Ihnen, Zeile 2.

Zu 1: Das bezeugt vor allem die alles beherrschende Dynamik (Schnelligkeit und Sicherheit des Drucks) seiner Schriftzüge. Die Empfänglichkeit besonders wird durch den „arkadigen" (unten abgerundeten) Gesamtduktus, das Wirkungsbedürfnis durch die Überbetonung der Anfangsstellen des Briefes repräsentiert. Die Sachbegeisterung durch die allgemeine Fülle der Schrift, auch bei den Kleinbuchstaben.

Zu 2: Man vergleiche den kräftigen und schwungvollen Anfang aller Worte mit dem raschen Abschwellen gegen das Ende hin.

Zu 3: Dies zeigt allein schon die allgemeine Unregelmäßigkeit der Schrift, nach Größe und Form der Buchstaben.

Zu 4: Desgleichen.

Zu 5: Wird vor allem durch das „Formniveau" der Schrift bewiesen, eine nicht weiter definierbare Eigenschaft der Gesamtform der Schrift, die das „Niveau" des Schreibers angibt, das hier ziemlich positiv ausfällt.

Zu 6: Die Ausgestaltung der „Oberlängen", des „oberen", „geistigen" „Stockwerks" im Menschen — überwiegt bei weitem die der Unterlängen.

Zu 7: Die Anfangsschwünge und sonstige Kurven sprechen u. a. auch von graphisch ästhetischen Leitbildideen, während Musikalität sich in anderen als dem Auge wohlgefälligen Schönheitsformen äußern würde.

Zu 8: Dieses und die Sinnenfreudigkeit überhaupt — dokumentiert sich hauptsächlich in der Saftigkeit und „Torgigkeit" (Strichbreite) der Schrift.

Zu 9: Aus der Kombination mit allen anderen Zügen, besonders den folgenden, ersichtlich.

Zu 10: Bezeugt durch die Fähigkeit, weitgehende Buchstabenbindung in der Schrift walten zu lassen, deren Ausübung freilich ebenso oft durchkreuzt wird von der entgegengesetzten und ergänzenden Fähigkeit zu immer neuen Intuitionen, die sich in dem häufigen Neuansetzen der Worte und Wortteile dokumentiert, ein Wechsel also von stark verbundenen und stark unverbundenen Partien! —

Zu 11: Solche Eigenbezüglichkeit drückt sich vor allem in den Rückbiegungen der Buchstaben aus, so in den u-Bogen, z. B. Zeile 7, die dann wieder mit solchen der schlichten Sachhingegebenheit wechseln (Zeile 2 und 4); ferner in den schnörkelhaften, gleichsam um sich selbst kreisenden Großbuchstaben, den angerundeten Wortanfängen wie in Zeile 2 (einen), Zeile 7 (habe) usw.

Zu 12: Aus der Vereinigung mehrerer Züge indirekt erschließbar, vor allem aber aus dem Gesamteindruck, der schon als graphischer stark das Gepräge der Durcheinanderwürflung und Kombination an sich trägt.

Zu 13: Zeigt sich in den gleichsam „zausenden" eigenherrlichen Anfangsschwüngen vieler Buchstaben, so in den Anfängen der Zeile 3, 4, 5, 6, 7!

Zu 14: Vergleiche die Anfangskurven der großen I und L! ferner allgemeine „Völligkeit" (Gerundetheit und dergleichen) der Schrift.

Zu 15: Gesamteindruck der Schrift! Formniveau! vgl. Anm. 5.

Zu 17: Überwiegen der Vertikalkomponente in der Schrift! Tendenz zur Regelmäßigkeit und weitgehendes Gelingen derselben.
Zu 18: Spitze Formen der Langbuchstaben, aber auch der Kleinbuchstaben.
Zu 19: Relativ große, zudem wechselnde Längenunterschiedlichkeit.
Zu 20: Relativ hohe Kleinbuchstaben (m, u usw.) verbunden mit Engigkeit.
Zu 21: Mehr spitzen, als rundlichen Gesamtduktus. Schlichte ungeschminkte Wortanfänge und Großbuchstaben.
Zu 22: Spitzigkeit, Enge und Unregelmäßigkeit in der Höhe der Kleinbuchstaben; ungeschickte Formung mancher Großbuchstaben (D Zeile 1, H Zeile 2, W Zeile 4).
Zu 23: Engigkeit und Druckstärke der Schrift!
Zu 24: Karge Ausformung der Einzelzüge.
Zu 25: Unterlängen eher größer ausfallend als Oberlängen (besonders die kleinen f in Zeile 2, 3, 4!)
Zu 26: Indirekt zu erschließen!
Zu 27: Man vergleiche die feinen t-Querstriche, besonders in Zeile 3.
Zu 28: Derartige Angaben über Alter, Geschlecht, Beruf müssen dem Graphologen natürlich zur Verfügung stehen.

Gez. Graphologisches Institut Cornelius
München

Kapitel XIV

Einsicht und Anpassung

Wenn ich die Absicht hätte, zu versuchen, in diesem Buch auf alles einzugehen, was trotz des Fehlens der wissenschaftlichen Daten auch von einem Nicht-Spezialisten auf philosophischem und psychologischem Gebiete an Lehrreichem über „Ehe und Charakter" gesagt werden könnte, so würde ich diesem Gegenstand noch manches lange Kapitel zu widmen haben. Und wäre „die vernunftmäßige Gattenwahl" das Hauptthema meiner Ausführungen, so müßte ich nicht nur das schon Geschriebene an vielen Stellen beträchtlich erweitern und z. B. manche Eigenschaften — besonders auch krankhafter Art — und Umstände hervorheben und schildern, welche die Heirat verbieten, sondern außerdem noch eine mehr oder weniger ausführliche Abhandlung über Eugenese [1]) einschalten.

Täte ich das eine oder das andere — und weshalb dann nicht das eine sowohl wie das andere? — und ließe ich mich durch meine Teilnahme an allen diesen Fragen dazu verführen, auch noch weiteren die Ehe betreffenden Angelegenheiten auf den Grund zu gehen, dann müßte dieser zweite Teil meiner Trilogie den Umfang mehrerer Bände erhalten. — Und jene, an die ich mich hauptsächlich wende, würden ihn nicht lesen.

Ich befürchte sogar, daß mancher schnelle (und flüchtige!) Leser, der dieses Buch zur Hand genommen hat, um in ihm Rat bei der Bekämpfung einer ehelichen Abneigung zu finden, einige der vorhergehenden Kapitel übersprungen haben wird, in der Meinung, daß darin für ihn — dessen Wahl schon früher unwiderruflich geworden war — nicht genug Wichtiges enthalten sein könnte.

Wer so dachte, den muß ich doch bitten, das Versäumte nachzuholen und die betreffenden Kapitel jetzt noch aufmerksam zu lesen. Denn sie sind — wie unwahrscheinlich das auch, oberflächlich betrachtet, klingen mag — für schon verheiratete Leute noch weit wichtiger als für jene, denen die Wahl noch freisteht.

Auch eine viel ausführlichere und überzeugendere Darlegung als ich sie hier habe geben können, wird ja doch nie einen Menschen bei der Gattenwahl dazu bringen können, allen Faktoren, die in Betracht genommen werden sollten, auch wirklich Rechnung zu tragen. Sogar wenn dieser Mensch die Klugheit — die Weisheit darf man wohl sagen — besitzt, den Weg, den

---

[1]) Eugenese = Wissenschaftliche Heranziehung aller Faktoren, die für die Verbesserung der menschlichen Rasse von Belang sind.

Hegel den „sittlichsten zur Ehe"[1]) nannte, zu betreten, wird er auch nicht annähernd allen Anforderungen des Verstandes gerecht werden können. — Würde er es dennoch versuchen, so könnte es ihm wohl ergehen wie dem Manne, der sich ein gutes Haus sucht, aber schließlich, des Hin- und Herlaufens müde, doch in seiner schlechten, alten Wohnung bleibt, weil er keines findet, das mit allen vier Seiten nach Süden liegt.

Wie sehr man zuvor auch von der Bedeutung des Übergangs zum Ehestand überzeugt gewesen sein mag, die Möglichkeit ist doch immer groß, daß man in einem gewissen Augenblick sich selbst bekennen muß: „Eines Morgens wachte ich auf mit der Entdeckung, daß ich verheiratet war[2])." Anders gesagt: Es wird einem Menschen meistens erst nach einer gewissen Zeit — sei es allmählich, sei es plötzlich, infolge einer an sich bisweilen unwichtigen Begebenheit — klar, welche Bedeutung die Ehe eigentlich für ihn hat, wobei er zu gleicher Zeit erkennt, ob bei der entscheidenden Wahl seine Vernunft von seinem Genius unterstützt oder im Stich gelassen wurde. Ein Glück für ihn, wenn diese beiden zusammengewirkt haben. Dann läuft er nicht viel Gefahr, einen großen Teil seiner Kräfte auf die Bekämpfung der ehelichen Abneigung verwenden zu müssen. Und meistens wird er dann auch der Ratschläge, — wie sie in den vorhergehenden Kapiteln, sei es auch nicht immer expressis verbis, erteilt wurden — die ihm bei der richtigen Wahl geholfen haben, in Dankbarkeit gedenken.

Aber glücklich ist dennoch auch jener zu preisen, der, von Vernunft oder Genius bei seiner Wahl im Stich gelassen, gegen eheliche Schwierigkeiten anzukämpfen hat, wenn er sich in diesem Kampf unterstützt fühlt von der Einsicht, die ihm durch die später — aber niemals völlig zu spät — erworbene Kenntnis der Dinge, die er vor der Wahl hätte wissen sollen, vermittelt wurde. — Ohne diese Unterstützung ist seine Sache verloren; mit ihr hat er gute Aussichten, zu siegen, und kann er — besonders wenn beide Gatten zu solcher Einsicht gelangt sind — seine Ehe, trotz aller Schwierigkeiten, zu einer guten Ehe hinaufbilden.

Vermag also die auf Wissen und Nachdenken fußende Einsicht nur bessere Möglichkeiten, aber niemals einige Gewißheit dafür zu bieten, daß die Gattenwahl wirklich günstig ausfallen wird, diese Einsicht bildet für die Gatten bei ihren Versuchen, eine harmonische Ehe zu erreichen — oder

---

[1]) „Hegel hat gesagt, der sittlichste Weg zur Ehe sei der, bei dem zuerst der Entschluß zur Verehelichung entstehe und dieser dann schließlich die Neigung zur Folge habe, so daß bei der Verheiratung beides vereinigt sei. Ich habe das mit Vergnügen gelesen, denn es war mein Fall, und zweifellos ist er sehr häufig. Das Wort ‚auf Freiersfüßen gehen' (was nicht verliebt oder verlobt sein heißt, sondern eben nur gestimmt und geneigt, zu heiraten) ist der populäre Ausdruck dafür". (Thomas Mann in Keyserlings Ehebuch.)

[2]) Byron sagte einmal: „One morning I awoke, and found myself famous."

wiederherzustellen — und zu behalten, die unentbehrliche Bedingung und außerdem (wenigstens bis zu gewisser Höhe) die Gewähr des Gelingens. — Deswegen konnte ich denn auch soeben behaupten, daß die Kapitel, die ich der Gattenwahl widmete, noch mehr Bedeutung haben für Menschen, die schon verheiratet sind, als für solche, denen diese Wahl noch freisteht.

* * *

Es ist die Einsicht, die Erkenntnis, die den meisten Ehepaaren fehlt; es ist der Mangel an Einsicht, der so viele Ehen unglücklich macht. Diese Einsicht in die physiologische Basis der Ehe — das erotische Verhältnis der Gatten also — jenem, dem die Natur den Aufbau dieses Fundamentes anvertraut hat, dem Manne (dem es als Gatten in unserer Gesellschaft sowohl an den nötigen Kenntnissen wie an der Einsicht in die Bedeutung dieser Dinge in der Regel fehlte) zu vermitteln, war die Absicht des Buches, das dem vorliegenden Werk voranging.

Solch eine Einsicht in die, hauptsächlich unpersönlichen Umstände und Eigenschaften zu bieten, die Männlich und Weiblich voneinander trennen und dem Zusammenleben von Mann und Weib Schwierigkeiten bereiten, habe ich in dem ersten Abschnitt dieses Bandes versucht.

Den Eheleuten und jenen, die es werden wollen, einen Begriff — und damit also Einsicht — davon beizubringen, welchen Wert die Ehe für sie hat und welche persönliche Eigenschaften und Umstände das eheliche Glück in positivem oder negativem Sinn beeinflussen, war schließlich mein Bestreben in den vorangehenden Kapiteln dieses zweiten Abschnittes, — wobei ich, da diese Einsicht besonders durch das e i g e n e Nachdenken des Lesers erlangt werden muß, teilweise etwas anders als früher vorgegangen bin.

* * *

Einsicht in das Wesen der Ehe; Einsicht in das Wesen des Mannes und des Weibes, und also in ihr natürliches Verhältnis; Einsicht in eigenes Wesen und in das des anderen. — —

Diese Einsicht kann ohne jede Kenntnis bestehen, d. h. sie kann auf reiner Intuition beruhen. Und es ist vollkommen richtig, daß es in diesem Sinne eine primäre B e g a b u n g für die Ehe gibt. Auch läßt es sich nicht bezweifeln, daß eine solche Begabung, allgemein genommen, bei Frauen größer ist als bei Männern, und daß sie beim Weibe häufiger gefunden wird. Die Erklärung dieser Erscheinung liegt nach dem, was wir über die Eigenart des Weibes gesagt haben, auf der Hand. — Andererseits ist es nicht weniger wahr, daß diese natürliche, primäre Begabung für die Ehe oft fehlt oder nicht zur Geltung kommt, weil sie von den überwiegenden rein selbstsüchtigen Bestrebungen in den Hintergrund gedrängt und meistens sogar völlig unter-

drückt wird. Die Tatsache, daß derartige Bestrebungen in unserer Zeit in der allgemeinen Lebensauffassung breiter Gesellschaftsschichten, und dort besonders bei den Frauen, stark hervortreten, wodurch die natürliche Begabung für die Ehe nicht zur Geltung gelangen kann, scheint mir zu einem nicht geringen Teil mitverantwortlich zu sein für die Krisis der Ehe, über die man jetzt so oft seufzen hört. Wie dem auch sei, — wo diese Begabung schlummert, muß man sie wecken; wo sie fehlt, soll sie ergänzt werden; mit anderen Worten: die auf Wissen und Nachdenken gegründete Erkenntnis soll die intuitive Einsicht wecken oder ersetzen, so daß das, was man eine „sekundäre Begabung" nennen kann, die primäre verstärkt oder an ihre Stelle tritt.

Ich wähle diese Worte, um deutlich zu machen, daß die auf Wissen und Nachdenken beruhende Einsicht nicht fortwährend den Charakter des bewußten Wissens beibehalten soll. Sie hat die Grundstimmung zu bilden; die mehr nach außen gelegenen Sphären des Nebenbewußtseins (oder die tieferen Schichten des Unterbewußtseins — wie man es nennen will) sollen von ihr durchsetzt sein, — so, daß sie immer in Geltung bleibt, ohne daß sie sich deshalb jedesmal und in jeder Hinsicht wieder zum Wissen zu verdichten braucht. Denn wenn das Wissen auch viel bedeutet, so bedeutet es doch gewiß nicht alles. Die Grundstimmung — die Einsicht —, die durch das Wissen (oder das Gewußt-haben, wenn es nur genügend Eindruck gemacht hat), zusammen mit dem Nachdenken — der Selbstbesinnung —, erhalten wird, hat weit größeren Wert.

Die Punkte, auf die es für das Gewinnen der nötigen Einsicht ankommt, sind in meinen Darlegungen größtenteils so ausführlich besprochen oder wenigstens derart ins Licht gerückt, daß es zwecklos wäre, mit anderen Worten noch einmal dasselbe zu sagen. Und meinen Lesern all dasjenige aufzuzählen, was der Harmonie einer Ehe zugute kommen mag, und dem gegenüber das Viele zu stellen, was ungünstig auf diese Harmonie einwirkt, um ihnen dann ins Gewissen zu reden, daß sie zur Verhütung und Bekämpfung der ehelichen Abneigung möglichst jenes tun und dieses lassen sollen — womit ich also die primitive Methode der zahlreichen volkstümlichen Zeitschriftenartikel und Rundfragen auf diesem Gebiete (nach der Art von „zehn Ehegebote für den Mann und ebenso viele für die Frau") übernehmen würde — dazu halte ich meine Leser für zu gut. Sollte ich ihnen außerdem nach all dem Gesagten noch erklären müssen, daß, auch in bezug auf die Ehe, der eine Fall nicht annähernd dem anderen gleicht; daß, was in einem Fall gut tut, im andern eine ungünstige Wirkung hat; daß, kurz gesagt, das „Eines schickt sich nicht für alle" auch in dieser Hinsicht Geltung hat? — Ich kann es nicht annehmen.

So beschränke ich mich denn darauf, gewisse Hauptsachen aus dem vorher Dargelegten noch einmal in den Vordergrund zu stellen und daran noch einige kurze Betrachtungen über anderes, das bisher noch nicht besprochen wurde, zu knüpfen.

* *

Das erste ist — wenn sie auch wohl nicht immer im Anfang da sein kann — die Einsicht in das Wesen der Ehe selbst. Verstehen wir uns richtig: die Einsicht in das Wesen der Ehe in gesellschaftlichem und kirchlichem Sinn hat im Hinblick auf die Bekämpfung der ehelichen Abneigung nur verhältnismäßig wenig zu bedeuten. Und eine mehr oder weniger abstrakt-philosophische Einsicht nicht viel mehr; — d. h. sie kann bisweilen einem Einzelnen nützen, aber für den Durchschnittsmenschen kommt sie nicht in Betracht; er ist nicht dazu aufgelegt; und wenn es schon gelingen sollte, ihm etwas Einsicht solcher Art beizubringen, dann hätte er für seine Lebenspraxis doch wenig oder nichts davon. Was ihm — dem Durchschnittsmenschen — jedoch wohl dabei behilflich sein kann, sein Eheleben in richtige Bahnen zu führen und zu halten, das ist die auf dem Gebiet der praktischen Lebensweisheit liegende Überzeugung, daß die Ehe ihrem Wesen nach eine Zwei-Einheit ist, in der die beiden Teile gewissermaßen aufzugehen haben, — für die sie persönliche Wünsche und Neigungen, sobald diese dem Gedeihen jenes Organismus höherer Ordnung schaden, zu opfern haben, um in diesem Gedeihen selbst ihr Glück zu finden. — Selbstverständlich sträubt der menschliche Egoismus sich immer wieder, eine derartige Überzeugung in Taten umzusetzen. Das ist jedem durch zahllose Erfahrungen bekannt. Wer es jedoch ernsthaft mit seiner Ehe meint, der wird einer jeden solchen Erfahrung die Anregung entnehmen, sich diese Überzeugung von neuem vor Augen zu halten und diese Einsicht zu vertiefen, so daß sie sich immer mehr festwurzelt und einen stetig wachsenden Einfluß auf sein Handeln ausübt.

Das, was weiter für den Durchschnittsmenschen als von Bedeutung — von durchschlagender Bedeutung sogar — erachtet werden muß, ist die Erkenntnis, daß die Ehe (abgesehen von den Vorteilen, die sie in anderen Hinsichten, namentlich auch betreffs der Möglichkeit, die volle Elternfreude zu genießen, bietet) eine notwendige persönliche Lebenserfüllung darstellt, weil sie die kombinierte Befriedigung von Gemeinschaftsdrang und Geschlechtstrieb ermöglicht, — die Überzeugung, daß es besser, um vieles besser sogar ist, in ehelichen Verhältnissen zu leben als ledig zu sein, selbst auch dann, wenn die Ehe erhebliche Lebensschwierigkeiten mit sich bringt.

Und schließlich — mit dieser Erkenntnis und jener Einsicht in das Wesen der Ehe — die eng damit zusammenhängende Überzeugung, daß die Ehe eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft ist, die fürs Leben geschlossen ist „for better and for worse — till death shall part us"[1]), — was in sich schließt, daß, wenn die anderen bindenden Mächte zu unterliegen drohen, das „heilige Müssen" die Lage beherrscht und die Eheleute, deren gute Gefühle zeitweilig schweigen, auf dem Wege der Vernunft dazu zwingt, einander Rechnung zu tragen, sich einander anzupassen, guten Willens zu sein und alle die Kräfte einzusetzen, die sie zur Bekämpfung der ehelichen Abneigung nur aufbringen können.

Diese Überzeugung, die immer lebendig sein soll — diese Einsicht, die nie tief genug durchgedrungen sein kann —, hat schon mancher Ehe über schwere Zeiten hinweggeholfen und es ermöglicht, daß das schwindende Eheglück sich wiedergewinnen ließ.

Es ist mir selbstverständlich nicht möglich, die äußerst schwierige Frage der Ehescheidung anzuschneiden. Das braucht hier übrigens auch nicht zu geschehen; denn die Scheidung ist kein Mittel zur Bekämpfung der ehelichen Abneigung. Im Gegenteil, sie bedeutet die endgültige Befestigung des Sieges der Abneigung.

Wichtig ist es aber, die Wirkung, die der Gedanke an Ehescheidung auf das Verhältnis der Gatten ausübt, etwas näher zu betrachten. Nun denn, diese Wirkung kann, meiner Überzeugung nach, nicht anders denn schädlich sein, weil dieser Gedanke, besonders wenn er sich immer wiederholt, eine mächtige Suggestion in der Richtung der Entzweiung bedeutet und einen heilsamen Einfluß des „heiligen Müssens" verhindert. — Wenn ich auch zugebe, daß das Gefühl des Gekettetseins gewisse Naturen in Aufstand versetzen und somit dem guten Verhältnis schaden kann; — wenn ich auch ebensogut wie jeder andere weiß, daß es Fälle gibt, in denen eine Scheidung die einzige Rettung aus einem unerträglich gewordenen Zustand bedeutet, und wenn ich jene beklage, denen dieser Ausweg versagt bleiben muß; — so vermag das doch nicht meine Meinung zu ändern, daß die Gemeinschaften, die an der Unauflöslichkeit der Ehe festhalten, alles in allem genommen einen weit höheren Gesamtbetrag an Eheglück auf die Kreditseite ihrer Rechnung zu buchen haben als sich mit der heute so viel und so nachdrücklich verteidigten individualistischen Auffassung, daß die Ehescheidung immer leichter zu machen sei, erreichen läßt.

Jedenfalls, solange man in einer Ehe noch an die Bekämpfung einer Ab-

---

[1]) Aus dem Heiratsformular der anglikanischen Kirche: „für besser und für schlechter — bis der Tod uns trennen wird".

neigung denken k a n n, muß jedweder Gedanken an eine Lösung des Bundes sofort ausgeschaltet werden.

* * *

Was die Einsicht in das Wesen des Mannes und des Weibes und in ihr natürliches Verhältnis anbetrifft, so kann diese, wenn sie wahre E i n s i c h t ist, zu keiner anderen Rollenverteilung in der Ehe führen als zu einer solchen, bei der nach den Worten des h l. A u g u s t i n u s (Aph. XXX) „uxor marito dominanti subsequatur“ — die Gattin sich vom Gatten führen läßt.

Sage nun nicht, o Leserin ohne Einsicht (oder meinetwegen — höflichkeitshalber — denn: mit einer anderen Einsicht), dieser „längst überlebte Ausspruch“ zeige nicht bloß, wie hoffnungslos altmodisch und rückständig der sei, der ihn übernimmt, sondern er beweise zugleich auch, daß der Betreffende ein Mann sei und als solcher „selbstverständlich die Sache der Männer befürwortet“. Halte mir nicht die F.M.-Ehen vor, — denn ich würde antworten, daß diese (noch abgesehen davon, daß sie nur einen verhältnismäßig kleinen Prozentsatz ausmachen) in der relativ günstigen Form, die wir vorhin besprochen haben, doch nur möglich sind bei einer auf „verdrehter“ psychischer Einstellung fußenden „pax perversa“. Und auf die erste Bemerkung würde ich entgegnen: Nein, damit führe ich nicht der Sache der Männer das Wort, und jedenfalls habe ich hier gewiß nicht ausschließlich, und auch nicht hauptsächlich, d e r e n Wohl im Auge. Vielmehr ziele ich hierbei auf das der Frauen ab, für die doch eine „pax recta“ in der Ehe noch viel wichtiger ist als für ihre Gatten. — Gewiß, es ist die Art des Mannes, zu dominieren und zu führen. Es ist jedoch bestimmt nicht weniger die Art des Weibes, sich führen zu l a s s e n; seine Freude, sich an den Stärkeren anlehnen zu können; sein Frieden, sich bei ihm in sicherer Geborgenheit zu wissen.

Daß solch eine seelische Übergabe, solch ein Vertrauen, solch ein Glauben an den Mann ihrer Liebe die wirklich weiblich fühlende Frau auch in ihren eigenen Augen am allerwenigsten erniedrigt, daß sie dagegen das Bewußtsein mit Stolz erfüllt, die Kraft zu kennen, die durch diese „Schwäche“ erzeugt wird, — ein kurzes, deshalb aber nicht weniger bezeichnendes Gedicht, das ich in einem der Bündel I l s e H e y e s fand, möge Zeugnis davon ablegen:

> Ich glaube an Dich!
> In Deine Hände gab ich mein Leben —
> In Deinem Schoße barg ich mein Glück —
> Auf Deine Schulter lud ich meinen Kummer —
> Wenn die Sterne zersplittern
> Und die Meere sich auftun,
> Das Land zu verschlingen,

So wirst Du die Kraft sein,
Die das Wankende stützt
Und das Stürzende hält!
Denn mein Glaube ist Deine Stärke
Und meine Liebe Dein Sieg! —

Die beiden letzten Zeilen dieses Gedichtes bekunden eine intuitive Erkenntnis von so großer Bedeutung, daß es als ein Segen für die Ehe erachtet werden muß, wenn die Gattin eine solche Einsicht besitzt. In der Tat, der Glauben der Gattin an den Gatten, an sein Urteil, an seine Kraft, an sein Können — das heißt also auch, und an erster Stelle, an seine Arbeit — bildet für ihn einen Reiz allerersten Ranges, um dieses Glaubens würdig zu werden; um alles aus sich herauszuholen, was nur herausgeholt werden kann; der Glauben ist in Wahrheit seine Stärke und sein Sieg. — Meine nicht, daß ich mich hier durch Ilse Heyes Lyrik zu eigenen mehr oder weniger poetischen Äußerungen verführen ließ. Was ich sagte, stützt sich nicht auf Gefühle, sondern auf ruhig durchdachte Wirklichkeitserfahrungen; es ist so — ebensowohl wie der Gegensatz wahr ist: daß Mangel an Vertrauen in das Können des Gatten, besonders auch fehlende Teilnahme an seiner Arbeit, einen lähmenden, jedenfalls einen mindestens zeitweise hemmenden Einfluß ausüben, den der Mann nur zu überwinden vermag, indem er sich, was diesen — indessen äußerst wichtigen — Punkt anbetrifft, geistig von seiner Frau losmacht (was wieder nicht ohne ernsten Schaden für die Zwei-Einheit der Ehe geschehen kann).

Leider haben nicht viele Frauen die starke intuitive Einsicht, die in diesem Gedicht zum Ausdruck kommt, oder wenn sie sie schon besitzen, so lassen sie, nachdem die lyrische Stimmung, die der erste Rausch der Liebe mit sich bringt, abgeflaut ist, sie doch oft nicht mehr genügend zu ihrem Recht kommen. — In der Wiederbelebung dieser Einsicht, bzw. ihrer Erweckung (im Sinne der vorhin erwähnten „sekundären Begabung") durch absichtlich darauf gerichtete angespannte Tätigkeit der Vernunft, sehe ich eines der wirksamsten Abwehrmittel gegen eheliche Abneigung.

Es ist keinen Augenblick zu bestreiten, daß der Mann bei weitem nicht immer über jene Gaben verfügt, die dazu geeignet sind, seiner Gattin ein solches Vertrauen und einen solchen Glauben an ihn einzuflößen. Und dennoch! — — Und dennoch hat sie, wenn sie wirklich „Weib" ist und eine „natürliche" Wahl getroffen hat, als sie sich mit ihm verheiratete, solche Eigenschaften in ihm gesehen. — — Und dennoch vermag sie, wenn sie einsieht, daß das Glück ihrer Ehe wichtiger für sie ist als alles andere, seinen doch (immerhin nur relativen) Mangel an diesen Eigenschaften gutteils wett-

zumachen, indem sie sich sowohl sich selbst als ihrem Gatten gegenüber so verhält, als ob sie noch immer an ihn glauben würde, — als ob er die Geistesgaben, die sie in ihm zu finden meinte, doch besäße. Denn das von ihr fingierte Vertrauen wirkt — wenn es wenigstens einem Manne gilt, der nicht bestimmt unter dem Niveau steht — ebensosehr fördernd auf seine Anstrengungen, sich dessen würdig zu zeigen, wie ein wirklich in jeder Hinsicht gerechtfertigtes Vertrauen; — vielleicht bildet es sogar einen noch stärkeren Antrieb. So kann die Fiktion, wenn man nur genügend daran festhält, innerhalb gewisser Grenzen zur Wirklichkeit werden, — bei ihm, — — aber auch bei ihr, weil ihre Autosuggestion durch die Erfolge ihrer Suggestion verstärkt wird.

Man denke nicht, daß das, was ich hier sage, auch wieder eine Fiktion oder bloß eine Annahme wäre. Ich kenne, sei es auch nicht zahlreiche, so doch verschiedene Fälle dieser Art, in denen die Frau durch ein planmäßiges Sich-betragen-als-ob den Fehler, den sie beging, als sie sich mit einem ihr geistig nicht ebenbürtigen Manne verheiratete, wieder gut gemacht hat und schließlich den oben erwähnten Erfolg erzielte. Ich habe sogar einige derartige Ehen beobachten können, in denen die Frau sich so weise gezeigt hat, ein bei ihr bestehendes Talent, das den Gatten in den Schatten gestellt hätte, zu unterdrücken — was ihr mehr Glück eingebracht hat, als ihr Talent ihr jemals hätte schenken können.

* *

Es braucht nicht dargelegt zu werden, daß neben der intuitiven oder erworbenen Einsicht in das, was der Ehe nützen soll, eine nicht geringe Selbstbeherrschung erfordert, um die Vorschriften, die aus dieser Einsicht für das gesamte Verhalten hervorgehen, auch wirklich zu befolgen. Und es ist weiter selbstverständlich, daß dieser Selbstbeherrschung wieder eine Verbindung bestimmter Charakterzüge und eine gewisse Gemütsverfassung zugrunde liegen müssen.

An dieser Gemütsverfassung fehlt es nun sehr oft, — wahrscheinlich sogar öfter als an der intuitiven Einsicht, die aber dann nicht zur Geltung kommen kann. Auch dieses Fehlen trägt, meiner Meinung nach, in bedeutendem Maße zur inneren „Ehekrisis" bei. Die Ursache dieses Fehlens ist zu einem nicht geringen Teil in dem Einfluß der Frivolität zu suchen, die jetzt die Lebensauffassung so vieler beherrscht. Und zu einem ebenfalls bedeutenden Teil in einer Strömung ganz anderer Art: in dem Feminismus. — Mag diese Strömung den begreiflichsten und gerechtfertigtsten Beweggründen entsprungen sein; — mag sie den zahlreichen unverheirateten Frauen, den Geschiedenen, den endgültig unglücklich Verheirateten, den Witwen vielleicht, und in gewisser Hinsicht auch jenen Ehefrauen, die sich in wenig günstigen ehelichen

Verhältnissen besonderer Art befinden, Verbesserung oder völlige Aufhebung unerträglicher Zustände und Bestimmungen gebracht haben oder noch zu bringen sich anschicken; — mag auch der Feminismus diesen Frauen die Möglichkeit geschenkt haben, außerhalb der Ehe eine befriedigende Lebenserfüllung zu finden; — er erzeugt doch durch viele seiner Grundsätze und Schlagworte und durch die meisten Redensarten seiner Propagatoren, sowohl bei noch nicht Verheirateten wie auch bei Ehefrauen, die dafür empfänglich sind, eine Geistesverfassung, die der oben besprochenen gänzlich entgegengesetzt ist. Ich habe denn auch die Überzeugung, daß der Feminismus die Grundlage „der" Ehe und die Gemütsverfassung in mancher Ehe mehr oder weniger ungünstig beeinflußt.

Eine andere Erscheinung des auf Vermehrung der Macht des Weibes hinzielenden Strebens, die ebenso — wenn nicht stärker — ungünstig auf die Grundstimmung der Ehe wirkt, ist der Hereismus[1]). Er ist älter als der Feminismus — wenn dieser auch sehr alte Vorläufer in der Geschichte aufzuweisen vermag — und zumal: er läßt sich fast ununterbrochen durch Jahrhunderte verfolgen; — ein Beweis dafür, daß er einer in gewissen Gruppen von Männern und Frauen mit höfischen gesellschaftlichen Formen ziemlich regelmäßig vorkommenden Neigung entspricht. Eine Studie, welche diese Neigung in ihren verschiedenen historischen Äußerungen (ich nenne als Beispiele die provenzalischen Cours d'amour, die Minnesänger und verschiedene andere in der germanischen Ritterromantik zum Ausdruck gelangende Erscheinungen) verfolgen und in ihre Komponenten zerlegen würde, könnte, namentlich was das Entstehen dieser Neigung beim Manne anbelangt, eine hochinteressante Verknüpfung von Beweggründen an den Tag bringen, wobei die Tatsache, daß in jedem feinfühligen Mann die Veranlagung zum Doctor Marianus steckt, besondere Beachtung verdient.

Solange der Hereismus sich auf verhältnismäßig kleine Gesellschaftskreise beschränkte, und solange die über das eheliche Verhältnis bestehenden Auffassungen seine Wirkung ausglichen, konnte diese Erscheinung, kam sie auch manchmal in krasser Form zum Ausdruck (ich erinnere an gewisse Aussprüche irgendeiner Cour d'amour und an das Betragen der Fräulein Kunigunde in Schillers „Handschuh") der Ehe im allgemeinen keinen oder nur geringen Schaden zufügen. Das ist anders geworden, seitdem die höfischen Sitten, die auch im Hereismus zum Ausdruck kamen, dermaßen verflacht

---

[1]) Ableitung von Hera, der Gemahlin des Zeus, und zwar besonders in dem Sinne, den die englische Sprache dem Namen dieser Göttin beigelegt hat: the lady of the house, mistress, queen, female ruler; — ich muß für die „Damen"-Dienerei wohl ein eigenes Wort suchen, weil das Wort „Dame" so ziemlich seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat.

sind, daß sie nicht länger ein ausschließliches Merkmal des ritterlichen Standes bilden, und seitdem die dafür als Ersatz aufgekommenen hereistischen Manieren und Manierchen sich auf immer größere Kreise verbreitet haben. Das ist aber besonders deshalb anders geworden, weil diese (relative) Demokratisierung des Hereismus mit der durch die feministische Propaganda entstandenen Art des Denkens zusammengewirkt hat, um weit größere Schichten der Gesellschaft mit der Auffassung zu durchdringen, daß die „Dame" ein Wesen höherer Ordnung sei, das vom Manne dienend geehrt werden soll. Diese Auffassung, von der bestehenden Frivolität noch unterstützt, wird durch einen einzelnen Satz, den ich vor kurzem im Laufe eines flüchtigen Gespräches mit einer übrigens vernünftigen und sogar klugen, aber aus hereistischer Umgebung stammenden Frau zu hören bekam, besonders gut gekennzeichnet. Der Satz lautet: „Ach, in unseren Kreisen schenkt man Männern nicht so viel Beachtung." Wenn man nun weiß, daß in diesen Kreisen neben mehr oder weniger unbedeutenden Männern doch eine verhältnismäßig große Zahl von führenden Persönlichkeiten auf jedem Gebiet angetroffen wird, während die Frauen, die nicht nur um ihrer Eleganz willen Beachtung verdienen, dort auffallend selten sind, so braucht dem wohl nichts hinzugefügt zu werden, um noch deutlicher zu zeigen, wie „total verdreht" (um mit Cats zu sprechen) die Geistesverfassung in der Hinsicht in jenen Kreisen ist. Der Einfluß einer derartigen Selbstüberhebung der Frau[1]) auf die Grundstimmung der Ehe ist desto bedenklicher, wenn, wie das in einigen Ländern der Fall zu sein scheint, die Erscheinung allgemein ist, — um so mehr, wenn dabei die gewisse Verfeinerung der Umgangsformen, die in Kreisen wie den obengenannten doch noch immer vorherrscht, fehlt.

Über die Folgen des Hereismus für die Ehe brauchen wir uns nicht weiter zu verbreiten. Jene Folgen, die der Frau aus einer derartigen Verkennung der Seelenverfassung des Mannes — eine Verkennung, weil eine notwendigerweise nur vorübergehend bei ihm bestehende Gemütsstimmung für bleibend angesehen wird — erwachsen, gehen am klarsten aus dem kernigen Spruch Thackerays hervor: „Men serve women kneeling; when they come back to their feet, they go away" („Die Männer dienen den Frauen auf ihren Knien; wenn sie wieder auf ihre Füße zu stehen kommen, laufen sie weg").

* *

Indessen sind es wirklich nicht allein die Frauen, die das alles verschulden. Die Männer, welche die Entwicklung eines derartigen, der Natur zuwider-

---

[1]) Vergleiche hierzu die interessanten Ausführungen zur Psychologie des Weibes von Erwin Stransky („Mediz. Psychologie, Grenzzustände und Neurosen beim Weibe" in Halban und Seitz' Handbuch der Biologie und Pathologie des Weibes).

laufenden Verhältnisses der Geschlechter nicht zu verhindern gewußt haben, sind wenigstens ebensosehr, ja noch mehr, verantwortlich dafür.

Eine Erklärung für ihre Haltung — oder eigentlich für ihren Mangel an Haltung — ist, wenn auch nicht einfach, doch leichter zu finden als eine Entschuldigung. Wir werden uns inzwischen nicht bei einer solchen Erklärung aufhalten, weil sie bei dem jetzigen Stand der Dinge der praktischen Bedeutung entbehrt. Und wir dürfen uns der Verpflichtung, dem Leser seine diesbezüglichen Fehler eingehend vorzuhalten, enthoben erachten, indem wir ihn auf das Buch Anthony M. Ludovicis verweisen, das den Titel führt „Men: An Indictment" („Männer: Eine Anklage")[1]. Es enthält tatsächlich eine in den kräftigsten Worten erhobene Beschuldigung, die im wesentlichen auf das folgende hinauskommt: Der jetzige Mann hat sich in jeder Hinsicht dem Weibe unterworfen, nicht weil das Weib jetzt zum Herrschen fähiger wäre als vor einigen Jahrhunderten, sondern weil der Mann sich zu einem entarteten Augendiener erniedrigt hat, der sich nicht mehr als Mann fühlt und sich nicht mehr als ein Mann benimmt.

Ludovici hat sich im Laufe seiner Darlegungen des öfteren zu starken Übertreibungen verführen lassen. Nichtsdestoweniger muß es im Interesse der Zukunft unserer Gesellschaft als dringend wünschenswert erachtet werden, daß der Mahnruf zu einer „Renaissance des Mannes", den er — und eine wachsende Anzahl bedeutender, einsichtsvoller Männer mit ihm — an seine Geschlechtsgenossen richtet, nicht ungehört verhalle. Eine solche „Wiedergeburt" würde auch der Ehe zugute kommen. Denn abgesehen von allem andern: solange „die" Frau sich nicht zu der den natürlichen Verhältnissen entsprechenden Einsicht in ihre Beziehungen zum Manne durchringt, und solange „der" Mann sich nicht ermannt, kann „die" Ehe nicht gesunden; — eine Überzeugung, die glücklicherweise von einer großen Zahl „alltäglicher" Frauen geteilt wird.

* * *

Bevor ich nun einige Gedanken über „Einsicht in das eigene Wesen und in das Wesen des andern" zum Ausdruck bringe, müssen wir noch eines für den ehelichen Frieden, für die eheliche Harmonie, für das eheliche Glück wichtigen Punktes gedenken: der Kinder.

Wie wichtig er aber auch sei, — wir können ihm hier nur wenige Sätze widmen, und zwar sowohl aus dem Grunde, weil wir ihm im ersten Band und auch in diesem Buch schon öfters die nötige Aufmerksamkeit geschenkt und auf seine manchmal ausschlaggebende Bedeutung für die Ehe hingewiesen haben, wie der Tatsache wegen, daß der ganze dritte Teil dieser Trilogie der Frage der ehelichen Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit gewidmet sein wird.

[1]) Constable & Co. Ltd., London.

Wir wollen uns also hier auf das Nachstehende beschränken: Kinder sind nicht nur das natürliche, sondern auch das (psychologisch gedacht) notwendige Attribut der normalen Ehe. Die Gatten, die diese Wahrheit verkennen, werden früher oder später erfahren, welch schädliche Folgen sowohl für das eigene seelische Gleichgewicht wie für ihre Ehe sich aus dieser Verkennung ergeben. Unfruchtbarkeit kann eine Quelle der ehelichen Abneigung sein; schon deshalb ist es wichtig, alles daran zu setzen, sie zu verhüten, und wenn sich ihr Bestehen herausstellt, zeitig — d. h. in diesem Falle: verhältnismäßig bald, sagen wir anderthalb bis drei Jahre nach der Verheiratung — ärztliche Hilfe anzurufen. Gewollte Unfruchtbarkeit kann auf die Dauer in noch stärkerem Maße zur Abneigung führen; — das darf nicht vergessen werden! Dem steht gegenüber, daß unerwünschte Schwangerschaften wohl am allermeisten die Gefahr der Abneigung mit sich bringen, und daß diese Möglichkeit so ziemlich zur Sicherheit wird, wenn die Wünsche der Gatten in dieser Beziehung im Gegensatz zueinander stehen. — Es gibt nur eine Verhaltungsweise, die ermöglicht, die eheliche Harmonie nicht durch Fragen dieser Art stören zu lassen. Sie besteht darin, wenn möglich eine Übereinstimmung dieser Wünsche und auf jeden Fall völlige Einigkeit über das diesbezügliche Verhalten zu erzielen, und sich dabei für den Fall, daß man der Natur kein freies Spiel gewähren will, schon von vornherein mit dem Gedanken abzufinden, daß die natürlichen Kräfte sich besonders in dieser Angelegenheit oft sehr stark und dazu noch außerordentlich „schlau" zeigen, so daß es ihnen verhältnismäßig leicht fällt, alle Wünsche und Pläne zu durchkreuzen. — Die Hauptsache jedoch ist — ich wiederhole es —, daß Mann und Frau in diesem Punkte einig gehen. Und als Axioma soll gelten, daß der Mann die Folgen seiner Auffassung (was immer sich auch daraus ergeben möge) oder seiner Gleichgültigkeit nicht seiner Frau aufbürde.

Daß die Liebe zu den Kindern und die Liebe der Kinder die Eltern mit mächtigen Banden bindet, ist sicher. Nicht weniger gewiß aber ist es, daß ihre Anwesenheit und ihre Erziehung zum Kampf und dadurch mit der Zeit zu scharfer Abneigung oder — noch öfter — zur Verschärfung einer schon bestehenden Abneigung zwischen den Eltern führen können, wenn sie in ihrer Lebensauffassung nicht übereinstimmen.

Die einzige Möglichkeit, um zu erreichen, daß in der Kinderfrage die bindenden Kräfte stärker seien als die trennenden, ist — abgesehen von der Vermeidung einer Ehe bei starkem Gegensatz der Lebensanschauung, die gerade mit Hinsicht auf die Kinder als besonders gewagt bezeichnet werden muß — die, daß die Eltern sich auf ein festes Programm einigen. Ergibt sich eine solche Einigung nicht von selbst, so muß sie beizeiten auf Grundlage der Einsicht erzielt werden. Und alles Wasser des feministischen

Redeflusses vermag nicht wegzuwaschen, daß es auch in dieser Hinsicht für die Ehe — und meistens auch für die Kinder — weitaus das beste ist, wenn sich diese Einigung unter der Führung des Mannes ergibt. — Dazu muß dieser aber seine Führereigenschaften zu zeigen verstehen, womit nicht gesagt sein will, daß er sich in alle Einzelheiten der Erziehung hineinzumischen hat (im Gegenteil, sie gehören zur natürlichen Aufgabe der Mutter, und nicht zu der des Vaters), sondern daß er an den großen Richtlinien festhalten soll.

Schließlich darf nicht unterlassen werden, hier hinzuzufügen, daß es ein oft vorkommender Fehler ist, der sich durch eheliche Abneigung rächen kann (und der manchmal schon ein Zeichen einer solchen Abneigung ist), die Beziehungen zwischen den Gatten unter sich hinter die zwischen Eltern und Kindern zurückzustellen. Eine Ehe aber, die ihr Ziel und ihre Rechtfertigung nicht in sich selbst sucht, sondern in den Kindern, die aus ihr hervorgehen, trägt den Keim des Verderbens schon in sich. Und merkwürdig genug, ihr gelingt nicht einmal das, was sie vor allem erstrebt: die Erziehung der Kinder zu glücklichen Menschen[1]).

* * *

Einsicht in das eigene Wesen und in das des andern. — Kann man sie überhaupt haben?

Abgesehen von der Unmöglichkeit, daß ein Mann und eine Frau — es sei denn vielleicht, und bis zu einem gewissen Grade, mit Hilfe der Psychoanalyse — einander je wirklich verstehen können, weil die Art und Weise des Fühlens und Denkens des einen sich ganz und gar von denen des andern unterscheidet, stehen wir hier einer Schwierigkeit gegenüber, die uns, wie so oft, im Kreis herumführt: Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Menschenkenntnis, zur Kenntnis „des anderen" also. Es ist aber dem Menschen nicht möglich, sich rein als Objekt zu betrachten, — was für eine ehrliche Selbsterkenntnis notwendig wäre. Goethe, einer der besten Selbstkenner und Menschenkenner aller Zeiten, hat diese Schwierigkeit stark gefühlt. Das bezeugen sein „Der Mensch erkennt sich nur im Menschen" und „Andere kennen mich besser als ich mich selbst". Aber er hat auch den Weg gefunden, um aus der Sackgasse herauszukommen: „Ich habe daher in reiferen Jahren große Aufmerksamkeit gehegt, inwiefern andere mich wohl erkennen möchten, damit ich in und an ihnen wie an so vielen Spiegeln über mich selbst und über mein Inneres deutlicher werden könnte." Dieses Verfahren — das also, um es nochmal kurz zusammenzufassen, auf den Gedankengang hinauskommt: ich kann einen andern nur kennen, wenn ich mich

[1]) Die letzten Sätze sind einem Aufsatz Ph. Kohnstamms „Ehe und Erziehung" in „De Telegraaf" (etwa Anfang Juli 1926) entnommen.

selbst erkenne; ein anderer aber vermag mich besser zu erkennen als ich mich selbst; deshalb muß ich, um mich selbst zu erkennen, sehen, wie andere mich sehen — dieses Verfahren ist auch für den „alltäglichen" Menschen brauchbar, vorausgesetzt, daß er die Gelegenheit hat, die anderen zu finden, die wieder genügende Menschenkenntnis besitzen, um ihn richtig sehen zu können.

Weshalb sollte man, wo diese Gelegenheit in dem alltäglichen Umgang meistens fehlt, dabei nicht die Hilfe vertrauenswürdiger Berufscharakterologen in Anspruch nehmen? — Es ist nichts dagegen zu sagen als nur, daß es bis auf weiteres nicht gerade leicht ist, derartige Hilfe zu finden. Aber wenn die Zeichen nicht trügen, so wird das in absehbarer Zeit schon besser sein. — Eine Warnung gegen Oberflächlichkeit, Dilettantismus, Unzuverlässigkeit und blinden Glauben an ungenügend erprobten Methoden darf jedoch auch an dieser Stelle nicht fehlen.

Es gibt schließlich noch ein Verfahren, das zur Selbsterkenntnis führen kann, und zwar ein sehr gründliches: sich in methodischer Weise analysieren zu lassen. In einem der vortrefflich abgefaßten kleinen psychoanalytischen Aufsätze, die Walter Cohn im „Nachrichtendienst für Charakterologie"[1]) veröffentlicht hat, weist er darauf hin, daß die oben erwähnte, von ihm zitierte Methode, die Goethe zur Erwerbung der Selbsterkenntnis empfahl, keine andere ist als die der Psychoanalyse. (Auch Freud braucht den Vergleich mit dem Spiegel.) Indessen eignet sich dieses Vorgehen aus Gründen, die wir hier nicht darlegen können, nicht für den „alltäglichen Gebrauch"; in Ausnahmefällen vermag sie jedoch auch in dieser Hinsicht bemerkenswerte Erfolge zu zeitigen[2]).

* *

In welcher Weise man nun auch versuchen mag, zur Selbsterkenntnis und zur Kenntnis der anderen zu gelangen, — die Erfüllung des Versprechens, das im „Wer strebend sich bemüht, den können wir erlösen" enthalten ist, steht fest für den, der diese Kenntnis ernsthaft erstrebt; er wird mit Sicherheit von der Gefahr der ehelichen Abneigung befreit werden.

Denn er und sie, die nicht vor der Anstrengung zurückscheuen, einander nach dem Maße des Möglichen erkennen und verstehen zu lernen, werden gewiß auch die Umsicht, die Einsicht, die Klugheit und den Takt besitzen oder erwerben, um in der richtigen Weise miteinander zu verkehren, und die Kraft, um sich der Eigenart des Gefährten anzupassen.

* * *

---

[1]) Herausgeber M. v. Kreusch, IV. Jahrgang Nr. 1 (1927).

[2]) Wer sich einen Einblick in die Psychoanalyse und ihre Bedeutung verschaffen will, nehme das von Paul Federn und Heinrich Meng herausgegebene „Psychoanalytische Volksbuch" zur Hand (Hippokrates-Verlag, Stuttgart, 1926).

Einsicht in das Wesen des anderen und in die Wünsche des anderen führt, zusammen mit dem guten und festen Willen, seine Ehe gegen die drohende Gefahr der Abneigung zu schützen, das Trennende durch das Bindende zu besiegen, von selbst zur Anpassung. — Anpassung an die unentrinnbaren Gegensätze, die das Wesen der Ehe — ein enges Zusammenleben so heterogener Elemente, wie Mann und Weib es nun einmal sind — mit sich bringt; Anpassung an die Schwächen des anderen; Anpassung an die bestehenden Umstände.

Eine solche Anpassung entspricht, im allgemeinen genommen, mehr der Art des Weibes als der des Mannes. Das ist es, weshalb die Frau, meiner Überzeugung nach, den größten Teil der Verantwortung für den Oberbau (Détailbau) und die Erhaltung des Ehegebäudes trägt, — eine Überzeugung, die nur von oberflächlich Denkenden in scheinbaren Gegensatz gebracht werden könnte zu jener anderen, die ich ebenfalls nachdrücklich verteidige, daß dem Mann die Führung der Ehe obliegt. Er ist — um uns an den Vergleich mit einem Bauwerk zu halten — für die Pläne und für die Leitung und außerdem für die Einzelheiten des (praktisch-erotischen) Unterbaues verantwortlich; sie für die Ausführung und die Erhaltung des Oberbaues. Daß der Mann übrigens für diesen mitverantwortlich ist und einen wirksamen Anteil an ihm nehmen soll, versteht sich von selbst.

Einsicht, Anpassung und guter Wille, wozu führen sie am Ende anders, was sind sie zusammen anders als die Liebe, die nicht sich selber sucht, sondern den anderen, — jene Liebe, die mehr, unendlich mehr ist als alles Wissen, — jene Liebe, auf die Paulus hinweist, wenn er, von allen Gaben der Intuition (Prophetie), Wissen und Glauben, die dem Menschen geschenkt sind, redend, schließt mit den Sätzen:

„— Strebet aber nach den besten Gaben, und ich will euch noch einen köstlicheren Weg zeigen.“[1])

„Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht.

Sie stellet sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie lässet sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu.

Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit.

Sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.“[2])

---

[1]) I. Kor. XII. 31.

[2]) I. Kor. XIII. 4—7.

Kapitel XV

Die Bedeutung der praktischen Erotik für die Ehe

Wer die ergreifenden Worte, mit denen Paulus die Nächstenliebe gekennzeichnet hat, psychologisch erwägt, muß wohl dadurch getroffen werden, daß sie vor allem das innige Verlangen zum Ausdruck bringen, Gefühle, die Menschen voneinander abstoßen, zu neutralisieren.

„Die Liebe ist langmütig und freundlich; . . . sie verträgt alles,. sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles."

Besser kann auch die Gemütsverfassung nicht umschrieben werden, welche die Grundlage für die Bekämpfung der ehelichen Abneigung — d. h. also ebenfalls: die Neutralisierung abstoßender Kräfte — bilden soll.

Wenn nun auch eine Ehe, die auf Gefühlen der Nächstenliebe, auf Einsicht und Erkenntnis, auf Anpassung und gutem Willen, auf Zusammengehörigkeit und auf Gemeinschaft der Interessen und Schicksale beruht, eine Ehe ohne gegenseitige Abstoßung, manchmal sogar eine Ehe in Harmonie sein kann — eine Ehe im vollen Sinne des Wortes ist sie damit noch nicht. Dazu braucht es neben all dem, neben der Liebe in der Bedeutung des Paulus, der Liebe im geschlechtlichen Sinne: ohne Erotik gibt es keine wirkliche Ehe, — und ohne eine der Vollendung sich nähernde praktische Erotik keine vollkommene Ehe.

Wieviel der praktischen Erotik, der Technik der Liebesbetätigung in den meisten Ehen fehlt, und wie die Liebe infolge dieses Mangels an Ausdrucksmöglichkeiten hinschwindet und zugrunde geht, habe ich im ersten Band dieser Trilogie dargelegt. Und so wie ich hier in diesem Buche versuche, den Weg zu zeigen, auf dem die trennenden Kräfte unwirksam gemacht werden können, habe ich dort die Maßnahmen angegeben, durch welche die bindende Macht verstärkt wird. Daß solche Maßnahmen, rechtzeitig angewendet, viel leichter durchzuführen sind als jene, die aus den in diesem Buch gegebenen Darlegungen hervorgehen sollen, ist sowohl in der größeren Genauigkeit begründet, mit der sich die betreffenden Ratschläge erteilen lassen, wie vor allem auch in der Geringfügigkeit der Opfer, die sie bedingen.

Ich wußte, als ich die „Vollkommene Ehe" schrieb, daß ich die wunde Stelle des Ehelebens berührte. Der Widerhall aber, den das Buch in den Herzen so vieler gefunden hat, hat mich fester denn je davon überzeugt, daß Fehler in der ehelichen Erotik nicht nur auf direktem Wege Anlaß zur Abneigung geben, sondern daß auch der Mangel an Befriedigung beim Mann

wie (besonders) beim Weib zahlreiche, bereits ausführlich besprochene Erscheinungen hervorruft, die — obschon selbst nicht direkt sexueller Natur — zum Entstehen jener Abneigung in hohem Maße beitragen.

Mehr noch als die vielen schriftlichen und mündlichen historiae matrimonii („Ehegeschichten" — ich passe den Ausdruck nicht ohne Absicht den „Krankengeschichten" an, die von uns Ärzten gewöhnlich historiae morbi genannt werden) haben mich die Briefe mancher Nervenärzte in dieser Überzeugung befestigt. Wie wichtig ein normales Geschlechtsleben, in dem der Mensch die nötige Befriedigung findet, für das psychische Wohlbefinden ist, wissen sie selbstverständlich ebensogut wie wir Gynäkologen. Und die fatalen Folgen, die ein unbefriedigtes eheliches Geschlechtsleben für das geistige Gleichgewicht und die seelische Gesundheit hat, kennen sie natürlich noch weit besser als wir. Es läßt sich also verstehen, daß ihnen ein Buch, das Männern und Frauen den Weg zu einem in dieser Hinsicht glücklichen Eheleben zeigt, willkommen war.

* * *

Die vollendete, oder jedenfalls die sich der Vollendung nach Möglichkeit nähernde, Technik des erotischen ehelichen Verkehrs besitzt aber für die Vorbeugung nervöser Störungen (und weil das Verhältnis der Gatten durch solche Störungen stark beeinträchtigt werden kann, auch für die Vorbeugung der ehelichen Abstoßung) eine Bedeutung, die weit über die einfache Befriedigung des Geschlechtstriebs — wie wichtig diese an sich auch sein mag — hinausgeht.

Der Mensch empfindet von Zeit zu Zeit das Bedürfnis nach Ausgelassenheit, den Drang, sich auszuleben. Ein solcher Wunsch regt sich gewöhnlich stark in der Sexualsphäre. Ihm außerhalb der Ehe nachzugehen ist nicht gut möglich, weil Ethik und Ästhetik sich dagegen auflehnen; d. h. es widersetzen sich ihm nicht allein die „äußeren Sittengesetze", also jene, die wir von der Gesellschaft vorgeschrieben bekommen, sondern namentlich auch die „innere Moral", die wir, weil sie eine Funktion der menschlichen Seele ist, seit jeher in uns tragen[1]).

Der seelische Konflikt, der daraus entsteht, kann zu neurotischen Erscheinungen, nicht selten sogar ziemlich ernster Art, führen. — Die Gelegenheit nun, welche die Hochehe bietet, um die volle Sexualität auszuleben und von Zeit zu Zeit sogar auszuschweifen, ohne die natürliche[2]) Moral zu verletzen, hat auch in dieser Hinsicht unschätzbaren Wert.

* * *

[1]) Vgl. C. G. Jung „Das Unbewußte im normalen und kranken Seelenleben" (Rascher & Cie, Zürich, 3. Auflage 1926) S. 42.

[2]) Im Gegensatz zur angelernten, naturwidrigen Moral der Askese.

Besondere Bedeutung muß der Vervollkommnung des erotischen ehelichen Verkehrs für die Emotionalität des Weibes zugeschrieben werden, besonders für jene Komponente dieser Eigenschaft, welche die Frau starke Gemütsbewegungen ersehnen läßt (vgl. S. 45). Wenn auch selbstverständlich ihr Bedürfnis nach Emotionen nicht völlig durch die Empfindungen erotischer Art, die ihr in der Hochehe geboten werden, befriedigt wird, weil sie ja auch andere psychische Reize verlangt, so wird der hauptsächliche Durst nach Erregungen denn doch in der Ehe und durch die Ehe gelöscht. Demzufolge ist in Fällen, in denen das eheliche Verhältnis den Charakter der „vollkommenen Ehe" annimmt, keine Rede von den für die ehelichen Beziehungen so bedenklichen Folgen eines Mangels an befriedigenden Gemütsbewegungen, der die erotisch unbefriedigte Frau dazu bringt, immer mehr und immer wieder neue „angenehme" Erregungen außerhalb und unangenehme (aber nicht minder reizende) innerhalb ihrer Ehe zu suchen.

Diese Befriedigung ihrer emotionellen Bedürfnisse (die ein kluger Gatte auch noch weiter ausbaut, indem er in redlicher Weise dem Verlangen nach Abwechslung, nach Zerstreuung im Alltag entspricht) schützt eine normale Frau auch vor der Neigung zum Ehebruch. Denn die Frau ist — um eben zurückzugreifen auf das, was wir über ihre wichtigsten Eigenschaften gesagt haben — infolge ihres durch ihre Empfindlichkeit und ihre Labilität bedingten Abhängigkeitsgefühls, ihres Wunsches nach Unterwerfung (negative Herrschsucht), ihrer Mütterlichkeit und ihres intuitiven Begriffs von der Wichtigkeit des Geschlechtsaktes und seiner Folgen, ihrem Gatten treu, und nur infolge ihrer Emotionalität dazu geneigt, diese Treue zu brechen. Gelingt es nun, den Forderungen der Emotionalität durch das angegebene Vorgehen in genügendem Maße zu entsprechen, und fällt weiter der direkte Reiz, um eine in der Ehe fehlende sexuelle Befriedigung außerhalb derselben zu suchen — denn in der Hochehe wird doch ihren erotischen Bedürfnissen voll Genüge geleistet —, weg, so sind jene Eigenschaften, in Verbindung mit ihren moralischen und ästhetischen Gefühlen und mit der tiefen Anhänglichkeit an den Mann, der sie in das Liebesleben eingeführt hat, stark genug, um einen dennoch aufkeimenden Gedanken an Untreue zu unterdrücken. Gelangt eine solche Frau trotzdem in den Bann eines anderen Mannes, so wird sie bei ihrem Gatten Schutz suchen und in der Hochehe ohne große Schwierigkeit finden.

Ein Glück! — Denn, wie Gina Lombroso („La femme aux prises avec la vie") mit Recht bemerkt: „Die Untreue der Frau bedeutet einen endgültigen Bruch mit ihrem Manne, den sie nicht wieder lieben lernen kann; wie groß auch der gute Wille und die Nachsicht der Gatten sein mögen, ihre Ehe wird unwiderruflich scheitern."

* *

Auch für die eheliche Treue des Mannes gibt die Vervollkommnung der erotischen Freuden, welche die Hochehe ihm bietet, die beste Gewähr, weil die Liebe zu seiner Gattin und die Bande, die ihn an sie fesseln, durch stets lebendig bleibende erotische Wechselwirkung so stark werden, wie das überhaupt nur möglich ist, und weil tatsächlich ein Seitensprung, zu dem er trotz Liebe und Pflichtgefühl etwa einmal verleitet wurde, ihm nichts anderes als Enttäuschung bringt.

Die Enttäuschung, die er bei einer solchen Extratour empfindet (und bereitet) braucht nicht immer so groß zu sein wie jene, die Goethe in seinem Gedicht „Das Tagebuch" (das sich als „Menschliches Dokument zur Förderung der ehelichen Treue" an heiratende Männer verteilen ließe) beschreibt, sie ist aber doch eine richtige Enttäuschung. Das kann nicht anders sein, weil der volle erotische Genuß nur von einem Manne und einer Frau empfunden wird, die in Liebe (Körper und Psyche, Seele und Sinne umfassender Liebe) verbunden und, sexuell-technisch gesprochen, aneinander gewöhnt und aufeinander eingestellt sind, — was bei einer flüchtigen geschlechtlichen Verbindung eben nicht der Fall sein kann.

Goethe hat dieses „Tagbuchblatt" 1810 in Karlsbad Riemer diktiert. Dieser sagt darüber in seinen „Mitteilungen über Goethe" (II. Bd., S. 622), daß es „in vortrefflichen Stanzen ein verliebtes Abenteuer" schildert, „wobei die Sinnlichkeit durch den Gedanken an die eine und wahre Geliebte paralysiert wird". Das in den meisten Ausgaben von Goethes Werken „anstandshalber" unterdrückte Gedicht, auf das L. Fraenkel (Breslau) mich aufmerksam gemacht hat[1]) ist u. a. 1880 in 7. Auflage in Karlsbad bei Hans Feller erschienen. Es trägt das wirklich kennzeichnende Motto:

— aliam tenui; sed jam cum gaudia adirem,
Admonuit dominae deseruitque Venus[2]).

Tibull. I, 5. V. 39, 40.

und wird von Fraenkel sehr richtig dahin charakterisiert, daß es „bei scheinbar höchster Laszivität das Hohelied der ehelichen Liebe schlechthin genannt werden kann, indem es gerade den Unterschied zwischen

[1]) In seiner Besprechung der „Vollkommenen Ehe" in Band XIII, H. 1 und 2 des „Archivs für Frauenkunde und Konstitutionsforschung" (herausgegeben von Max Hirsch, 1927, Leipzig, Kurt Kabitzsch).

[2]) — Ich hielt eine andere in meinen Armen, jedoch, während ich mich schon anschickte, die Freuden zu genießen, gemahnte mich Venus an meine wahre Geliebte und ließ mich im Stich.

ihr und dem flüchtigen Liebesgenuß in wahrhaft klassischer Weise vor Augen führt".

Da ich erfahren habe, daß dieses „Tagebuchblatt", das männliche und weibliche Gefühle mit feiner Psychologie analysiert und beschreibt, nicht leicht zu haben ist, so bringe ich hier die letzten Strophen. Vorausgeschickt sei, daß der Hauptteil schildert, wie der Dichter am Ende einer langen Reise durch einen Schaden an seinem Reisewagen gezwungen wird, die Nacht vor seiner Heimkehr in einer Dorfwohnung zu verbringen. Das Mädchen, das ihm sein Abendbrot bringt, gerät unter den Einfluß des „ich weiß nicht was", das die Augen gewisser Männer auf ein weibliches Wesen (und umgekehrt!) ausüben. Die Wechselwirkung tritt ein — und die Mitternachtsstunde findet die noch Unberührte in den Armen des Fremden. Der Morgen jedoch findet sie ebenso unberührt, — weil der Gedanke an die wahrhaft Geliebte, die Gattin, seine Kräfte zuerst lähmte, dann aber ihn davon zurückhielt, sie anzuwenden:

Wer hat zur Kraft ihn wieder aufgestählet?
Als jenes Bild, das ihm auf ewig teuer,
Mit dem er sich in Jugendlust vermählet:
Dort leuchtet her ein frisch erquicklich Feuer,
Und wie er erst in Ohnmacht sich gequälet,
So wird nun hier dem Starken nicht geheuer.
Er schaudert weg, vorsichtig, leise, leise
Entzieht er sich dem holden Zauberkreise.

Sitzt, schreibt: „Ich nahte mich der heimischen Pforte,
Entfernen wollten mich die letzten Stunden,
Da hab ich nun am sonderbarsten Orte
Mein treues Herz aufs neue dir verbunden.
Zum Schlusse findest du geheime Worte:
Die Krankheit erst bewähret den Gesunden.
Dies Büchlein soll dir manches Gute zeigen,
Das beste nur muß ich zuletzt verschweigen."

Da kräht der Hahn, das Mädchen schnell entwindet
Der Decke sich und wirft sich rasch ins Mieder.
Und da sie sich so seltsam wiederfindet,
So stutzt sie, blickt und schlägt die Augen nieder;
Und da sie ihm zum letztenmal verschwindet,

Im Auge bleiben ihm die schönen Glieder.
Das Posthorn tönt, er wirft sich in den Wagen
Und läßt getrost sich zu der Liebsten tragen.

Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweise
Moralien uns ernstlich fördern sollen,
So will auch ich in so beliebtem Gleise
Euch gern bekennen, was die Verse wollen:
Wir stolpern wohl auf unsrer Lebensreise,
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.

Mag auch in der Tat das Pflichtgefühl manchen Mann von ehebrecherischen Handlungen zurückhalten, die Erfahrung belehrt uns doch zur Genüge darüber, daß wenn nicht Liebe ihm Rückhalt bietet, er sich nur allzuoft dem Zauber einer anderen Frau nicht gewachsen zeigt. Fühlt ein Mann sich jedoch durch das Band einer auf vollendeter Erotik basierten Liebe mit seiner Frau verbunden, so ist nicht nur eine größere Aussicht gegeben, daß er anderen Versuchungen widerstehen wird, sondern — was noch weit wichtiger ist — es ist so gut wie sicher, daß seine Liebe durch solch ein Abenteuer eher gestärkt als geschwächt wird. An der Gattin liegt es dann, ihm die Sühne des Fehlers zu ermöglichen. „Besser als in Leidenschaftlichkeiten und Drohungen auszubrechen, die den Mann erbittern, ohne etwas zu verbessern, möge die Frau versuchen, seinen Fehler mit der Nachsicht, dem Edelmut, der Ruhe einer Mutter zu betrachten[1].“ — —

Gewiß, verehrte Leserin, die du ohne Einsicht bist und ohne genügende Mütterlichkeit, weshalb dich das alles empört — dies ist zweierlei Maß. Ich leugne das keinen Augenblick. — Aber nicht ich bin es, der dem Manne einen anderen Maßstab anlegt als dem Weibe; es ist die Natur, die nun einmal die psychische wie die körperliche Bedeutung des Geschlechtsaktes bei der Frau weit stärker betont hat als bei dem Mann.

* *

Trotz allem muß ich aber auch dem Mann alle Seitensprünge auf diesem Gebiete nachdrücklich abraten. — Derlei bleibt immer ein Wagnis, weil ja die Folgen vorher nie übersehen werden können. Denke an Geschlechtskrankheiten; an das Eintreten einer Schwangerschaft; an die Mög-

[1]) Gina Lombroso, a. a. O., S. 168.

lichkeit einer seelischen Verwundung deiner Gattin und an die Gefährdung deines Glücks. Bedenke stets, daß jede Ehe bedroht ist, sobald das Element „Betrug“ darin eingeführt wird, und vergiß nicht, daß die Frau über einen Sinn verfügt, mit dem sie diesen Betrug fühlt, auch wenn sie nichts wissen kann. Bedenke auch, daß du manchmal eine Verantwortung gegen deinen „Mitschuldigen“ übernimmst, die dir viele Schwierigkeiten bereiten und dir bedeutende Bürden und Lasten auferlegen kann.

Stell dir ferner die inneren und äußeren Konflikte vor, denen du dich aussetzest, und sieh ein, wie bedenklich solche Zerwürfnisse für deine Gemütsruhe und für deine Arbeit sind. Erwäge, wieviel du durch deine Untreue in deiner Ehe zu verlieren und wie wenig du anderseits damit zu gewinnen hast. Das Resultat deiner Überlegungen kann dann wohl nicht zweifelhaft sein.

Wenn du wenigstens erwägst, — wozu ich dich in deinem eigenen Interesse mit diesen Sätzen anhalten will. — Und wenn du es verstanden hast, deine Ehe „vollkommen“ zu machen. Ist das nicht der Fall, so treffen selbstverständlich auch manche dieser Überlegungen nicht mehr zu. — Darin hast du recht! — Aber ich habe recht, wenn ich dir sage: Um so mehr Grund, um deine erotische Leistungsfähigkeit — in jedem Sinne — rechtzeitig auf die psychisch- und körperlich-technische Vervollkommnung deiner Ehe zu konzentrieren, damit du in deiner Hochehe einen Schutz findest gegen deine — dir „das Innere“ störende und zerrüttende — Neigung zur Untreue.

* * *

Schließen wir diese kurze Darlegung der Bedeutung einer vollendeten Erotik für die Bekämpfung der ehelichen Abneigung ab mit der Feststellung, die wir nach den Grundsätzen der Logik eigentlich am Anfang hätten erwähnen sollen: Je mehr sich die erotische Technik der Vollendung und die Ehe sich damit der Vervollkommnung nähert, um so kleiner wird die Möglichkeit, daß die primäre sexuelle Abneigung (genitaler Widerwillen, siehe S. 16) sich jemals zeigen wird, und um so geringer wird auch die Gefahr einer — sei es nur vorübergehenden — Umkehrung des Annäherungstriebes in erotische Abneigung.

* * *

Wir können dieses Thema nicht verlassen, ohne an die zahlreichen Ratschläge zu erinnern, die ich schon im ersten Band erteilt habe. Ich kann das alles nicht wiederholen und muß mich im wesentlichen darauf beschränken, dem Leser, der nun die beiden Bücher durchgearbeitet hat, ans Herz zu legen, daß er, um für seine Ehe wirklich Nutzen daraus zu ziehen,

jedesmal von neuem ein Kapitel studieren soll, so lang, bis der ganze Inhalt ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Nichtsdestoweniger will ich einzelne Punkte hier noch einmal in den Vordergrund rücken: Ich warne den Mann, seine erotischen Gefühle infolge allzugroßer Konzentration auf seine Arbeit zu unterdrücken, und ich warne ihn weiter, jemals sexuelle Rechte geltend zu machen. Der Frau rufe ich das über die Verhütung einer zu weit gehenden nicht-erotischen (sogar anti-erotischen) Intimität Gesagte (Körperpflege!) ins Gedächtnis zurück. Und ich ermahne beide aufs nachdrücklichste, sich nicht durch gewisse Theorien, wie die der Frau Stopes (siehe Bd. I), betören zu lassen, da die daraus entstehenden Konsequenzen zu einem Hereismus gefährlichster Art führen, der früher oder später einen wirklichen Mann, sowohl infolge seiner sexuellen Unbefriedigtheit wie aus dem zwangsmäßigen Gefühl der Auflehnung heraus, förmlich in die Arme einer andern treibt.

Ich erinnere beide Gatten, besonders aber den Mann, auch an dieser Stelle noch einmal daran, daß über die gewünschten oder unerwünschten Folgen ihres geschlechtlichen Umganges unbedingt Übereinstimmung bestehen muß. Den vielen, die in ihren Briefen den Einwand erhoben haben, daß erotische eheliche Beziehungen, wie sie in der „Vollkommenen Ehe" beschrieben sind, für manches Paar, das die positiven Folgen eines derartigen Verhältnisses nicht uneingeschränkt tragen kann oder tragen darf, unmöglich sind, wenn es nicht gelingt, diese Folgen auszuschalten, antworte ich, daß ich das völlig einsehe. Für die Erörterung dieses in jeder Hinsicht außerordentlich schwierigen Gegenstandes — der eben dieser Schwierigkeit wegen nur in einer ausführlichen Abhandlung besprochen werden kann — muß ich sie aber auf den später erscheinenden dritten Band verweisen.

* * *

Ich will jetzt den beiden Gatten noch einen bestimmten Rat auf erotischem Gebiet geben, der ihnen meiner Meinung nach nützlich sein mag. Der Kuß — der Liebeskuß von Mund zu Mund — wird in den meisten Ehen, selbst bei befriedigender sexueller Harmonie, viel zu sehr vernachlässigt. Er kommt in Gestalt des Liebesspielmotives noch zu seinem Recht, als direkte Einleitung und Begleitung der Vergattung, — als selbständige Liebesäußerung verliert er jedoch meistens im Laufe der Jahre immer mehr an Bedeutung. An seine Stelle tritt der Gewohnheitskuß, bei dem zu festen Stunden: beim Ausgehen, Nachhausekommen, Aufstehen, Schlafengehen, gedankenlos der Mund an die gedankenlos hingehaltene Wange gedrückt wird. Küsse solcher Art tragen in einer dennoch auf geschlechtlicher Liebe eingestellten Ehe einen

gewissermaßen verletzenden Charakter, weil sie eine starke Verringerung des erotischen Interesses bezeugen.

Mein Rat ist nun: Vermeidet Gewohnheitsküsse, macht aber von dem Liebeskuß ausgiebigen Gebrauch, — fast würde ich sagen: macht ihn zur Gewohnheit.

Unter einer Bedingung jedoch: Die ist, nicht immer bis zum letzten Ende zu gehen, besonders wenn ihr Liebesküsse wechselt zur Bekämpfung einer momentanen Abneigung (etwa im Anschluß an einen Wortwechsel). Auch das kann empfindliche Seelen verletzen. — Außerdem geht aus der Zurückhaltung nach dieser anfänglichen leichten Reizung jene Atmosphäre verstärkter erotischer Spannung hervor, die wir als wirksamstes Mittel zur Bekämpfung der ehelichen Abneigung kennen.

* *

In der Tat — wenn es ein Ding gibt, das bei dem allem gar nicht genug betont werden kann, so ist es dieses, daß die Vervollkommnung der erotischen Technik, die ihren Ausdruck in der Hochehe findet, nicht mit uneingeschränktem Nachgeben an alle sexuellen Wünsche einhergehen darf, weil immer eine gewisse erotische Spannung bestehen bleiben soll.

Und weiter, daß auch das verfeinertste körperliche Einswerden nie zu einem „Genuß an sich" erniedrigt werden darf, sondern immer ein — zur größtmöglichen Vollkommenheit gebrachtes — Ausdrucksmittel für das (sei es leider nur für einen Augenblick ermöglichte) Einswerden zweier Seelen bleiben soll.

Nur so betrachtet, nur so gefühlt, ist die vollendete Erotik der Hochehe ein Mittel — aber dann auch das souveräne Mittel! — zu einer bei dem körperlichen Einswerden jedesmal wieder stattfindenden Erneuerung des ehelichen Bundes.

Kapitel XVI

Behandlung

Wir haben im ersten Abschnitt dieses Buches gesehen, daß die eheliche Abneigung eine „Krankheit" ist, der jede Ehe mehr oder weniger ausgesetzt wird; — eine „Krankheit", deren leichte Grade sozusagen zu der normalen Entwicklung des ehelichen Organismus gehören; deren ernste Formen diesen Organismus zu zerstören vermögen; und die schließlich nicht selten auch die beiden Einzelwesen, aus denen dieser Organismus zusammengesetzt ist, wirklich krank macht.

Das kann alles stattfinden, auch ohne daß zuvor bei einem der beiden Gatten krankhafte Zustände körperlicher oder psychischer Art bestanden haben. Es ist aber selbstverständlich, daß die Möglichkeit der Entstehung ernster Formen von Abneigung und die Gefahr des Auftretens bedenklicher Komplikationen des „normalen Krankheitsverlaufs" bedeutend größer wird, sobald sich andere als die mit den gewöhnlichen Regeln der Natur übereinstimmenden Umstände und Beweggründe in dem ehelichen Verhältnis geltend machen.

Weil es außerdem nicht möglich ist, eine scharfe Trennungslinie zwischen Normalem und Anormalem zu ziehen, und weil die Regelwidrigkeiten, welche die Ehe zu beeinflussen vermögen, so verschieden wie häufig sind, habe ich solche im vorigen öfters erwähnen müssen. Nichtsdestoweniger habe ich versucht, an meinem Grundsatz, wirklich krankhafte Störungen nach Möglichkeit beiseite zu lassen, festzuhalten. Die Entstehung der in normalem Boden wurzelnden Abneigung zu verstehen, ist gewiß für den nicht spezialistisch geschulten Leser schon schwierig genug, und er braucht außerdem alle für seine Ehe verfügbaren geistigen Kräfte in der Regel völlig, um diese die „normale Abneigung" verursachenden Faktoren fortwährend im Zaume zu halten. So konnte also keine Rede davon sein, die Erhaltung der für diese Beherrschung notwendigen Einsicht, die ich ihm beizubringen hier versucht habe, durch Ablenkung seiner Gedanken auf das Gebiet der individuellen krankhaften Störungen zu erschweren. Und was die Beherrschung dieser pathologischen Faktoren anbetrifft, — dabei kann weder Mann noch Frau ohne Hilfe des Arztes auskommen, sei es nun, daß diese Faktoren unabhängig von der Ehe oder aber in der Ehe und auch durch sie entstanden sind. Man kann dann auch den Eheleuten für ihr persönliches Wohl wie für das Gedeihen ihrer Ehe keinen besseren Rat geben als den, die Hilfe des Arztes in Anspruch zu nehmen, sobald sie glauben, daß der Verlauf der Ehe durch eine krankhafte Störung psychischer oder körperlicher Art erschwert wird.

Inzwischen braucht kaum gesagt zu werden, daß die Frage, ob eheliche Schwierigkeiten in krankhaften Störungen wurzeln, bei weitem nicht immer von denen, die jene Schwierigkeiten empfinden, beantwortet werden kann. Praktische Nachteile ergeben sich daraus aber schon deshalb nicht, weil, sobald die Erscheinungen der ehelichen Abneigung einen gewissen Grad (der für jedes Paar, für jede Einzelperson verschieden ist) übersteigen, es sowieso ratsam ist, geeigneten Rat und Beistand zu suchen.

Dafür kommt in erster Linie ein Arzt in Betracht, der imstande ist, die körperlichen Faktoren, die in verschiedener Hinsicht eine ausschlaggebende Bedeutung für die Ehe haben können, richtig zu beurteilen. In manchen Fällen wird dieser Arzt ein Gynäkologe sein müssen, weil die Störung, die das gesunde eheliche Verhältnis beeinträchtigt, die spezifisch weiblichen Organe betrifft. Allein — will er in Eheangelegenheiten tatsächlich wertvollen Rat erteilen, so muß er sich von der Denkweise losmachen, die lange in der Gynäkologie gangbar gewesen ist und der auch jetzt noch mancherorts gehuldigt wird, — von der Denkweise, die ausschließlich die Geschlechtsorgane (und ihre unmittelbare Umgebung) in Betracht zieht und den Einfluß, den die Psyche auf diese Organe und ihre Funktionen ausübt, fast völlig vernachlässigt. Der Weg zu richtigeren Auffassungen, der vor allem von M. Walthard, und weiter von P. Mathes, W. Liepmann, A. Mayer, M. Hirsch und anderen gezeigt wurde, hat auf Grund der von diesen Forschern nachgewiesenen psychischen Ursachen vieler örtlich (in den Geschlechtsorganen) sich offenbarender krankhafter Erscheinungen in manchen Fällen auch zu einer richtigeren Behandlung geführt, nämlich zur Psychotherapie. Der Frauenarzt darf deshalb bei der Beurteilung der Symptome, die er zu sehen bekommt, keinen Augenblick den Einfluß der Psyche aus dem Auge lassen[1]). Daß er andererseits stets an den entgegengesetzten Einfluß (den die Geschlechtsorgane auf die Psyche ausüben) denken soll, das will ich, wenn es sich auch wohl von selbst versteht, an dieser Stelle doch nicht unerwähnt lassen. Kurz und gut: der Gynäkologe von heute soll unaufhörlich seine Aufmerksamkeit auf die Wechselwirkung zwischen Psyche und Geschlechtsorganen gerichtet halten, — um so mehr, wenn es sich um Eheschwierigkeiten handelt.

Auch über die moderne Konstitutionslehre (das umfangreiche Gebiet der inneren Sekretion einbegriffen) soll der Ehetherapeut gründlich Bescheid

---

[1]) Vgl. das von Fritz Wengraf bearbeitete Kapitel „Psychoanalyse und Psychotherapie im Licht der modernen gynäkologischen Literatur" in der dritten Auflage von W. Stekels „Die Geschlechtskälte der Frau". Da das oben Angedeutete sich auf ein besonderes Gebiet beschränkt, lese man, um es in dem Rahmen allgemeiner Betrachtungen zu finden, die Arbeiten einiger englischer Psychologen, besonders von W. Dougall (An Outline of psychology, 1923, und An Outline of abnormal psychology, 1926, Methuen & Co., London).

wissen, — wäre es nur, weil es in Einzelfällen möglich sein kann, auf ihrer Grundlage mit medizinischen oder chirurgischen Methoden gewisse psychische oder körperliche Eigentümlichkeiten, die das eheliche Verhältnis beeinträchtigen, günstig zu beeinflussen.

Wer aber Eheleute in ihren Schwierigkeiten beraten will, der soll vor allem vollständig psychotherapeuthisch geschult sein.

Jeder, der die Regelwidrigkeiten des Seelenlebens überblickt, die eheliche Abneigung hervorrufen oder verstärken können, muß wohl betroffen stehen vor ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Ernst. Schon die Anführung einiger Titel von Büchern Wilhelm Stekels, der in seinen „Störungen des Trieb- und Affektlebens"[1]) einen großen Teil dieser Störungen — sei es auch nicht speziell von dem Standpunkt des Ehetherapeuten aus — so gründlich erörtert hat, daß seine Darlegungen für die Auffassungen vieler moderner ärztlicher Seelenführer richtunggebend wurden, vermittelt einen gewissen Eindruck von jenem Ernst und jener Mannigfaltigkeit, und dieser Eindruck wird durch die Beschäftigung mit den genannten Werken befestigt. Will man noch tiefer dringen, so braucht man — die Arbeit Freuds selbstverständlich als bekannt vorausgesetzt — nur da und dort in der psychoanalytischen Literatur nachzusehen, und man wird vor der Unerschöpflichkeit der Quellen krankhafter (oder dem Krankhaften entspringender) ehelicher Abneigung fast bestürzt stehen — und zugleich begreifen, daß es ein vollständig unsinniges Beginnen gewesen wäre, wenn ich es in den Plan dieses Buches aufgenommen hätte, jene Quellen bloßzulegen oder die Behandlung krankhafter Störungen der ehelichen Verhältnisse zu besprechen.

* *

Was die Behandlung ehelicher Abneigung durch einen zu diesem Zweck herangezogenen Berater betrifft, so meine ich mich nach dem oben schon Gesagten auf das Nachfolgende beschränken zu müssen:

Ohne damit in der Beantwortung der Frage, ob die Psychotherapie in allen Fällen ausschließlich den Ärzten zu überlassen sei, grundsätzlich Partei ergreifen zu wollen, halte ich es mit Rücksicht auf die besondere Wechselwirkung, die in bezug auf manche Eheschwierigkeiten zwischen seelischen und körperlichen Faktoren besteht, doch für wichtig, daß hier die psychische Behandlung durch den Arzt — oder wenigstens in dauerndem Kontakt mit diesem — stattfinde.

---

[1]) „Die parapathischen Erkrankungen": Nervöse Angstzustände und ihre Behandlung; Onanie und Homosexualität (die homosexuelle Neurose); Die Geschlechtskälte der Frau (eine Psychopathologie des weiblichen Liebeslebens); Die Impotenz des Mannes (die psychischen Störungen der männlichen Sexualfunktion); Psychosexueller Infantilismus (die seelische Kinderkrankheit der Erwachsenen); alle bei Urban & Schwarzenberg, Wien.

Welche Methode er dabei anzuwenden hat, ist eine andere Frage. Nicht jeder Arzt eignet sich für die Anwendung jeder psychischen Behandlungsweise. Persönliche Veranlagung und Erfahrung, Taktgefühl und die Art der seelischen Einstellung des Patienten sind für die Wahl ausschlaggebend. Weder die Lehre Freuds noch die Alfred Adlers darf überschätzt und als allgemeingültig betrachtet werden. Nicht jeder Patient hat sein sexuelles Trauma gehabt, nicht jeder hat die Adlersche Minderwertigkeitslinie. Man soll auch hier eklektisch vorgehen. Nicht die Methode, sondern der Arzt, der sie anwendet, übt den heilsamen Einfluß aus. Ebensogut wie bei der Auswahl eines Medikamentes soll auch hier die richtige Wahl des richtigen Mittels in der richtigen Intensität zur rechten Zeit getroffen werden; und die Kombination verschiedener Methoden kann besonders günstige Erfolge zeitigen[1]).

Es ist also klar, wie wichtig es vor allem für die Hilfesuchenden ist, dem wirklich geeigneten Arzt zu begegnen, um in ihren Schwierigkeiten Rat zu finden. Und es ist nicht weniger klar, wie außerordentlich hoch die Anforderungen sind, denn nicht nur die Kenntnisse, sondern auch der Charakter dieses Arztes entsprechen sollen.

Seinem Wesen nach war auch in dieser Beziehung der gute, alte Hausarzt ein Berater wie kein anderer. Er hat sich zweifelsohne in mancher Ehe als eine kräftige Stütze erwiesen, wenn es darauf ankam, der immer weiter vordringenden ehelichen Abneigung den Sieg streitig zu machen. Und seine Menschenkenntnis, seine stark entwickelte Intuition, seine Lebenserfahrung, seine im Beruf immer mehr zur Entwicklung gelangte Güte, sein während langer Jahre angesammeltes Wissen um Eigenschaften und persönliche Umstände der beiden Gatten vermochten manchmal die weit größeren wissenschaftlichen Kenntnisse seines Enkels, des jetzigen Ehearztes, aufzuwiegen — nein, sie zu übertreffen.

Der jetzige Ehearzt — gibt es ihn schon? — Vielleicht in einzelnen, sozusagen zufällig entwickelten Exemplaren. Aber als Gattung muß er erst noch entstehen, — wie mir scheint, auf die Dauer wohl am besten aus den Frauenärzten reiferen Alters, die sich mit der Konstitutions- und Vererbungslehre, der Charakterologie, der Sexologie und den hierher gehörigen Gebieten der normalen und pathologischen Psychologie vertraut gemacht und sich außerdem in der Anwendung der psychotherapeutischen Methoden (die man, ebensowenig wie z. B. das Operieren, allein aus Büchern erlernen kann) ausgebildet haben; sowie auch aus den Fachärzten für Psychotherapie, die sich in dem hier angedeuteten Sinn (besonders auch in der allgemeinen Gynä-

---

[1]) Frei nach Romheld: „Psychotherapie innerer Krankheiten", 39. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für innere Medizin in Wiesbaden, 25. bis 28. April 1927.

kologie) weiter spezialisiert haben und dazu auch in der speziellen Gynäkologie praktische Erfahrung besitzen.

Von großer Bedeutung für den Ehearzt und seine Patienten erachte ich schließlich zwei Punkte, die ich deshalb nicht unerwähnt lassen möchte. Erstens, daß er, wenn es irgend möglich ist, sowohl den Mann wie die Frau berate und behandle. Und dann, daß er sich die psychotherapeutischen Auffassungen Walthards[1]), die an Dubois' Methode der Persuasion anschließen, zu eigen mache. Auch wenn er eine andere Methode, z. B. die der Psychoanalyse, völlig beherrscht und vorzugsweise anwendet, wird er in manchen Fällen doch mit Erfolg nach Dubois-Walthard vorgehen, also nicht erst Konfliktmaterial sammeln, sondern gleich versuchen, mit vereinten Kräften die Patienten zur Einsicht in die aus dem Kampf zwischen Wünschen (Trieben) und Widerständen entstehenden Krankheitsursachen zu bringen.

„Durch Aufklärung gelangt die Patientin zur Einsicht der Notwendigkeit einer Änderung ihrer Denkweise. Los vom Egozentrismus zum ethisch hochstehenden Anpassungsvermögen an die jeweils gegebene Lebenslage."

* * *

Das ist nicht allein der Leitgedanke bei Walthards psychischer Behandlung individueller Krankheitserscheinungen, — es soll erst recht der therapeutische Grundsatz sein, nach dem die Krankheiten der Ehe bekämpft werden, und zwar sowohl dann, wenn diese Bekämpfung mit fremder Hilfe stattfindet, wie besonders auch in den leichteren Fällen, in denen noch eine „Selbstbehandlung" versucht werden kann.

Ein anderes Grundgesetz der Selbstbehandlung ehelicher Abneigung wird durch die oft zitierten (und oft auch in falschem Sinn zitierten) Worte des Ovid: „Principiis obsta" — setze dich gleich zur Wehr, denn zu spät wird der Heiltrank bereitet, wenn das Übel schon eingewurzelt ist — gekennzeichnet. Wenn dieser Rat auch in des Dichters „Remedia amoris" (die Mittel gegen die Liebe) steht, so ist er doch ebensogut anwendbar zur Beschützung der Liebe durch Bekämpfung der Abneigung. Denn gerade hier muß dem Umschlag große Bedeutung beigemessen werden. Alles, was da lebt, besitzt eine starke Tendenz zur Beharrung in dem einmal bestehenden Zustand; nur ein kräftiger Reiz ist imstande, diese Tendenz zu durchbrechen, — wodurch ein neuer Zustand geschaffen wird, der wieder das unwillkürliche Streben mit sich bringt, jetzt darin zu beharren.

[1]) M. Walthard, Psychotherapie im Handbuch von Halban und Seitz, Bd. II, S. 697. 1924.

Auf das eheliche Verhältnis angewendet will das heißen, daß es darauf ankommt, die von selbst vorhandene Tendenz zur Beharrung bei der bestehenden Zwei-Einheit durch vorsätzliche Vermeidung von Reizen, die einen Umschlag herbeiführen könnten, zu schützen, und eine sich entwickelnde Abneigung am Übergang in den Dauerzustand zu verhindern. Als ein rasch, sicher und angenehm wirkendes Heilmittel zur Abwendung der Gefahr, die ein akuter Anfall von Abneigung — wie er z. B. infolge eines mehr oder weniger heftigen Streites auftreten kann — in diesem Sinn hervorruft, empfehle ich jenen, die dafür empfänglich sind oder sich durch Übung eine solche Empfänglichkeit erwerben können, einen gewissen leisen Humor dem (der) anderen und leichte Ironie sich selbst gegenüber. Das Mittel übt — soweit nicht in umgekehrtem Sinne gebraucht! — bei richtiger Dosierung im rechten Augenblick eine merkwürdig beruhigende Wirkung aus und verhütet, weil es die unter solchen Umständen vorhandene kritische Spannung aufhebt, ein für die guten ehelichen Beziehungen sehr bedenkliches Nachtragen.

* *

Für die Selbstbehandlung der ehelichen Abneigung kommen hauptsächlich folgende Methoden in Betracht: die auf Einsicht gegründete Selbstpersuasion (Selbstüberredung), verbunden mit einer Kräftigung des Willens zum Guten und der Selbstbeherrschung; die Suggestion und die Autosuggestion; die wortlose Suggestion; und das Als-Ob, als Lebenslehre angewendet.

Über die auf Einsicht gegründete Selbstpersuasion, die ich neben der Vervollkommnung der ehelichen Erotik als das wichtigste Mittel zur Verhütung und als eine sehr wirksame Methode zur Behandlung der ehelichen Abneigung betrachte, bleibt nichts mehr zu sagen; ist doch dieses ganze Buch dazu da, um jene Einsicht zu vermitteln und damit die Selbstpersuasion zu fördern.

Die andern Methoden, die praktisch eng miteinander verbunden sind, sollen hier auch zusammen, jedoch nur kurz, besprochen werden. Würden wir alles, was sich darüber sagen läßt und — wenn auch nicht von unserm Standpunkt aus — bereits gesagt ist, einer Betrachtung unterziehen, der hier vorliegende Band würde nicht nur durch einen, sondern durch mehrere andere erweitert werden müssen. Denken wir nur an die Suggestion und Autosuggestion! — Indessen wollen wir uns doch mit der wortlosen Suggestion, die ich gerade hier für außerordentlich bedeutungsvoll halte, etwas näher befassen:

Sie gehört dem Gebiete der Telepathie an, einer der „okkulten Wissenschaften", aber unter diesen wohl jene, die auf den striktesten Beweisen

beruht. Wer noch ihre Realität bezweifeln möchte und sich nicht durch die Mitteilungen der auf dem Gebiet des Okkultismus tätigen Forscher hat überzeugen lassen, muß doch durch den kurzen Bericht über die experimentellen Untersuchungen, die Heymans, Brugmans und Weinberg[1]) in dem Groninger Psychologischen Institut ausgeführt haben, bekehrt werden.

Angesichts der Tatsache, daß die Übertragung von Gedanken von dem einen auf den andern Menschen durch Vermittlung anderer als der bekannten Verbindungsmittel (Worte und Zeichen) einwandfrei bewiesen ist, dürfen wir — sei es auch nicht ohne eine gewisse Vorsicht — ebenfalls den Erfahrungen, die jeder, der darauf achten will, im täglichen Leben auf diesem Gebiete erhalten kann, Wert beilegen.

Sogar die (unter Ausschluß von Worten oder Zeichen stattfindende) Übermittlung von Gedanken, ohne daß die Absicht dazu besteht, und also ohne absichtliche Konzentration, ist in so hohem Grade wahrscheinlich, daß es in Verbindung mit dem, was streng bewiesen ist, wohl als praktisch feststehend betrachtet werden darf. Ist es doch eine alltägliche Erfahrung, daß, wenn zwei Personen beisammen sind — insbesondere wenn die Gedankensphären dieser zwei mehr oder weniger aufeinander abgestimmt sind oder wenigstens durch die Gewohnheit miteinander in Verbindung stehen —, daß dann die Gedanken des einen plötzlich auf einen Gegenstand gelenkt werden, an den der andere gerade denkt. Wenn auch sofort zugegeben werden muß, daß dabei manchmal ein unwillkürlich gesprochenes Wort, ein Laut, ein Zeichen die Verbindung herstellt, oder daß Gedanken derselben Art bei beiden infolge von Assoziationen entstehen können, die denselben, bewußt oder auch nicht bewußt aufgenommenen Reizen entstammen, — es ist nichtsdestoweniger höchst wahrscheinlich, daß die ganze Erscheinung oft nicht in dieser Weise erklärt werden darf, sondern auf direkter, im vollen Sinn des Wortes „unmittelbarer" Übertragung von Gedanken beruht.

So ist denn eine absichtliche, oder auch unbeabsichtigte, Suggestion ohne Benützung der Sprache möglich. Wahrscheinlich spielt eine derartige Suggestion im Leben sogar eine weit wichtigere Rolle als man vermutet. Auch auf experimentellem Wege kann die Möglichkeit einer derartigen Suggestion ohne große Schwierigkeit so oft man will — wenn auch vielleicht nicht vollkommen exakt — bewiesen werden, und zwar nicht nur zwischen Menschen, sondern auch zwischen Mensch und Tier. (Über den Hund habe ich da eigene Erfahrungen; — und so manche Beobachtungen an Pferden scheinen mir auf diesem Wege am besten erklärlich.)

Geht es in solchen Fällen meistens darum, daß der Bewußtseinsinhalt des einen in das Nebenbewußtsein des anderen, und auf diesem Wege

[1]) Mitteilungen des Studienvereins für „Psychical Research", 1921, Nr. 9, Amsterdam.

manchmal auch weiter in dessen Bewußtsein übertragen wird, so ist es ebenfalls möglich und kommt es vermutlich sogar oft vor, daß der Nebenbewußtseinsinhalt der einen Person in das Nebenbewußtsein (resp. die Grenzsphäre) einer anderen übergeht. Karl Gruber, der bekannte Münchener Parapsychologe, hat vor kurzem besonders interessante Mitteilungen auf diesem Gebiet gemacht, die den Einfluß nebenbewußter, in der Psyche einer Mutter durch Lektüre entstandener Strömungen auf die Träume ihrer Kinder zeigen. Aus diesen genau beschriebenen Beobachtungen und aus vielen weniger genauen, aber deshalb noch nicht immer weniger überzeugenden Erfahrungen solcher Art kann jeder, der hier nicht durchaus ungläubig bleiben will, die Folgerung ziehen, daß bei dem engen psychischen Kontakt der zwischen den Gatten besteht, das gute eheliche Verhältnis nicht allein durch „sündige Gedanken" (im Sinne von: mit der ehelichen Liebe in Widerspruch stehende Gedanken), sondern auch durch seelische Unterströmungen, die einer gegen den anderen gerichteten Gesinnung und Einstellung entspringen, bedroht wird.

Selbstverständlich ist es auch ebensogut möglich, daß das Unterbewußtsein des einen Ehepartners durch den anderen günstig beeinflußt wird. Vor manchen Jahren habe ich ein Beispiel davon gesehen, das noch immer den Wert eines überzeugenden Experiments für mich hat. Es handelte sich um ein Ehepaar, das einige Monate nach der Verheiratung in sehr schwierige Umstände geriet; Anfeindungen in seiner Arbeit, finanzielles Unglück und auch innerer Kampf brachten den Mann, psychisch gesprochen, herunter. Das kam selbstverständlich in nervösen Erscheinungen mancherlei Art zum Ausdruck, von denen die Schlaflosigkeit und die mit ihr verbundene Erregung, wie so oft in solchen Fällen, die quälendsten waren. Es ist seine Gattin gewesen, die ihm darüber hinweggeholfen hat. Wenn sie im Dunkeln und ohne ein Wort zu sagen unbeweglich neben ihm lag, so daß er meinte, sie schlafe, hat sie durch eine lange fortgesetzte, ununterbrochene, starke Konzentration ihres Bewußtseins auf den Gedanken: „Jetzt sollst du ruhig werden; du darfst jetzt an nichts mehr denken; du sollst nun schlafen; — ich will, daß du jetzt schläfst," ihm manchmal tatsächlich Befreiung, Ruhe und Schlaf verschafft, — die ihm am nächsten Morgen wie durch ein Wunder geschenkt vorkamen. Sie hat das, einzig und allein aus ihrem heißen Wunsch, dem geliebten Manne zu helfen, jedoch ohne Art und Bedeutung ihrer Handlungsweise zu begreifen, während sieben bis acht Wochen fortgesetzt und es ihm dadurch ermöglicht, die schwerste Zeit zu überwinden. In der ganzen Zeitspanne hat dabei diese Frau ihrem Manne nie etwas von der „Behandlung", die sie ihm zuteil werden ließ, gesagt, so daß ihm erst später bekannt geworden ist, was sie für ihn getan hatte.

Jene Verschwiegenheit, — die ich als einen wesentlichen Faktor für die Erreichung des erzielten Resultats betrachte, weil eine „Versuchsperson", wenn sie weiß, daß ein derartiges Experiment mit ihr vorgenommen wird, nicht länger unbefangen ist, wodurch solche Einwirkungen verschiedentlich gestört werden — jene Verschwiegenheit mag hier teilweise zu erklären sein durch den eher verschlossenen Charakter dieser Frau, sie beruht aber doch gewiß auch darauf, daß das, was der Erreichung des mit so brennendem Eifer angestrebten Zieles förderlich ist, intuitiv verstanden wurde.

Und weiter muß — wie sich in späteren Gesprächen herausgestellt hat — noch ein anderes Element zur Erklärung herangezogen werden, das die typisch-weibliche Weise des Denkens und Fühlens so scharf beleuchtet, daß ich es, wenn es auch nicht in den Gang dieser Darlegung hineingehört, nicht unerwähnt lassen will; — denn wir lernen aus einem Beispiel oft mehr als aus einer Abhandlung, und aus diesem Beispiel können beide Gatten lernen.

Diese Frau war sich auf Grund ihres Fühlens wie ihres Nachdenkens wirklich darüber klar, wie das Verhältnis von Mann und Frau in der Ehe natürlicherweise (d. h. in Übereinstimmung mit der Eigenart „des" Mannes und mit der „der" Frau) sein soll, und sie versuchte also — ohne sich dessen voll bewußt zu sein — die Tatsache, daß sie in dieser Zeit und in dieser Hinsicht ihren Gatten geführt hatte, sowohl vor sich selbst wie vor ihm zu verheimlichen, so daß sie mit Ausnahme der Stunden jener geistigen Konzentration nicht daran denken und noch weniger darüber sprechen wollte.

Das echte Weib will instinktiv an dem Mann ihrer Liebe keine Schwäche sehen. Der nachfolgende Passus, den ich den Aufzeichnungen entnehme, in denen jene Frau von Zeit zu Zeit ihre Gedanken niedergelegt hat, zeigt diese Gemütsverfassung in so treffender Weise, daß ich nichts daran abändern will:

„Der Augenblick der Schwäche, des Sich-Anlehnens an die Frau, ist beim Manne so subtil, ich wäre fast geneigt zu sagen: so heilig, daß sogar zwischen den Gatten nie darüber geredet werden darf. — Ein solches Sich-völlig-Geben des Mannes ist — — Schwäche; — und Schwäche der Frau gegenüber ist Verzicht auf das, was das Weib instinktiv in dem Manne sucht: Halt, Kraft, Beherrschung, Sicherheit. Läßt er sich gehen, so empfindet die Frau zuerst Stolz auf sein Vertrauen, das so groß ist, daß er ihr sogar seine Schwäche zeigt; dann Mitleid; — und schließlich Mitleid mit sich selbst, weil er nicht die alles beherrschende Kraft besitzt, auf die sie sich stützen kann."

Es wäre unangebracht, an dieses Beispiel ein Loblied auf das „Wunder der Gattin" oder eine Paraphrase über „das Wunder im Weibe" anzuschließen.

So beschränke ich mich denn auf die weitere Mitteilung, daß ich, durch diese Beobachtung aufmerksam geworden, im Lauf der Jahre Versuche ähnlicher Art, in verschiedener Weise variiert, mehrmals vorgenommen oder veranlaßt habe, und daß ich durch die Ergebnisse dieser Versuche von der Möglichkeit und der Wirksamkeit solcher Einflüsse fest überzeugt bin.

Ich habe sogar in einigen Fällen von beginnender ehelicher Abneigung die wortlose Suggestion als wichtigsten Bestandteil der den Gatten empfohlenen systematischen Selbstbehandlung anwenden lassen — und zwar mit Erfolg, so daß ich auch anderen raten kann, sie gegebenenfalls in Betracht zu ziehen. Ihre Ausführung soll individuell angepaßt werden. Genügt dem einen die von einer Aufklärung begleitete Anweisung zur Konzentration der Gedanken auf dieses Ziel, für einen anderen wird sich die psychische Mechanisierung eines selbst zurechtgemachten Verses (bei dem es besonders auf den Rhythmus ankommt), analog der englischen Coué-Formel[1]) besser eignen.

Die beste Tageszeit zur Selbstbehandlung der ehelichen Abneigung mittels wortloser Suggestion — die, wenn sie den allein richtigen und guten, nämlich altruistischen Inhalt hat, gleichzeitig stark autosuggestiv wirkt — ist die der beginnenden Nachtruhe (oder, wenn dadurch nachher das Einschlafen zuviel erschwert wird, die Zeit gleich nach dem Erwachen); der geeignetste Ort: das altmodische Ehebett, das, mag man auch seine Vor- und Nachteile verschieden beurteilen und seine Unbequemlichkeiten völlig zugeben, durch die körperliche Nähe, die es herbeiführt, diese Art der Gedankenübertragung fördert.

Eine solche nicht zu lange dauernde tägliche „Sitzung" sollte womöglich mit einer Meditation über den betreffenden Gegenstand abgeschlossen werden; — womit wir von neuem bei der Selbstüberredung angelangt sind.

* *

„Die Philosophie des Als-Ob, System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus"[2]) von Hans Vaihinger ausgearbeitet und verkündet, beschäftigt

---

[1]) „From day to day, in every way. I'm going better and better."

[2]) Die Literatur, die sich mit diesem philosophischen System beschäftigt, ist umfangreich. Sie betrifft zum Teil die Anwendung der Lehre Vaihingers auf spezielle Wissenschaften. Auch das große Werk von Vaihingers eigener Hand enthält Abschnitte, die (wie der Bearbeiter der „Volksausgabe" Reymund Schmidt in seinem Vorwort schreibt) zwar für Fachgelehrte die Tragweite des Grundgedankens in das

sich mit den sogenannten „Fiktionen“, d. h. mit jenen Reaktionen unseres Denkens, welche die Eigentümlichkeit besitzen, unwahr zu sein — bewußt, gewollt unwahr —, aber nützlich und, vom praktischen Standpunkt aus gesehen, sogar notwendig. Das Denken muß nach Vaihinger vor allem als eine Lebensbedingung betrachtet werden; es trägt die Elemente der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit in sich. Es ist gerade das nicht, was man gewöhnlich meint: ein Spiegel, von dem eine Wirklichkeit-außerhalb-uns unverändert zurückgeworfen wird. Es ist vielmehr eine biologische Funktion, ein Mittel, um sich im Leben zu orientieren, mit dem Zweck, dieses Leben zu wahren und zu bereichern; ein Mittel, um das Handeln zu ermöglichen und zu erleichtern, um mit der Wirklichkeit abzurechnen und diese zu beherrschen[1]). Wir müssen denken, um am Leben bleiben zu können[2]). Und die „Fiktionen“ behaupten in diesem Denken einen großen Raum, weil sie den soeben genannten Anforderungen der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit in hohem Maße entsprechen.

So können wir auch in der Ehe das, was Vaihinger durch dieses Wort ausdrückt, nicht entbehren, und müssen dem Denken und Handeln Als-Ob in der Therapie (und besonders in der Selbstbehandlung) der ehelichen Abneigung einen bedeutenden Platz einräumen[3]). Wie der Arzt, um seine Aufgabe gehörig erfüllen zu können, manchmal mit Hinsicht auf das, was möglich ist, so handelt, als ob es tatsächlich stattfinden würde, und im Hinblick auf das, was unsicher ist, sich so beträgt, als ob es sicher wäre[4]), so haben

---

glänzendste Licht rücken, für den Laien aber weniger oder gar keine Bedeutung besitzen und außerdem das Lesen und Verstehen behindern, weil sie die große Linie des Gedankenganges unterbrechen. Deshalb sei dem Laien die 1923 bei Felix Meiner in Leipzig erschienene verkürzte Volksausgabe empfohlen und neben dieser Vaihingers „Wie die Philosophie des ‚Als-Ob‘ entstand“ in Band II der „Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen“, die unter R. Schmidts Leitung in demselben Verlag erscheint; sowie „Einführung in die Philosophie des Als-Ob“ von B. Fließ (Velhagen & Klassing, 1922). Für den Mediziner weiter: Richard Koch, „Das Als-Ob im ärztlichen Denken“ (Rösl & Co., München, 1924) und F. Rietti „l'Als-Ob in Medicina“ in Giornale di Psichiatria clinica e Tecnica manicomiale, Anno LI, fasc. III—IV, 1923.

[1]) Vgl. A. Tilgher, „Relativisti contemporanei“ 4a ediz., Roma, Libreria di scienze e lettere, 1923. Auch sei hier nochmals an die Darlegungen Mac Dougalls (siehe Fußnote auf S. 260) erinnert.

[2]) Fließ sagt zusammenfassend: Wir leben nicht um zu denken, aber wir denken, um zu leben.

[3]) Ich sehe hier einfachheitshalber (und auch der Kürze wegen) davon ab, „Fiktionen“ und „Semi-Fiktionen“ sowie „ein Betragen-als-ob“ und ein auf „Fiktionen“ gegründetes Betragen zu unterscheiden. Man kann diese Unterschiede, die aber für unsere Zwecke keine große Bedeutung haben, in ausgezeichneter Weise bei Koch (l. c. p. 30—31) erklärt finden.

[4]) Z. B.: Handle so, als ob jede akute Appendizitis zur Perforation und als ob jede Perforation zu einer allgemeinen bösartigen Bauchfellentzündung führen würde (Koch S. 30 und 47).

wir uns in der Ehe manchmal so zu benehmen, als ob Mann und Weib einander verstehen könnten; — als ob eine vollständige Harmonie zwischen ihnen möglich wäre; und auszugehen von der „Fiktion", in diesem Falle von der Voraussetzung, daß bei den Gatten gute Absichten, die vielleicht vorhanden sein können, wirklich bestehen.

Das sind „Fiktionen", die mehr oder weniger mit denen Vaihingers übereinstimmen. Daneben müssen wir jedoch in der Bekämpfung der ehelichen Abneigung durch Selbstbehandlung, wie übrigens auch in vielen sonstigen Lebensumständen, oft die eine oder die andere Weise des Handelns-als-ob anwenden, die zwar den Forderungen des philosophischen Systems nicht oder nicht völlig genügt, aber doch eine Lebenslehre des Als-Ob zur Grundlage hat, — eine Lebenslehre, die bedeutend älter ist als Vaihingers Philosophie, bedeutend älter auch als die Systeme oder Denkweisen seiner Vorläufer (Schiller, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Marchesini) — eine Lebenslehre, der man zu allen Zeiten gehuldigt hat, — die der bewußten und gewollten Einbildung.

Einbildung, Autosuggestion und Suggestion, Tun-als-ob — das sind die Ursachen vieler Übel und gleichzeitig die souveränen Mittel gegen viele Übel — nicht zuletzt gegen die der ehelichen Abneigung!

„Fortis imaginatio generat casum, disent les clercs"[1]) schrieb Montaigne im XX. Kapitel seiner Essais (De la force de l'imagination — Über die Kraft der Einbildung), und er belegte das mit zahlreichen Beispielen aus uralten Zeiten.

Jetzt sagen wir: Die Fiktion kann die Wahrheit ersetzen — und, zur Wahrheit werdend, sich selbst überflüssig machen.

---

[1]) „Eine starke Einbildung ruft den Vorgang selbst hervor, sagen die gelehrten Leute."

Schlußbetrachtung

Jede Ehe wird durch Abneigung der Gatten bedroht, weil in dem Verhältnis der Geschlechter die gegenseitige Abstoßung einen mindestens gleich starken Einfluß ausübt wie die Anziehung, und weil bei dem engen Zusammenleben so verschiedenartig veranlagter Wesen wie Mann und Weib nun einmal sind, Stoff und Gelegenheit zu Konflikten gleich reichlich vorhanden sind. Dem steht gegenüber, daß nur die Ehe dem Menschen die gleichzeitige völlige Befriedigung verschiedener lebenswichtiger Triebe ermöglicht. Aus diesem Grunde muß die Ehe, meiner innersten Überzeugung nach, den Schwierigkeiten, die mit ihr nur allzuoft verbunden sind, zum Trotz, als eine Lebensbedingung für Mann und Weib betrachtet werden, — eine Lebensbedingung in dem Sinne, daß ein Leben außerhalb der Ehe selbstverständlich sehr wohl möglich, aber kein volles Leben ist, und daß das Leben in einer nur teilweise glücklichen Ehe vor einem Dasein ohne Gefährten den Vorzug verdient.

Außerdem bietet die Ehe, wenn man ihre Schwierigkeiten zu beherrschen weiß, so viele und so bedeutende Aussichten, um den Lebensinhalt in allen, oder doch beinah allen, Richtungen zu vergrößern, daß sie die Anstrengung, die Hingebung und die Opferwilligkeit, die sie von den Gatten fordert, reichlich vergütet.

Diese Hingebung und Opferwilligkeit sind jedoch unbedingt notwendig. Ohne sie ist ein eheliches Glück nicht denkbar. Hingebung ist schon Bereitschaft, um Opfer zu bringen. Denn Hingabe, die nur unter der Bedingung der Erwiderung geschenkt wird, ist keine Hingabe. Wer nicht zu wahrer Hingabe bereit oder fähig ist, der wird sich in seiner Ehe immer enttäuscht sehen[1]).

Aber auch die Anstrengung, die fortwährende, nie nachlassende Anstrengung darf nicht fehlen. Jedes Glück will erlernt sein und an jedem Glück muß unaufhaltsam gearbeitet werden; — das gilt erst recht für das Glück der Ehe. Denn die Ehe darf nicht als einfache Tatsache hingenommen werden, sondern sie ist als Ideal zu betrachten, dem man, immer strebend sich bemühend, allmählich näher kommt.

In diesem Rahmen gesehen, ist auch der ehelichen Abneigung, solange sie wenigstens innerhalb gewisser Grenzen bleibt, eine nützliche Funktion

---

[1]) S. Wattjes (Philosophische Gedanken über die Ehe, zitiert in Aph. XXVII.)

nicht abzusprechen. Und für die unvermeidlichen — wenn nur nicht unbeherrschten — Dissonanzen der Ehe läßt sich eine stets schönere Auflösung finden.

Partout, veiras que nais
l'armounio d'un tuert[1])

Die gute Ehe wird stets von neuem ihre Konflikte zur Aussöhnung bringen, und die wahre Ehe ist nicht die konfliktlose Ehe, sondern die dauernd ihre Konflikte aussöhnende Ehe[2]).

„Wahre Ehe" und „vollkommene Ehe" zusammen endlich führen zur

Vollendung der Ehe.

---

1) „Überall wirst du sehen, wie aus einem Zusammenprall die Harmonie entsteht." Spruch aus der Provence (nach Henry de Montherlant).

2) Siehe den Leitspruch dieses Buches.

Nachwort

Auch Bücher haben ihre Geschichte. — Und die meisten haben sogar ihre Vorgeschichte, die Geschichte ihrer Entstehung und Entwicklung. Über den vorliegenden zweiten Band meiner Trilogie ist dazu folgendes zu sagen:

Schon vor vielen Jahren hatte ich in meinen Arbeitsplan die Abfassung eines in wissenschaftlichem Geist gehaltenen, jedoch nicht nur für den Arzt, sondern auch für den gebildeten Laien verständlichen Buches aufgenommen, in dem ich die Fragen, die sich auf die Fruchtbarkeit der Ehe beziehen, besonders auch vom technischen Standpunkt aus betrachten wollte. Denn die Praxis hatte mir fast täglich gezeigt, wie viele Menschenpaare gerade einer derartigen Aufklärung bedürfen und wie viele Ärzte gerne ein solches Buch zur Hand haben möchten.

Als ich endlich die Zeit fand, an die Ausführung dieses Planes zu gehen, sah ich mich alsbald genötigt, meinen Darlegungen dieser Fragen eine umfangreiche Einleitung voranzuschicken, die gewisse Kenntnisse der sexuellen Physiologie des Mannes und des Weibes zu vermitteln hatte und zudem eine physiologisch-technische Darstellung der ehelichen Geschlechtsbeziehungen enthalten sollte. Denn nur dann, wenn man über solche Kenntnisse verfügt, kann man die Erörterung der Faktoren, welche die Fruchtbarkeit der Ehe beeinflussen, wirklich verstehen.

Da es aber ein Buch, das solche Kenntnisse in genügendem Maße vermitteln könnte, nicht gab, so hatte ich es selber zu schreiben. Ich tat das, — um so eher, als ich davon überzeugt war, daß eine gründliche Aufklärung über den geschlechtlichen Umgang und seine Technik auch an sich schon manchen Eheleuten (und nicht wenigen Ärzten) von großem Nutzen sein könnte. So entstand „Die vollkommene Ehe". Und aus der guten Aufnahme, die jenes Buch, wie ich aus den erschienenen Beurteilungen und aus zahlreichen Briefen schließen darf, bei Ärzten und Laien fand, geht wohl zur Genüge hervor, daß ich richtig gesehen hatte.

Während der Abfassung jenes, die Physiologie behandelnden Bandes, wurde es mir — infolge eigener Überlegung so gut wie durch mündlichen

und schriftlichen Gedankenwechsel mit Ärzten, Psychologen und Moralisten — immer klarer, daß ihm eine Abhandlung zu folgen hätte, in der das eheliche Glück und dessen Erhaltung von einer anderen, diesmal psychologischen Seite zu beleuchten wäre.

Dies ging aus der Notwendigkeit hervor, den oberflächlichen Leser vor der Gefahr der Überschätzung des einen Faktors und der damit zusammenhängenden Möglichkeit der Unterschätzung anderer, ebenfalls sehr wichtiger Faktoren, zu schützen.

Es war weiter nötig, um dem Verfasser den ungerechtfertigten Vorwurf der Einseitigkeit, den solche Leser der „Vollkommenen Ehe" sonst hätten erheben können, zu ersparen.

Vor allem aber ließ es sich aus der schon in meiner Einleitung in den Vordergrund gerückten Überlegung folgern, daß man nicht allein durch Verstärkung der anziehenden Kräfte versuchen soll, den ehelichen Bund zu befestigen, sondern auch durch Bekämpfung der abstoßenden.

Das waren die Gründe, die mich dazu geführt haben, dieses heute abgeschlossene Buch zu verfassen.

Von der Richtigkeit dieser Gründe haben auch die inzwischen erschienenen Besprechungen des ersten Buches mich wiederum überzeugt. Denn neben der allgemeinen Anerkennung, die mir fast ungemischte Freude geschenkt hat, kommt doch hin und wieder die Meinung zum Ausdruck, daß „das Buch dringend nach seinem angekündigten Zwillingsbruder verlangt, der die ethische und psychologische Seite darlegen soll"[1]).

Wie ich schon zu bemerken Gelegenheit hatte, haben besonders Nervenärzte den ersten Band mit fast begeisterter Anerkennung begrüßt. Kein Wunder, weil gerade sie die unglücklichen Folgen einer durch Unwissenheit verursachten mangelhaften oder fehlerhaften Technik des ehelichen Geschlechtsumganges wohl am allermeisten zu sehen bekommen. Daß dabei gerade auch sie die Mitteilung, daß dieser zweite Band erscheinen würde, bewillkommt haben, kann ebensowenig wundernehmen. — Andererseits läßt es sich aber auch sehr wohl verstehen, wenn aus spezialistisch-psychotherapeutischen Kreisen hin und wieder eine Stimme hörbar wird, die gegen das verwegene Unternehmen eines auf diesem Gebiete nicht spezialistisch geschulten Autors gewisse Bedenken zum Ausdruck bringt.

Ich habe, während ich diesen zweiten Band schrieb, von Anhängern verschiedener psychologischen und psychotherapeutischen Schulen den wohlmeinenden Rat erhalten, meinen Darlegungen die Begriffe und die Erfahrungen einer oder anderer bestimmten Lehre zugrunde zu legen. Wie hervor-

[1]) Max Nassauer in der Münchener Med. Wochenschrift vom 12. November 1926.

ragend nun aber auch die Verdienste für Wissenschaft und Praxis sind, welche diese Schulen aufzuweisen vermögen, — ich habe mich dennoch an keine ihrer Lehren binden wollen; im allgemeinen nicht und in diesem Buche erst recht nicht. Mich an den Grundsatz haltend, das Gute dorther zu nehmen, wo ich es zu finden glaube, habe ich von der einen Lehre wie von den anderen das übernommen, was mir für meine Arbeit nützlich erschien, und dies alles zusammenfassend versucht, es dem Leser beizubringen, damit er seinen Vorteil daraus ziehe.

Diese Weise des Vorgehens setzt mich selbstverständlich der Gefahr aus, nicht allein von den Anhängern der „anderen" Lehren angegriffen zu werden, sondern von den Adepten aller Schulen hören zu müssen, daß ich als Outsider von der Psychologie im allgemeinen und von der Psychologie der Ehe im besonderen keine blasse Ahnung habe. Man hat schon im voraus damit angefangen, wie aus dem Ausschnitt hervorgeht, den ich einer — übrigens sehr wohlgesinnten und anerkennenden — Besprechung der „Vollkommenen Ehe" entnehme, die Fritz Wittels in der „Neuen Freien Presse" vom 28. November 1926 veröffentlicht hat. Er hat folgenden Wortlaut: „Van de Velde spricht von der Technik der Ehe. Er kündigt zwei weitere Bände an, die von der Psychologie und den Kindern" (eine Ausdrucksweise, die zu Mißverständnissen führen kann!) „handeln sollen. Er wird sie vermutlich nicht schreiben. Wüßte er genug von der Psychologie der Ehe, so hätte er den Mut zur Technik der Ehe nicht aufgebracht. Denn die Hochehe ergibt sich samt ihrer Technik von selbst, wo die psychologischen Voraussetzungen vorhanden sind. Die aber sind so verwickelt, daß die Gelehrten vergeblich an ihrer Entwirrung arbeiten."

Ja, — wenn die Praxis des Lebens darauf warten soll, bis die „Denker" und die „Philosophen" (die Wittels im Anfang seiner Besprechung erwähnt) mit Denken und Philosophieren fertig geworden sind, und bis „die Gelehrten" nicht mehr vergeblich an der Entwirrung der psychologischen Voraussetzungen der Hochehe arbeiten würden, so könnte den Menschen wohl ebensowenig (es ist leider doch noch immer nur ein wenig!) geholfen werden, wie es der Fall sein würde, wenn wir Ärzte mit unseren Verordnungen und unserem Eingreifen zuwarten wollten, bis die Theoretiker und die Forscher an ihren Schreibtischen und in ihren Laboratorien die nicht viel weniger verwickelten Fragen, die mit den Krankheiten des Körpers zusammenhängen, entwirrt haben; — was übrigens gewiß nicht heißen will, daß ich die Bedeutung der Arbeit des Denkers, des Philosophen, des Psychologen, des Theoretikers, des Laboratoriumsforschers, auch für die Praxis nicht sehr hoch anschlage!

Auf jeden Fall: „Fais ce que dois, advienne que pourra!" — Ich habe es für meine Aufgabe gehalten, die hier vorliegende Arbeit zu schreiben, und hoffe damit wenigstens einige, und wenn möglich manche meiner Mitmenschen zu so viel Einsicht in eigenes Wesen und in das des Partners — aber vor allem in das Wesen der Zwei-Einheit, die ihre Ehe ist, oder sein sollte — verholfen zu haben, wie sie brauchen, um die ihnen drohende eheliche Abneigung mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen zu können.

Val Fontile, am Himmelfahrtstag 1927









